

## Volkskunde.

### Physische Beschaffenheit der Bevölkerung.



Die Ergebnisse der Volkszählung. — Als die Bukowina im Jahre 1775 unter die österreichische Herrschaft gelangte, wurde nach Biedermann eine Einwohnerzahl von 79.513 Personen ermittelt. Die allmähliche Zunahme der Bevölkerung zeigt nachstehende Tabelle:

Jahr	Einwohnerzahl	Seit der letzten Zählung sind Jahre verfloßen	Zunahme der Bevölkerung		
			absolut	für die ganze Zeitdauer %	Durchschnitt 1 Jahres %
1775	79.513	—	—	—	—
1786	171.731	12	92.218	125	10·4
1805	212.653	20	41.122	23	1·15
1830	282.668	25	70.015	32	1·2
1840	334.088	10	51.420	18	1·8
1850	456.920	10	122.832	36	3·6
1869	513.404	19	56.484	12	0·7
1880	571.671	11	58.267	11	1·0
1890	646.591	10	74.920	13	1·3

Der für die erste Zeitperiode (1775 bis 1786) sich ergebende durchschnittliche Jahreszuwachs von 10·4 Percent findet in den während der ersten Jahre des Anschlusses der Bukowina an Österreich zahlreichen Einwanderungen in das sehr schwach bevölkerte Land seine Erklärung.

In den ersten vier Decennien des XIX. Jahrhunderts nahm die Bevölkerung der Bukowina in normaler Progression zu und betrug der durchschnittliche percentuelle Jahreszuwachs in diesem Zeitabschnitte 1.15 bis 1.8. Im Zehnjahre 1840 bis 1850 finden wir wieder einen bedeutenden Bevölkerungszuwachs im Jahresdurchschnitte von 3.6 Percent. Es müssen sonach in diesem Zeitabschnitte, in welchen die Aufhebung der Leibeigenschaft in Österreich und die dadurch bedingte größere Freizügigkeit der Volksmassen fällt, neuerlich stärkere Einwanderungen in das Land stattgefunden haben. Die Zeitperiode vom Jahre 1850 bis zum Jahre 1869 weist hingegen einen verminderten Bevölkerungszuwachs von im Jahresmittel nur 0.7 Percent auf, eine Erscheinung, welche durch die in den Jahren 1854, 1855 und namentlich 1866 im Lande auftretenden Cholera-Epidemien, durch zahlreiche Fleckfieber-Epidemien und durch schwere Hungerjahre mit ihren für das leibliche Wohl so bösen Folgen bedingt wurde. Während der zwei letzten oben verzeichneten Decennien vollzog sich der Bevölkerungszuwachs in normaler Weise, nur war derselbe in den Jahren 1880 bis 1890 im Jahresmittel um 0.3 Percent größer, als im vorangegangenen Jahrzehnte.

Die Bevölkerung der Bukowina hat seit der Occupation des Landes durch die österreichische Regierung, das ist seit dem Jahre 1775, bis zum Jahre 1890 um rund 700 Percent zugenommen, und die Ziffern der Bevölkerung des Jahres 1775 verhalten sich zu denen des Jahres 1890 wie 1:8. Von den 646.591 Bewohnern, welche bei der letzten Volkszählung in der Bukowina anwesend waren, gehören 324.469 dem männlichen und 322.122 dem weiblichen Geschlechte an. Auf je 1000 Männer kommen sonach 993 Frauenpersonen, und das Sexualpercent beträgt 99.3.

Auf einen Quadratkilometer entfielen im Jahre 1890 62 Bewohner, gegen 80 in den im Reichsrathe vertretenen Ländern Österreichs überhaupt; sonach gehört die Bukowina zu den spärlich bewohnten Ländern Österreichs. Doch hat die Volksdichtigkeit der Bukowina gegen die Vorperioden in nicht unbedeutendem Grade zugenommen, denn es kamen im Jahre 1880 55, im Jahre 1869 44 und im Jahre 1775 7.6 Bewohner auf einen Quadratkilometer.

Was das Alter der Bewohner der Bukowina anbelangt, so entfallen nach der Volkszählung vom Jahre 1890 auf das kindliche Alter bis zu 14 Jahren 38 Percent der Gesamtbevölkerung, auf das erwerbsfähige Alter von 15 bis inclusive 59 Jahren 58 Procent, auf das Greisenalter von 60 und mehr Jahren nur 4 Percent der Gesamtbevölkerung. Die Bewohner der Bukowina sterben sonach rasch ab, und nur wenigen ist es gegönnt, ein Alter von mehr als 60 Jahren zu erreichen.

Den Stand betreffend finden wir in der Bukowina nach dem Resultate der letzten Volkszählung auf 100 Einwohner beim männlichen Geschlechte 61 ledige, 37 verheiratete

und 2 verwitwete; beim weiblichen Geschlechte 56 ledige, 37 verheiratete und 7 verwitwete; in den im Reichsrathe vertretenen Ländern hingegen beim männlichen Geschlechte 63 ledige (um 2 mehr als in der Bukowina), 34 verheiratete (um 3 weniger als in der Bukowina) und 3 verwitwete (um 1 mehr als in der Bukowina), beim weiblichen Geschlechte 59 ledige (um 3 mehr als in der Bukowina), 33 verheiratete (um 4 weniger als in der Bukowina) endlich 8 verwitwete (um 1 mehr als in der Bukowina). Es ergibt sich sonach, daß in der Bukowina, sowohl beim männlichen, als auch beim weiblichen Geschlechte die Heirats-



Rumänen.

luft, das ist das Bedürfniß nach Gründung eines eigenen Familienstandes, größer ist, als in den im Reichsrathe vertretenen Ländern Österreichs überhaupt.

Wenn wir die Bevölkerung nach dem Religionsbekenntnisse gliedern, so ergeben sich nachstehende Verhältnisse:

	Absolut	Auf 1000 Einwohner
Römisch-katholisch . . . . .	72.389	111·95
Griechisch-unirte . . . . .	19.810	30·64
Armenisch-unirte . . . . .	747	1·16
Altkatholiken . . . . .	2	0·00

Bukowina.

	Abjolut	Auf 1000 Einwohner
Griechisch-orientalisch . . . . .	450.773	697.15
Armenisch-orientalisch . . . . .	546	0.84
Evangelische Augsburgische Confession . . . . .	15.868	24.54
"    Helvetischer    "    . . . . .	476	0.74
Lippowaner . . . . .	3.213	4.97
Israelliten . . . . .	82.717	127.93
Muhamedaner . . . . .	3	0.01
Confessionslose . . . . .	47	0.07

Aus obiger Übersicht ist zu entnehmen, daß das Gros der Bevölkerung zur griechisch-orientalischen Religion sich bekennt; ferner ist die große Zahl der die Bukowina bewohnenden Israelliten bemerkenswerth, sie übersteigt die der römisch-katholischen Glaubensgenossen. Schließlich sei hervorgehoben, daß im Lande 3.213 Lippowaner, welche sich zu einer besonderen alt-russischen Sekte bekennen, ansäßig sind.

Bezüglich der Umgangssprache ergeben die Resultate der letzten Volkszählung nachstehende Verhältnisse:

	Abjolut	Pro Mille
Ruthenisch . . . . .	268.367	417.70
Rumänisch . . . . .	208.301	324.21
Deutsch . . . . .	133.501	207.78
Polnisch . . . . .	23.604	36.74
Magyarisch . . . . .	8.139	12.67
Sonstige Sprachen . . . . .	583	0.90

Die Meistzahl der Bevölkerung (74 Percent derselben) bedient sich im Umgange der ruthenischen oder der rumänischen Sprache. Diese beiden Sprachen sind die Umgangssprachen der autochthonen Bevölkerung; und zwar ist die ruthenische im Lande mehr verbreitet als die rumänische, und da die Umgangssprache mit der Nationalität der betreffenden Personen sich deckt, so ergibt es sich, daß die Anzahl der Ruthenen in der Bukowina größer ist als die der Rumänen.

Die politischen Bezirke Kozman, Wizniß, Czernowiß-Umgebung und Sereth, sonach der nördliche und westliche Theil des Landes, werden vorwiegend von den Ruthenen bewohnt, während in den politischen Bezirken Gurahumora, Radauß, Suczawa, Kimpolung und Storożyneß, daher im südlichen und östlichen Theile der Bukowina die überwiegende Zahl der Bewohner Rumänen sind.

Außer der ruthenischen und rumänischen ist auch die deutsche Sprache im Lande sehr stark verbreitet. Daß im allgemeinen Verkehre der höher gestellten Volksklassen des Landes, in fast allen Mittelschulen, in den Ämtern und im Landtage die deutsche Sprache als Umgangssprache dient, erscheint in einem so polyglotten Lande, wie es die Bukowina ist, selbstverständlich. Übrigens sprechen sehr viele Bukowiner, selbst der

niedereren Stände, drei bis vier Sprachen geläufig, zumeist deutsch, ruthenisch, rumänisch und polnisch.

Was den Bildungsgrad der Bevölkerung anbelangt, so ergeben die Resultate der Zählung vom 31. December 1890, daß auf je 1000 Personen des männlichen Geschlechtes 798·8 und auf je 1000 Personen des weiblichen Geschlechtes 861·7 Analphabeten entfallen, gegen 389·5, beziehungsweise gegen 413·3 in den im Reichsrathe vertretenen Ländern Österreichs. Wenn auch die bezüglichen Verhältnisse in den letzten Jahren sich gebessert haben, so steht doch besonders die Landbevölkerung der Bukowina auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe.

Bezüglich der schweren körperlichen und geistigen Gebrechen liefern die Ergebnisse der letzten Volkszählung nachstehende Daten:

	absolut	pro Tausende der Bevölkerung	
		Bukowina	Österreich
Blind auf beiden Augen . . . . .	464	7·2	8·1
Taubstumm . . . . .	730	11·2	12·9
Geisteskrank . . . . .	511	7·9	18·0
Cretinismus . . . . .	259	4·0	6·6

Der Cretinismus ist auf mehrere im Gebiete des Moldawastrasses gelegene Gemeinden der politischen Bezirke Gurahumora und Kimpolung beschränkt. Cretinogenden sind stets auch Kropfgegenden.

Über die physische Entwicklung und Beschaffenheit der Bevölkerung geben die Resultate der Affentirungscommissionen Aufschluß. Von je 100 im Jahre 1895 zur Stellung Gelangten wurden affentirt:

	für das Recruten- contingent	in die Ersatz- Reserve	im Ganzen
Stadt Czernowitz . . . . .	27·6	7·9	35·5
Bezirk Czernowitz-Umgebung . . . . .	25·4	11·1	36·5
„ Gurahumora . . . . .	34·5	8·2	42·7
„ Kimpolung . . . . .	23·3	3·3	26·6
„ Kozman . . . . .	17·0	4·0	21·0
„ Nadautz . . . . .	33·2	10·9	44·1
„ Sereth . . . . .	20·0	9·3	29·3
„ Storożynetz . . . . .	19·8	10·3	30·1
„ Suczawa . . . . .	30·2	4·3	34·5
„ Wizniß . . . . .	22·8	5·0	27·8
Land Bukowina . . . . .	24·6	7·5	32·1

Von je 100 Stellungspflichtigen wurden in der ersten Altersklasse 32·7 Percent, in der zweiten 21·5 Percent und in der dritten 42·6 Percent (hievon 23·3 Percent in die Ersatzreserve) affentirt. Es war sonach in der ersten Altersklasse fast jeder vorgeführte

dritte Mann bereits derart kräftig und entwickelt, daß er als kriegsdiensttauglich bezeichnet werden konnte.

Wie aus der obigen Tabelle zu entnehmen ist, wurden im Lande 24·6 Percent der Gestellten auf das Recrutencontingent assentirt. Diese Relativzahl fluctuirt innerhalb der einzelnen Landestheile zwischen 17 Percent im Bezirke Kozman und 34·5 Percent im Bezirke Gurahumora.

Die Kriegsdiensttauglichkeit in Relation zur Körpergröße macht nachstehende Tabelle ersichtlich.

Körpergröße in Centimetern	Tauglichkeits-Percent
171 — 175	37·5
180 und darüber	36·1
176 — 180	35·6
166 — 170	35·5
161 — 165	33·6
155 — 160	27·6
153 — 154	8·4

Was die Ursachen der Kriegsdienstuntauglichkeit anbelangt, so wurden im Jahre 1895 62 Percent der Gestellten als „körper schwach“ bezeichnet, 3·8 Percent wegen Mißbildungen der unteren Extremitäten, 3·1 Percent wegen Mißbildungen am Kopfe oder Stamme, 2·5 Percent wegen Erweiterung der Blutadern, 2·3 Percent wegen Augenkrankheiten, 2·2 Percent als mit einem Kropfe behaftet, endlich 1·8 Percent der Untersuchten wegen Eingeweidevorlagerungen zurückgestellt.

Die meisten Augenkranken weisen die politischen Bezirke Kozman und Radauz auf; fast ein Drittel sämmtlicher mit Kropf Behafteten stammt aus dem politischen Bezirke Kimpolung; wegen erweiterter Blutadern wurden Assentpflichtige zumeist in den politischen Bezirken Kozman und Radauz zurückgestellt; die meisten Eingeweidevorlagerungen wurden in den politischen Bezirken Kozman und Gurahumora vorgefunden; die meisten Mißbildungen an den unteren Extremitäten kamen in den politischen Bezirken Suczawa und Sereth vor.

Von den Zurückgestellten wurden 74·6 Percent als derzeit untauglich, 23·6 Percent als waffenunfähig und 2·8 Percent als offenkundig zu jeder Dienstleistung untauglich bezeichnet.

Einen weiteren Beitrag zur Kenntniß der physischen Beschaffenheit der Bevölkerung liefern die Verhältnisse der Volksbewegung.

Im Mittel der Jahre 1889 bis 1895 sind auf 1000 Einwohner 8·37 Eheschließungen vorgekommen. Es entfällt sonach eine Eheschließung auf 120 Einwohner. Diese Relativzahl schwankte im Jahre 1895 in den einzelnen politischen Bezirken zwischen 105 in der Stadt Czernowiz und 130 im politischen Bezirke Wijniz.

Die geringe Zahl der Eheschließungen im politischen Bezirke Wiznitß ist auf den Umstand zurückzuführen, daß die in diesem Landestheile zahlreich ansässigen orthodoxen Israeliten (Chassiden) zumeist blos rituelle, rechtsungiltige Ehen eingehen.

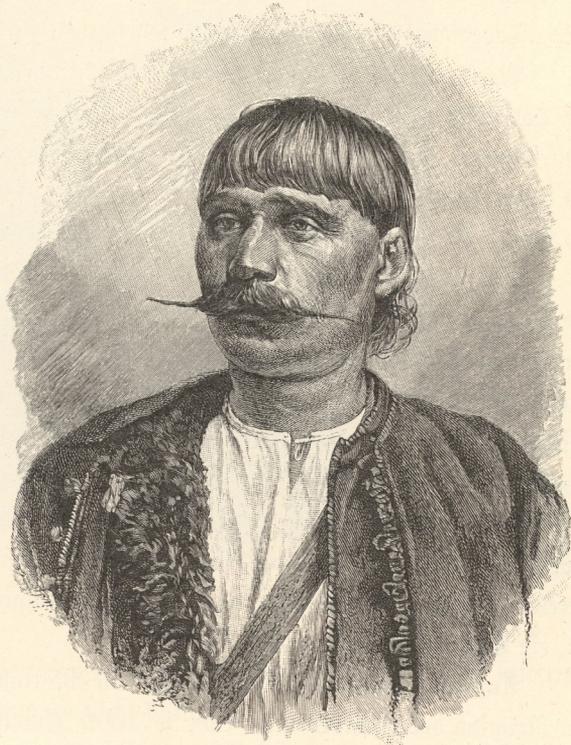
Im Decennium 1886 bis 1895 entfielen per Jahr auf 1000 Einwohner 45·8 Geburten. Diese Ziffer schwankte im Jahre 1895 in den einzelnen Landestheilen zwischen 55·5 im politischen Bezirke Kozman und 39·9 Stadt Czernowitz. Die politischen Bezirke Kozman, Sereth und Czernowitz Umgebung, sonach die Landestheile mit vorwiegend ruthenischer Bevölkerung standen in den Jahren 1894 und 1895 mit ihrer relativen Geburtsfrequenz über dem Landesmittel. Daß der politische Bezirk Wiznitß, dessen überwiegende Bevölkerung gleichfalls Ruthenen sind, in seiner Relationszahl an der vorletzten Stelle steht, erklärt sich daraus, daß die den Gebirgsthail dieses Bezirkes bewohnenden Huzulen sich keines großen Kindersegens erfreuen.

Im Durchschnitte der Jahre 1881 bis 1895 sind auf 1000 Einwohner 31·0 Todesfälle vorgekommen. Dieses Mortalitätspercent fluctuirt innerhalb der einzelnen Jahre dieses Zeitabschnittes zwischen 40·0 im Jahre 1882 und 28·0 im Jahre 1893.

Wenn das Mortalitätspercent der relativen Geburtsfrequenz entgegengestellt wird, so ergibt sich im Durchschnitte ein jährlicher Geburtsüberschuß von 1·3 Percent.

In den Jahren 1890 bis 1895 betrug der durchschnittliche Jahresgeburtsüberschuß rund 8200 Personen.

Was die Mortalitätsverhältnisse in den einzelnen Landestheilen anbelangt, so schwankt die bezüglichliche auf 1000 Einwohner berechnete Relativzahl im Jahre 1895 zwischen 23·9 im politischen Bezirke Kimpolung und 39·5 im politischen Bezirke Kozman. Das besonders hohe Mortalitätsprocent im letztgenannten Landestheile ist theils durch die



Ruthene.

hohe Geburtsfrequenz, theils durch die ungesunde Beschaffenheit des Bodens in vielen Gemeinden dieses Bezirkes bedingt.

In den politischen Bezirken Kimpolung, Radauz und Gurahumora, also in den Bezirken mit überwiegend rumänischer Bevölkerung, herrschten im Jahre 1895 die günstigsten, in der Stadt Czernowiz, sowie in den ruthenischen Bezirken Czernowiz Umgebung und Kogman die ungünstigsten Gesundheitsverhältnisse.

Entsprechend der großen Geburtsfrequenz herrscht im Lande auch eine hohe Mortalität im ersten Lebensjahre, denn es sterben durchschnittlich von 100 Geborenen 22 Erstjährige. Diese Todesfälle belasten die Gesamtmortalität durchschnittlich mit 33 Percent.

Was die Mortalitätsverhältnisse in Berücksichtigung des Alters anbelangt, so belasten die Todesfälle der bis 5 Jahre alten Kinder die Gesamtmortalität des Jahres 1895 mit 59.5 Percent, die der 5 bis 15 Jahre alten Personen mit 9.5 Percent, die der 15 bis 30 Jahre alten mit 5 Percent, die der 30 bis 50 Jahre alten mit 8.4 Percent, die der 50 bis 70 Jahre alten mit 11.8 Percent, die der über 70 Jahre alten mit 5.7 Percent.

Die enorme Sterblichkeit der bis 15 Jahre alten im kindlichen Alter stehenden Personen, welche mehr als zwei Drittel der Gesamtmortalität belastet, ist einerseits durch die bedeutende Sterblichkeit des ersten Lebensjahres, auf welches 50 Percent dieser Todesfälle kamen, andererseits durch die bedeutende Sterblichkeit an infectiösen, die Kinder vorwiegend befallenden Krankheiten (Scharlach, Diphtherie, Keuchhusten), welche im Lande endemisch herrschen, bedingt. Das hohe Mortalitätspercent der 50 bis 70 Jahre alten Personen spricht dafür, daß das Absterben der in diesen Altersklassen stehenden Personen, welches schon bei der früheren Altersgruppe begonnen hat, in rascher Folge vor sich geht, welche Thatfache den bereits oben gemachten Ausspruch, daß es nur wenigen Bewohnern der Bukowina gegönnt ist, ein hohes Alter zu erreichen, bestätigt.

Außerst interessante Daten liefern die Mortalitätsverhältnisse bei Berücksichtigung der Religion der Verstorbenen. Von je 1000 Israelliten sind im Durchschnitte der Jahre 1892 und 1893 19 Percent gestorben, von je 1000 Bekennern der evangelischen Augsburger Confession (zumeist deutsche Colonisten) 22.7 Percent, von je 1000 römisch-katholischen Glaubensgenossen (zumeist Bewohner der Städte und Marktorde) 29.8 Percent, von je 1000 Bekennern der griechisch-katholischen Kirche (zumeist Vorstädtler) 30 Percent, endlich von je 1000 Bekennern der griechisch-orientalischen Glaubensgenossen (autochthone Landbevölkerung) 35 Percent.

Das hohe Mortalitätspercent der autochthonen Bevölkerung des Landes ist theilweise durch die große Geburtsfrequenz bedingt, welche im Durchschnitte der zwei obangeführten Jahre für dieselben 48.9 Pro Mille ausmacht; ferner trägt der schwerwiegende Umstand zu der großen Sterblichkeit unter der autochthonen Landbevölkerung bei, daß dieselbe ärztliche



Quzulin.

Hilfe nur in den seltensten Fällen herbeiruft und insbesondere beim Ausbruche infectiöser Erkrankungen die ärztlichen Anordnungen nicht beachtet.

Bezüglich der Todesursachen ergibt die Statistik des Jahres 1890 nachstehende auf 100.000 Einwohner berechnete Zahlen:

Infections-Krankheiten	Bukowina	Österreich
Blattern . . . . .	19	25
Masern . . . . .	57	64
Scharlach . . . . .	111	51
Typhus . . . . .	113	47
Ruhr . . . . .	168	46
Keuchhusten . . . . .	265	115
Diphtherie . . . . .	179	120
Wuthkrankheit . . . . .	2	—
Summe der durch Infection verursachten Todesfälle .	914	468

Ferner	Bukowina	Österreich
Angeborene Lebensschwäche der Unterjährigen . . .	647	388
Entzündliche Erkrankungen der Athmungsorgane . . .	235	348
Lungenschwindsucht . . . . .	361	394
Darmcatarrh . . . . .	94	194
Schlagfluß . . . . .	36	68
Krebsige Entartungen . . . . .	29	55
Alterschwäche . . . . .	268	300
Sonstige Krankheiten . . . . .	583	711
Gewaltthame Todesfälle . . . . .	41	44
Gesammtsumme der Todesfälle . . . . .	3208	2923

Das gegen den Durchschnitt Österreichs größere Mortalitätspercent der Bukowina wird durch die bedeutend höhere Sterblichkeit im ersten Lebensjahre und durch die größere Mortalität infolge der Infectionskrankheiten bedingt.

Das auf 100.000 Einwohner berechnete Mortalitätspercent betrug im Jahre 1890 beim männlichen Geschlechte in der Bukowina 3362, in den im Reichsrathe vertretenen Ländern Österreichs 3074, beim weiblichen Geschlechte 3054, beziehungsweise 2780.

Anthropologie. — Über die Körpergröße der einheimischen Bevölkerung geben die am Assentplaze ausgeführten Messungen der 20 bis 23 Jahre zählenden Personen männlichen Geschlechtes einige Auskunft; doch muß, da bei den bezeichneten Personen das Wachsthum noch nicht abgeschlossen ist, angenommen werden, daß die männliche Bevölkerung der Bukowina von etwas größerem Körperwuchse ist, als es die obangeführten Erhebungen darthun.

Körperhöhe in Centimeter	Politische Bezirke Gura- humora, Kimpolung, Radanz und Suczawa mit vorwiegend rumänischer Bevölkerung %	Politische Bezirke Czerno- witz Umgebung, Kozman und Wijnitz mit vorwie- gend ruthenischer Bevöl- kerung %	Land Bukowina %	Die im Reichs- rathe vertre- tenen Länder Österreichs %
weniger als 153	2.2	3.6	3.0	3.4
153 bis inclusive 160	17.2	23.4	20.9	21.4
161 " " 165	28.2	31.3	28.6	27.6
166 " " 170	28.3	24.6	27.5	26.5
171 " " 180	22.1	16.4	18.9	19.9
181 und darüber	1.3	0.7	0.5	1.2
bis inclusive 165	47.6	58.3	52.5	52.4
166 und darüber	52.4	41.7	47.5	47.6

Die Bevölkerung der Bukowina ist von mittelhoher Körpergröße. Personen von sehr kleiner und von besonders hoher Statur kommen in der Bukowina seltener vor, als in den im Reichsrathe vertretenen Ländern überhaupt.

Die Rumänen sind von höherem Körperwuchse als die Ruthenen, denn in den Bezirken mit vorwiegend rumänischer Bevölkerung hatten nur 47.6 Percent eine

Körpergröße von weniger als 166 Centimeter, gegen 58·3 Percent in den Bezirken mit vorwiegend ruthenischer Bevölkerung. Ferner kommen bei den Rumänen Personen von besonders hohem Körperwuchse häufiger vor als bei den Ruthenen. Schließlich überwiegt die relative Zahl der Untermäßigen, das ist der in der Entwicklung Zurückgebliebenen die Zahl der Übergroßen in den ruthenischen Bezirken um das Fünffache, in den rumänischen Bezirken hingegen nicht ganz um das Zweifache.

Die Rumänen sind so- nach früher körperlich ent- wickelt als die Ruthenen. Die größte Anzahl von Personen mit kleinem Körperwuchse finden wir im politischen Bezirke Kozman, sodann im politischen Bezirke Wiz- nitz, die größte An- zahl von Personen von hoher Körperstatur in den politischen Bezirken Gurahumora und Kim- polung.

Himmel berechnet für die Bukowiner Rumänen eine Körpergröße von 167·3 Centimeter, für die Ruthenen eine solche von 167·0 Centimeter;

es ergibt sich also nach diesen Bestimmungen ein ganz minimaler Unterschied der Körper- gröÙe von nur 0·3 Centimeter zu Gunsten der Rumänen. Die anscheinende Divergenz zwischen meinen Berechnungen und jenen von Himmel erklärt sich dadurch, daß Himmel nur Soldaten des 41. Linien-Infanterieregiments untersucht hat, zu welchem die politischen Bezirke Kozman und Wiznitz, sonach die Landestheile mit der relativ größten Anzahl von kleinwüchsigen Personen keine Recruten stellen, während meine Erhebungen die Maßergebnisse der in der ganzen Bukowina auf dem Assentplatze Unter- suchten betreffen.



Lippowaner.

Über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut der hierländigen Bevölkerung orientiren die interessanten Zusammenstellungen von Schimmer, welcher das statistische Material über die im Jahre 1880 vorgenommenen somatologischen Untersuchungen der Schulkinder gesichtet und erläutert hat. Von 100 untersuchten christlichen Schulkindern haben in

	der Bukowina	Österreich überhaupt
blaue Augen . . . . .	30	34
graue " . . . . .	32	33
lichte " . . . . .	62	67
dunkle " . . . . .	38	33
lichte Haare . . . . .	45	45
dunkle " . . . . .	55	55
weiße Haut . . . . .	74	78
braune " . . . . .	26	22
brauner Typus . . . . .	27	23
lichter " . . . . .	19	20

Die relative Anzahl der Personen mit dunklen Augen und brauner Haut, sodann der zum braunen Typus gehörenden, ist in der Bukowina größer als in den Ländern Österreichs überhaupt.

Die meisten blauäugigen Schulkinder wurden in der Stadt Czernowitz und im politischen Bezirke Storozhynetz (je 36 Percent) gezählt. Die große Zahl der Blauäugigen im politischen Bezirke Storozhynetz ist auf den interessanten Umstand zurückzuführen, daß in mehreren Gemeinden des südlichen Theiles dieses Bezirkes, so in den Gemeinden Krasna, Czudyn, Suczaweni, Kupka bei den Erwachsenen tief dunkelblaue Augen bei dunklem Haare sehr oft vorkommen. Von weitem erscheinen diese Augen, in Folge ihrer fast indigoblauen Farbe als dunkel, erst beim näheren Zusehen wird man von der besonders schönen Färbung dieser Augen überrascht. Die wenigsten Schulkinder mit blauen Augen wurden im politischen Bezirke Czernowitz-Umgebung (24 Percent) gezählt.

Die meisten Schulkinder mit grauen Augen kommen im ruthenischen Bezirke Kozman (40 Percent) vor, die wenigsten im rumänischen Bezirke Kimpolung (26 Percent). Die meisten lichtäugigen Schulkinder finden wir im politischen Bezirke Storozhynetz (72 Percent), die wenigsten in dem von den Huzulen bewohnten Bezirke Wiznitz (53 Percent). Die meisten Schulkinder mit dunklen Augen kommen im politischen Bezirke Wiznitz (47 Percent) vor, sodann in den rumänischen Bezirken Kimpolung und Suczawa (je 46 Percent); die wenigsten im Bezirke Storozhynetz (28 Percent), sodann im ruthenischen Bezirke Kozman (31 Percent). Die meisten Kinder mit lichtem Typus: blaue Augen, blondes Haar und lichte Haut (Birchow) wurden in der Stadt Czernowitz sowie in den Bezirken Storozhynetz und Suczawa (je 21 Percent) vorgefunden; die meisten mit braunem

Typus: dunkle Augen, dunkles Haar (Birchow-Guttstadt) in den Bezirken Wizniß und Suczawa (31 beziehungsweise 30 Percent).

Es ergibt sich sonach, daß die Rumänen und die ruthenischen Gebirgsbewohner (Huzulen) zumeist dunkle Augen, hingegen die Flachland-Ruthenen der Mehrzahl nach graue Augen haben, ferner daß bei der einheimischen Bevölkerung schon in der Kinderzeit der braune Typus häufiger vorkommt als der lichte.

Eingehende anthropologische Studien der Bukowiner autochthonen Bevölkerung hat bisher nur Himmel vorgenommen, welcher je 200 Rumänen und Ruthenen vom Stande des 41. Linien-Infanterieregimentes eingehend untersucht hat. Seine Beobachtungen beschränken sich auf vollkräftige, im Alter von 20 bis 23 Jahren stehende Personen männlichen Geschlechtes und wurden, wie bereits oben erwähnt, Personen aus den politischen Bezirken Kozman und Wizniß in diese Untersuchungen nicht einbezogen. Himmel gelangt in Bezug auf die somato-



Slovake.

logische Beschaffenheit der einheimischen Rumänen und Ruthenen zu nachstehenden Schlüssen. Die Rumänen der Bukowina sind mittelgroß, jedoch wie es scheint, größer als die ungarischen Rumänen, sie sind von mittlerem Gewichte und haben einen mäßig schnellen Puls. Ihr Haupthaar ist viel öfter dunkel (meistens braun und dunkelbraun) als licht, während bei der Farbe der Augen die dunklen nicht so sehr die lichten überwiegen. Die meisten haben braune und graue Augen. Der reine dunkle Typus

(41 Percent) findet sich bei ihnen viel häufiger als der lichte (25 Percent), ohne aber die Mischtypen (34 Percent) besonders zu übertreffen; bei letzteren überwiegen noch immer die Personen mit dunklem Haare. Obwohl die Rumänen vorwiegend eine weiße Haut besitzen, kommen doch solche mit nicht weißer (44 Percent) Haut in sehr ansehnlicher Menge vor; unter diesen gibt es viel mehr mit gelblicher (34 Percent), als mit bräunlicher Haut. Eigenthümlicher Weise sind diese dunkelhäutigen Rumänen von höherem Wuchs als die anderen. Der Kopfindex beträgt bei 24·5 Percent der untersuchten Rumänen weniger als 82·9, bei 23 Percent derselbe 83·0 bis 84·9, bei 52·5 Percent derselbe 85·0 und mehr. Der Kopf ist bei mittlerer Größe sehr breit, brachykephal, an der Basis von mäßiger Breite; das Gesicht im Ganzen, sowie in seinen einzelnen Abschnitten, speciell die Stirne und das Untergesicht, nach oben und nach unten mehr verschmälert als bei den Ruthenen. Die Nasenwurzel ist schmal, die Nase bei mäßiger Länge und Höhe ebenfalls schmal, der Mund sehr klein, die Ohrmuschel klein. Die Rumänen haben einen mäßig langen, dicken Hals und bei mittelgroßer Schulterbreite einen umfangreichen Brustkorb von ziemlicher Breite und Tiefe, mit sehr wenig geneigter, kurzer Eingangsöffnung. Durch ihre ziemlich starke Taille erscheint der Rumpf nach abwärts wenig verschmälert. Ihr stark geneigtes Becken ist bei mäßiger Größe schmal, niedrig, wenig tief. Die Rumänen besitzen kurze obere Extremitäten, mit starken mäßig langen Oberarmen, dicken, gegen das Handgelenk wenig verschmälerten Vorderarmen und mäßig breiter Hand; Mittelfinger und Daumen sind von mäßiger Länge. Ihre ziemlich langen unteren Extremitäten, die länger als die oberen sind, haben kurze, dicke, nach unten wenig sich verjüngende Oberschenkel, mäßig starke Knie, lange, an der Wade ziemlich dicke Unterschenkel. Die Füße sind bei mäßiger Länge und Breite sehr hoch und dick.

Die Ruthenen der Bukowina sind im Durchschnitte von mittlerer Statur bei mäßig großem Körpergewichte. Der Puls ist minder lebhaft als bei den Rumänen. Ihr Haupthaar ist fast ebenso oft dunkel, als lichtfarbig, letzteres viel häufiger als bei den Rumänen. Ihre Augen sind viel öfter licht als dunkel und wie bei den Rumänen, vorwiegend braun und grau. Im Ganzen genommen kommt bei denselben, im Gegensatz zu den Rumänen, der lichte Typus etwas häufiger als der dunkle vor, doch werden beide Typen von dem Mischtypus an Zahl übertroffen. Ihre Haut ist vorwiegend weiß, wenn auch nicht selten gelblich und bräunlich, jedoch seltener als bei den Rumänen. Bei 38 Percent der Untersuchten beträgt der Kopfindex weniger als 82·9, bei 23 Percent 83·0 bis 84·9, bei 39 Percent 85·0 und mehr. Der Kopf ist mäßig groß, bei mittlerer Länge etwas schmaler, daher auch minder brachykephal, als jener der Rumänen, an der Basis ist er breit. Das im Ganzen und in einzelnen Abschnitten niedrige Gesicht hat mäßig hohe Kiefer, ist nach oben und unten weniger verschmälert als bei den Rumänen,

welchen es jedoch bezüglich seines Kopfbreitenindex vollständig gleicht. Die Nase ist an der Wurzel schmal, mäßig lang und mäßig hoch; der Mund mäßig groß, die Unterkiefer sind lang und die Ohren klein. Der Hals ist von mäßiger Länge und Dicke, der Eingang zum Brustkorb bei geringer Tiefe sehr wenig geneigt, der Thorax bei mäßiger Schulterbreite groß, von ziemlicher Breite und Tiefe (breiter als bei den Rumänen), dann ziemlich flach (stärker als bei den Rumänen), seitlich stark gewölbt. Der mittellange Kumpf zeigt bei ziemlich starker Taille nach abwärts eine geringe Verschmächtigung. Das mäßig große Becken ist stark geneigt

und niedrig. Der Abstand der oberen Darmbeinstachel ist geringer als bei den Rumänen. Die Ruthenen haben kurze obere Extremitäten mit langen, mäßig dicken Oberarmen und dicken, wenig verschmälerten Vorderarmen, die nur wenig kürzer als bei den Rumänen sind. Die ziemlich langen Beine haben kurze, dicke, nach unten anscheinlich verschmälerte Oberschenkel, mäßig starke Knie, sehr lange, ziemlich dicke Unterschenkel und sehr dicke Füße von mäßiger



Armenier.

Länge und Breite. Was die anderen theils zerstreut, theils compact in ganzen Gemeinden oder Gemeindetheilen hierlands ansässigen fremden Volksstämme anbelangt, so kommen nach ihrer Zahl die Juden in erster Reihe in Betracht. In allen Gemeinden der Bukowina sind mindestens einige jüdische Familien ansässig. In den Gemeinden Wijnitz und Sadagóra bilden die Juden die überwiegende Mehrheit der Ortseinwohner, 90, beziehungsweise 76 Percent der Gesamtzahl der Einwohner. Von der Gesamtzahl der Einwohner der Landeshauptstadt Czernowitz sind ein Drittel Juden. Die in den nördlichen Landestheilen wohnhaften Juden sind von schwächerem Körperbau als die in den südlichen Gebirgen des Landes ansässigen. Die in den Landgemeinden zerstreut wohnenden Juden,

welche sich zumeist mit Pachtungen von Wirthshäusern oder Wegmauthen, in selteneren Fällen mit Land-, beziehungsweise mit Waldwirthschaft befassen, sind in Folge der an die körperliche Leistungsfähigkeit seit der frühesten Jugend gestellten Anforderungen und der consequenten Abhärtung zumeist von kräftigem Körperbau. Himmel, welcher 100 Bukowiner Juden des Activstandes des 41. Linien-Infanterieregimentes genau untersucht hat, entwirft von deren anthropologischer Beschaffenheit nachstehendes Bild. Die Juden der Bukowina besitzen im jugendlichen Mannesalter einen lebhaften Puls, eine geringere Körpergröße mit ebenfalls geringerem Körpergewichte, weit überwiegend dunkles Haupthaar unter Vorherrschen dunkler Schattirungen, meistens graue oder braune Augen, im allgemeinen jedoch mehr lichte als dunkle und vorherrschend weiße, nur selten gelbliche bis bräunliche Haut. Unter ihnen zeichnet sich der Mischtypus mit dunklen Haaren und lichten Augen vor allen übrigen durch größere Statur aus, wogegen der lichte Typus neben dem Mischtypus mit lichten Haaren und dunklen Augen den niedrigsten Wuchs besitzt; der braune Typus hält zwischen Beiden die Mitte. Ihr mäßig umfangreicher Kopf hat bei mäßiger Länge und ansehnlicher Breite den Index von 84, daher derselbe den brachycephalen Formen beigezählt werden muß. Das Gesicht ist schmal, die Stirne hoch, die Nase lang, sehr hoch, der Mund ziemlich breit, das Ohr von beträchtlicher Länge, der Hals ziemlich dünn, der ziemlich tiefe, mäßig enge Brustkorb zwischen den Schultern recht schmal, der kurze Rumpf an der Taille von geringem Umfange, das Becken mäßig umfangreich, wenig geneigt, von geringer Breite, die oberen vorderen Darmbeinstacheln weit voneinander abstehend, die Darmbeine sehr flach, die Hüften schmal, die oberen Extremitäten kurz, Ober- und Vorderarm dünn, die Hände kurz und breit, die unteren Extremitäten mäßig lang, der Oberschenkel kurz und dünn, der Unterschenkel ziemlich lang, der Fuß lang, hoch, von mäßiger Breite. Die in mehreren Gemeinden der Bukowina in compacten Massen ansässigen deutschen, magyarischen und slovakischen Colonisten, sowie die Lippowaner zeigen, da Mischehen bei diesen Einwanderern fast nie vorkommen, die somatologischen Eigenschaften ihrer Stammesbrüder. Die Lippowaner sind zumeist blondhaarig und blau- oder graüugig. Aus religiösen Gründen sind sie Gegner der Impfung. Die Slovaken sind meist von hohem Körperwuchse, und haben meist braunes Haar, welches in vielen Fällen einen Stich ins Röthliche zeigt. Das Gesicht ist lang. Bei den zahlreichen Armeniern der Bukowina herrscht der braune Typus vor. Ihre Nase ist zumeist sehr hoch und gewölbt.

Bei den zahlreichen Zigeunern des Landes kommen Mischchen häufig vor, doch verräth sich das Zigeunerblut bei den aus solchen Ehen stammenden Kindern durch das schwarze Auge, das dunkle, oft gelockte Haar und die bräunliche Farbe der Haut, sonach durch den ausgesprochen braunen Typus. Die einheimischen Zigeuner verschmelzen allmählig mit der autochthonen Bevölkerung und werden in absehbarer Zeit in ihr ganz aufgehen.

## Die Rumänen.

Zur Zeit der Einverleibung der Bukowina in die österreichischen Staaten bildeten die Rumänen fast ausschließlich das einheimische Volkselement im Lande; nur derjenige Theil desselben, der den Namen *Timutul* oder *Ocolul Câmpul-lungului rusesce* führte, war von einem Zweige der Ruthenen, die *Huțani* oder *Huzulen* hießen, bewohnt. Die wenigen armenischen und jüdischen Familien, die damals nur in den Städten und Marktflecken des Landes Handel trieben, verschwanden in der Masse der rumänischen Bevölkerung. Diese numerische Überzahl vermochten jedoch die Rumänen nicht bis zum heutigen Tage zu behaupten. Durch die Colonisirung einiger Gegenden mit deutschen, slovakischen oder magyarischen Familien, durch die Niederlassung einer Menge aus Galizien eingewanderter ruthenischer Arbeiter auf privaten und klösterlichen Gütern, durch das Zufließen fremder Handwerker und Kaufleute in die Städte und Marktflecken, durch die Besetzung der öffentlichen Landesstellen mit aus Galizien und Böhmen herangezogenen Beamten und durch die Aufnahme von Fremden in den Privatdienst wurde allmählig das ursprüngliche numerische Verhältniß der Bevölkerung des Landes immer mehr und mehr zu Ungunsten der Rumänen alterirt. Die rumänischen Handwerker und Kaufleute verschwanden zum größten Theile, weil sie der aufkommenden Concurrenz nicht gewachsen waren. In den Dörfern aber, wo sich ruthenische Arbeiter im Übermaße ansiedelten, besonders in den Galizien näher gelegenen, erlernte die rumänische Landbevölkerung mit der Zeit die Sprache ihrer ruthenischen Mitbewohner und bediente sich derselben seit der zweiten Generation auch in der Familie, bis endlich die ursprünglich rumänische Nationalsprache ganz aus dem Kreise der Familie verdrängt wurde. Auf diese Weise kam es, daß gegenwärtig die rumänische Sprache in vielen Dörfern aus dem Verkehre verschwunden ist und in den Städten und Märkten eine sehr große Einschränkung erlitten hat.

In gesellschaftlicher Beziehung war die rumänische Bevölkerung des Landes in Priester und Mönche, *Bojaren* (*boieri*), *Ruptaschen* (*ruptași*), *Reșeschen* (*rezeși*) und *Mășilen* (*mășili*, das ist aus den Staatsämtern entlassene, adelige Beamte), *Städtler* (*târgoveți*, *orașeni*) und *Frohnbauern* (*clăcași*) eingetheilt. Die *Bojaren*, *Ruptaschen*, *Reșeschen* und *Mășilen* bildeten den Adel und zugleich mit den Klöstern und Städtlern die grundbesitzende Classe, während die auf den adeligen und klösterlichen Gütern ansässigen Grundarbeiter (*clăcași*) den besitzlosen Bauernstand ausmachten. Die *Bojaren* besaßen als Eigenthum je ein oder mehrere Güter, die *Ruptaschen* und *Mășilen* aber nur Theile solcher; die *Reșeschen* hatten kleinere oder größere Liegenschaften. Die Bewohner des *Kimpolunger Tzinuts* (Bezirks) waren *Freibauern* und nahmen bis zur Einverleibung der Bukowina in die österreichischen Staaten eine eigenthümliche, mehr vasallenartige

Stellung gegenüber dem moldauischen Fürsten ein. Diese gesellschaftlichen Classen haben sich bis jetzt erhalten, jedoch mit dem Unterschiede, daß die ehemaligen Grundarbeiter grundbesitzende freie Bauern (*țărani*) geworden sind und die Einwohner des Rimpolunger Bezirkes infolge eines langwierigen Processes von ihrem Territorium viel eingebüßt haben.

Die Rumänen der Bukowina sind aufgeweckten Geistes, edel gesinnt, religiös und von einer an Fatalismus streifenden Ergebung in die göttliche Vorsehung, daher ihr Spruch: „*ce'mi-a fi scris, mi s'a și întemplă!* = Was mir beschieden ist, wird mich auch treffen!“ In der angestammten orthodox-orientalischen Kirche sieht der Rumäne eine göttliche Anstalt, in den Priestern derselben nicht nur Diener Gottes und Verkünder seines beseligenden Willens, sondern auch göttliche Richter über die Handlungen des Menschen, die mit unumschränkter Macht der Losprechung und der Verdammung versehen sind; deswegen begegnet er ihnen mit Ehrfurcht und mit blindem Vertrauen in allen das Seelenheil betreffenden Dingen. Die Rumänen halten zähe an dem väterlichen Glauben und an den altehrwürdigen Gebräuchen und lassen sich von diesen nicht leicht abwendig machen. Bis zur Scrupulosität ehrenhaft, brechen sie das gegebene Wort nicht, auch wenn sie sich damit übereilt hätten, denn sie sagen sich stets: „*pe unde ese cuvântul, ese și sufletul!* = Auf demselben Wege, auf dem das Wort entflieht, entflieht auch die Seele!“ Ein Handschlag zur Bekräftigung ihrer Aussage gilt ihnen wie ein förmlicher Eid. Auch sind sie ungemein empfindlich und vergessen es nie, wenn man sie unzart oder ungerecht behandelt, dagegen sind sie hingebungsvoll und verlässlich, wenn man ihnen mit Vertrauen und rücksichtsvoll begegnet. Sie sind friedliebend und lassen eher von ihrem Rechte etwas nach, als daß sie in Hader und Streit geriethen, eingedenk des Satzes: „*mai bine tăia'ți poala și fugi, decât să te pui cu el în poară, său să aibi cu dinsul în clin și în mănecă!* = Es ist besser den Saum des Gewandes abzuschneiden und ihm zu überlassen, als mit ihm weiter zu thun zu haben!“ Geschieht ihnen aber Unrecht, oder werden sie in dem, was sie für hoch und unantastbar halten, verletzt, so vertheidigen sie mannhaft diese theureren Güter.

Die Sitten der Rumänen in der Bukowina sind durchwegs rein, nur in den Gegenden, wo viele Schankhäuser sich befinden, lassen sie manches zu wünschen übrig. Der Rumäne ist überaus gastfreundlich und von zuvorkommendem Benehmen gegen Jedermann. Er betrachtet jeden, auch den Fremdling oder den Andersgläubigen, als seinen Nächsten und hilft ihm jederzeit, auch wenn er darum nicht ersucht wird, ohne Entlohnung, denn er sagt: „*Dumnezeu știe și mi va ajuta și mie!* = Gott weiß es und wird auch mir helfen.“ Der Rumäne ist überhaupt mehr ein Gemüthsmensch; er hält alle für ebenso aufrichtig und wohlwollend wie er selbst ist, was ihm viele, bittere Enttäuschungen gebracht hat.

Die Rumänen achten jede Autorität; sie anerkennen diese leicht und unterwerfen sich ihr auch dann, wenn sie fühlen, daß ihnen Unrecht geschieht; sie thun das in dem festen Glauben,

daß Gott immer der gerechten Sache zum Siege ver helfe: „că Dumnezeu ajută la sânta dreptate“. Der Rumäne ist der festen Meinung, daß der Kaiser die Stelle Gottes auf Erden vertritt und von ihm dazu bestimmt ist, für jeden die Wage der Gerechtigkeit in der Hand zu halten. Deswegen betrachtet er auch die Behörden und Gerichte als im Auftrage Gottes eingesetzt, um Ordnung unter den Menschen zu erhalten und dem Bedrückten und Übervortheilten zu seinem Rechte zu verhelfen. In der Berufung des Volkes, an der Regelung der gesellschaftlichen und staatlichen Bedürfnisse mitzuwirken, sieht der Rumäne eine Mahnung Gottes zur Begründung der Brüderlichkeit und der Gerechtigkeit, weil er



Rumänische Landleute in ihrer Tracht.

glaubt, daß nur dann Gott gefällige Werke verrichtet werden, wenn in seinem Namen alle, oder doch wenigstens recht viele sich versammeln und einigen. Dem Kaiser treu zu sein, seinem Rufe überallhin zu folgen, für ihn und sein weites Reich, aber auch für das engere Vaterland und die eigene Nation zu kämpfen und zu sterben, hält der Rumäne für eine ihm von Gott auferlegte Pflicht, für eine Ehrensache und für eine große Tugend, deren Nichtausübung ihm Schmach und Schande und ewige Verdammung bringen würde. Zu einer Auflehnung gegen die bestehende Ordnung läßt sich der Rumäne ungemein schwer bewegen; nur wenn sich bei ihm der Glaube eingewurzelt hat, daß er in seinem nationalen Wesen bedroht sei, erhebt er sich zur Vertheidigung des Eigenwesens; aber auch in diesem Falle

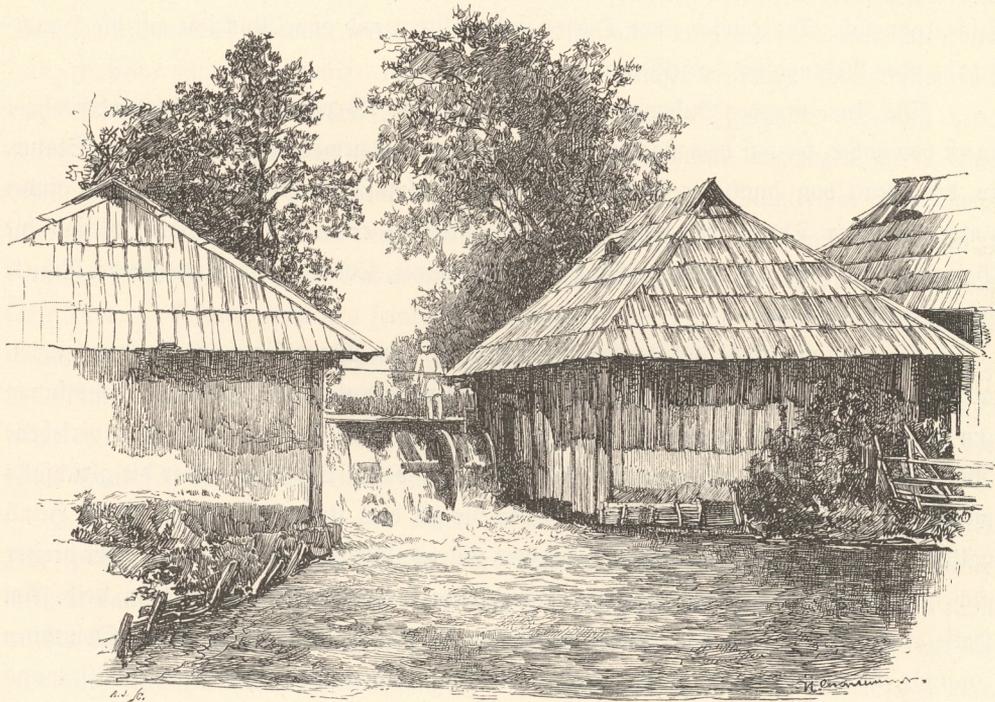
will er durchaus nicht irgend eine Autorität als solche verletzt wissen, denn seine Mißstimmung richtet sich nicht gegen die Autorität, sondern nur gegen diejenigen, von denen er glaubt, daß sie dieselbe zu unlauteren Sonderzwecken gebrauchen.

Der Rumäne hegt eine tief eingewurzelte Liebe zum väterlichen Hause und angestammten Erbgute, sowie zu seinem Geburtsorte und zu seinem engeren Heimatlande. Jeder zieht es vor, dort zu leben und zu sterben, wo er das Licht der Welt erblickt hat. Aus diesem Grunde trifft es sich nur selten, daß ein Bursche oder ein Mädchen durch Heirat den Geburtsort verläßt; sonst findet Auswanderung bloß bei schweren Unglücksfällen statt, die man nur auf diese Art beseitigen zu können glaubt.

Der Beruf des Vaters vererbt sich regelmäßig in der Familie. Dies führte zu einer starren Routine in der Ausübung desselben und zu einem eingewurzelten Mißtrauen, ja einer fast unüberwindlichen Abneigung gegen jedwede Abweichung von der hergebrachten Art und Weise und somit gegen jede Neuerung, wenn sie auch noch so zeitgemäß und nothwendig wäre. Dieser Charakterzug hat der rumänischen Bevölkerung manchen schweren Nachtheil verursacht. Die von derselben betriebenen Gewerbe konnten daher keinen Aufschwung nehmen und fremde Concurrnz nicht bestehen. Selbst ein Theil der Großgrundbesitzer, gewöhnt von der Arbeitskraft der auf ihren Gütern ansässigen Frohnleute sorgenlos zu leben, waren trotz ihrer höheren geistigen Bildung nicht in der Lage, ihre Besitzungen selbst zu verwalten und viele derselben sahen sich, als man die Bauern gegen Entschädigung emancipirte, genöthigt, ihre Güter an eingewanderte Fremdlinge zu veräußern. Erst in der neuesten Zeit, seit die Volksbildung einen höheren Aufschwung genommen, findet man Kinder, die aus eigener Vorliebe oder auf Anrathen ihrer Eltern andere Berufszweige wählen; besonders die Bauernöhne, die nicht mehr Grundwirte sein wollen, beginnen jetzt, sich dem Handwerke oder einem Gewerbe zu widmen, oder sie streben noch lieber, in den geistlichen, Lehr- oder Beamtenstand zu treten.

Der rumänische Landmann ist in seinem häuslichen Leben einfach, aber reinlich eingerichtet. Sein Haus ist aus Holz gebaut und gegenwärtig fast überall mit Schindeln gedeckt; es gibt aber auch noch mit Kornstroh (jupî) gedeckte Häuser, weil diese Art der Bedachung sehr dauerhaft ist, und weil dieses Stroh bei Futtermangel auch als Viehfutter benutzt wird. Das Haus ist stets mit der Front gegen Süden gerichtet und durch ein Vorhaus (tindă) in zwei ungleiche Theile getheilt. Links vom Vorhause, in dem kleineren westlichen Theile, befindet sich ein als Küche und Schlafgemach eingerichtetes und mit zwei Fenstern versehenes Zimmer, von denen das eine in der Frontseite, das andere in der Westwand angebracht ist. Hinter diesem in der Regel einzigen Zimmer in diesem Theile des Hauses, befindet sich hie und da noch eine kleine Speisekammer (cămară) mit dem Eingange aus dem Vorhause. Der geräumigere, rechts vom Vorhause gegen Osten

gelegene Haustheil wird zu einem für Gäste bestimmten und bei feierlichen Familienanlässen benützten Zimmer (*casă mare*) eingerichtet und hat ein Fenster in der Ostwand mit Heiligenbildern oberhalb desselben und noch zwei andere in der Frontseite. In diesem Zimmer werden die werthvollen Kleidungsstücke, das bessere Bettzeug und die für die zu verheiratenden Töchter bestimmte Mitgift, theils auf einem Balken (*grindă*) aufgehängt, theils in einer Truhe (*ladă*) verschlossen, aufbewahrt. Meist ist es die Truhe, in welcher die Hausfrau ihre Aussteuer an Kleidungsstücken aller Art dem Manne ins Haus gebracht hatte, und



Wollmühle (*puiă de lănețe*).

welche nur beim Verheiraten einer Tochter mit der für diese bestimmten, neuangekauften Truhe zeitlich umgetauscht wird. In manchen Häusern wird von dem Raume dieses Zimmers, gegen die Nordseite hin, etwa ein Viertel durch eine Bretter- oder Balkenwand abgefordert, mit einem Eingange aus dem Zimmer und mit einem sehr kleinen Fensterchen in der Ostwand versehen und zu einem Ankleidezimmerchen, gewöhnlich für Frauen, wohl auch als Schlafgemach eingerichtet. Wenn diese Balkenwand nicht bis zur Decke reicht, so werden über dieselbe Kleidungsstücke gelegt.

Vor dem Hause und an der Westseite, hie und da auch an der Nordseite desselben, befindet sich ein größerer Hofraum und ein mit Brunnenschwengel (*cumpănă*) oder

bloßem Schöpffaken (cârlig) versehenen Brunnen. An der Ostseite des Hauses, hie und da auch an der Südseite des Hofraumes, ist gewöhnlich ein kleiner Gemüse- und Blumengarten angelegt und durch einen Zaun vom Hofraume und dem übrigen Grund getrennt. Hinter dem Hause und an der Westseite des Hofraumes sind landwirthschaftliche Gebäude und Stallungen angebracht, hinter welchen in der Regel auch ein kleiner Obstgarten sich befindet. Bei ärmeren Leuten besteht das Wohnhaus blos aus dem Vorhause und einem einzigen Zimmer, welches nur zwei, in der Front- und Ostwand angebrachte Fenster hat; auch die landwirthschaftlichen Gebäude sind bei diesen auf das Unentbehrlichste beschränkt, oder sie fehlen gänzlich. Die Häuser eines Dorfes sind zerstreut und ohne Rücksicht auf die Hauptstraße oder Nebengassen desselben angelegt.

Die Rumänen der Bukowina sind von kräftigem Körperbau, die Gebirgsbewohner meist von hoher, die auf dem flachen Lande lebenden aber gewöhnlich von mittlerer Statur, in der Regel von dunklerer Gesichtsfarbe und regelmäßigen Gesichtszügen. Man findet unter denselben Typen, die an Römer und Griechen erinnern. Insbesondere sind die Bewohner des flachen Landes im Suczawer, Radauzer, Serether und Storozineker Bezirke von seltener Schönheit.

Die Nationaltracht des Landvolkes besteht bei dem Manne in einem weißen, langen, mit breiten Ärmeln versehenen, aus Hanf oder Lein gefertigten Hemde, dessen Brustöffnung am Halse nur durch zwei an den Enden zumeist mit kleinen Quästchen versehene Zwirnfäden (chiotori) zusammengehalten wird, und dessen Saumtheil über die gleichfalls aus Hanf oder Lein gefertigten Unterhosen bis zu den Knien hinabreicht. Das Hemd hält entweder ein langer aus Wolle gewebter Gürtel (brâu) oder ein kurzer, aber breiter mit messingenen Schnallen versehener Doppelriemen (cureá) stramm um den Leib. Am Halse tragen manche ein schwarzseidenes Halstuch. Als Fußbekleidung dienen Opintischen (opinci), hie und da auch grobe Schuhe (bocânci) und nur bei feierlichen Anlässen und an Festtagen hohe, an der Knöchelbeuge mit Falten versehene, an den Absätzen mit Hufeisen beschlagene Röhrenstiefel. Die Opintischen werden um den Fuß mittelst einer sehr langen, aus Roß- oder Ziegenhaar gefertigten und quer durch die am Rande befindlichen Löcher gezogenen Schnur festgehalten, welche dann noch vom Knöchel nach aufwärts in einer Breite von 1 bis 1½ Centimeter um den Fuß zur Zierde und zum Schutze gebunden ist. Die Weiber tragen eine eigene Art aus weiß-wollenem Tuche genähter Gamaschen (ciorapi), die Männer aus eben demselben Stoffe gefertigte Hosen (berneveci oder cioareci). Über dem Hemde trägt man, je nach der Jahreszeit und Bequemlichkeit, einen kurzen (peptaras) oder einen langen ärmellosen Pelz (peptar) oder einen vollständigen Pelzrock (cojoc). Alle drei sind aus gegerbtem Schaffell und haben kein Oberzeug, weil die Außenseite hübsch weiß gemacht wird; alle drei

sind am Kragen, an der Brust und am Saume mit Feltis- oder schwarzem Lammfell verbräunt (cu primuri), überdies manchesmal mit bunter Seidenstickerei verziert. Der kurze ärmellose Pelz reicht nur bis zu den Hüften, der längere bis an die Knie, der vollständige Pelzrock bis über dieselben hinab; sie werden mit aus weißem Schaffell gefertigten Knöpfen und Schlingen vorne bis zur Gürtelnaht zugeknöpft. Über diese, im Sommer aber statt derselben, trägt man noch einen eigenen langen, ohne Gürtelschnitt, aber mit zwei Falten gegen den Rücken an beiden Lendenseiten versehenen, aus grau- oder schwarzwollenem dicken Tuche ohne Unterfutter gefertigten Rock, der ebenso wie das Tuch selbst „suman“ genannt wird. Auch Mäntel (mântă) tragen die Männer, ebenfalls aus grobem, grau-, schwarz- oder weißwollenem Tuche gefertigt, gewöhnlich mit einer Kapuze (glugă) versehen und von glattem, langem Zuschnitt. Er muß breit genug sein, da er manchmal über alle obigen Kleidungsstücke angezogen wird. Eine besondere Art Mantel ist die sogenannte „mântă de abă“. Dieser Mantel hat einen Querschnitt; er ist ohne Ärmel, an den Schultern ziemlich anpassend und mit einer Kapuze versehen; er reicht bis an den Boden und hat am unteren Saume eine Breite von vier bis sechs Metern. Er wird stets aus feinerem, schwarzwollenem Tuche gefertigt und nur von wohlhabenderen Leuten bei größeren Feierlichkeiten, wie Hochzeiten u., getragen. Wenn der Mantelträger reitet, so breitet er denselben auf sein Pferd aus; geht er aber zu Fuß, so wirft er in der Regel den linken Saumtheil auf die rechte Schulter, so daß er immer die rechte Hand frei hat, die mit einem schönen Stock oder auch einer Pistole bewaffnet ist.

Als Kopfbedeckung dient den Männern im Sommer ein breitkrämpiger, schwarzer Hut (pălărie), im Herbst und Winter aber eine aus schwarzem oder grauem, seltener weißem Lammfelle gefertigte Mütze (cuşmă). Hat die schwarze Mütze eine Höhe von etwa 40 bis 60 Centimetern, so heißt sie „cuşmă turcănească“ und wird gewöhnlich nur bei feierlichen Anlässen und beim Kirchgange getragen. Bei Frösten und auf Reisen trägt man im Winter eine kurze, mit Ohrflappen versehene (cuşmă cu urechi), manchmal auch mit Fuchsfell am Rande verbräunte Mütze (cuşmă cu vulpi); im letzteren Falle ist die Mütze auf der Außenseite mit blauem, braunem oder rothem Tuche überzogen. Bei gelinder Temperatur werden die Ohrflappen über die Mütze geworfen und rückwärts mit einer ledernen Schnur zusammengebunden.

Die Nationaltracht der rumänischen Bäuerinnen ist sehr malerisch. Sie haben dreierlei Hemden, die sich voneinander durch die an denselben angebrachten Stickerei-Verzierungen und durch den Zweck unterscheiden. Die zum alltägigen Tragen bestimmten Hemden sind zierlos und werden „cameşoi“ genannt; die zum gewöhnlichen Ausgehen bestimmten sind mit verschiedenen baumwollenen Punkten- und Blumenstickereien an den offen gehaltenen Ärmeln und an der Brust versehen (cămeşi cu pu). Diese Stickereien

sind jedoch bei den für feierliche Anlässe bestimmten Hemden viel reichhaltiger, kunstvoller und in Seiden- oder wollenen Fäden ausgeführt. Bei diesen Hemden sind die Ärmel an den Handgelenken geschlossen und haben überdies oben an den Achseln eine eigene länglichbreite, quer angebrachte Stickerei, die „altiță cu increșitură“ heißt, wovon auch diese Gattung von Hemden „cămeși cu altițe“ genannt werden. Als Rock tragen die Weiber in der Regel die wollene, buntgewebte „cătrintă“, seltener die leinene „prejitoare“ und jetzt noch seltener den seidenen oder baumwollenen „peșteman“, über welche sie sich mit einem viele Meter langen, zwei bis vier Finger breiten und buntfärbig gewebten Gurtbande (brâneț, frânghie) umgürten. Statt dieser Röcke tragen wohlhabendere und ältere Frauen auch einen an der Brust offenen Leibrock mit oder ohne Ärmel (rochie) und über denselben eine Art Jacke (scurteică) oder auch eine mit Fuchs- oder Iltisfellen oder auch mit einem Zeuge gefütterte, bis an die Knie reichende „cațaveică“. Außerdem tragen die Weiber, wie die Männer den „peptar“, den „cojoc“ und den „suman“. Als Fußbekleidung haben sie Schuhe (păpuși, cirivici), schwarze Röhrenstiefel und Opintschen. Als Zeichen der Wohlhabenheit und angeseheneren Stellung gelten auch jetzt noch die aus Saffianleder gefertigten gelben und rothen Stiefel.

Das Kopfhaar der verheirateten Frauen ist stets in einen oder zwei Zöpfe (codi) geflochten, welche auf den Scheitel gelegt und mit einem „fes“ ohne Quasten bedeckt werden. Über diesen tragen sie ein langes, weißes, sehr fein gewebtes Handtuch (gröberes „ștergar“, feineres „mânăștergură“), seltener ein wollenes oder baumwollenes, färbiges und geblühtes Tuch (tulpan). Ganz junge Mädchen theilen ihr Kopfhaar in zwei Hälften und flechten es dann von der Mitte der Stirn an nach beiden Seiten in Zöpfchen (cosițe), die dann rückwärts in einen einzigen Zopf geflochten auf dem Rücken herabhängen. Die heiratsfähigen Mädchen hingegen flechten ihr Haar nur von rückwärts hinunter in einen Zopf (coadă), den einige auf dem Rücken herunterhängen lassen, andere aber auf dem Scheitel in einem Halbkreise zu einer Art Krone formen und mit Perlenbändern verzieren, welcher Schmuck dann „ghită“ genannt wird. Während der milden Jahreszeit tragen die Mädchen keine Kopfbedeckung, wornach sie sehr leicht von den Frauen zu unterscheiden sind; bei einem Todesfall in der Familie dürfen die Mädchen das Kopfhaar sechs Wochen hindurch nicht flechten, sondern müssen es lose herabhängend tragen. Als Ohrenschmuck tragen die Mädchen und die jungen Frauen Ohrgehänge (cercei), als Halsschmuck hingegen Perlen (mărgele) oder ein aus Perlen gefertigtes und mit herunterhängenden Silber- und Goldmünzen geschmücktes Halsband (salbă). Dieser Schmuck, besonders an Festtagen und bei Tanzunterhaltungen reichhaltig und geschmackvoll, richtet sich nach der Wohlhabenheit der Trägerinnen und repräsentirt manchmal den Wert von mehreren Hunderten von Gulden.

Die Nationaltracht der Bewohner des Flachlandes ist in der Regel viel zierlicher und reichhaltiger ausgestattet als jene der Gebirgsbewohner, nicht etwa weil letztere ärmer sind, sondern weil sie seltener gesellschaftlich zusammenkommen und somit keine Gelegenheit haben, einander an Geschmack und Kunst zu überbieten, oder weil sie sich scheuen, mit werthvollem Schmucke zu prunken.

Die Kleidung des Adels und der Intelligenz ist heutzutage die allgemein europäische. In früherer Zeit aber bestand sie beim Adel, bei der Intelligenz und bei den Städtern in einem aus langgestreiftem seidenen oder wollenen Stoffe gefertigten, breiten, bis an die Knöchel reichenden Kleide (dobon), das ein breiter, ebenfalls seidener und gestreifter,



Feldarbeitshilfe (ciacă).

mehrere Meter langer Gürtel (brâu) zusammenhielt. In diesen Gürtel steckte man die Handwaffen: eine oder zwei Pistolen und den Dolch. Über diesen Sobon zog man einen fast eben so langen, aus blauem oder schwarzem Tuche gefertigten und mit breiten Ärmeln versehenen Talar (giubea) mit oder ohne Unterfutter an, und über diesen, bei rauher Witterung, noch ein ähnliches, aber mit feinem Pelz gefüttertes Kleid (blană, cațaveică). Bei Frösten und auf Reisen trug man einen großen Bären- oder Wolfspelz (șubă). Als Kopfbedeckung diente eine feine, cylinderartige, nicht lange Lammütze (căciulă), deren Boden von außen mit Sammt überzogen war, und als Fußbekleidung Schuhe (păpuși) oder Reifestiefel (ciobote). Auch die Reiseschen, deren Lebensweise gegenwärtig von jener der Bauern wenig verschieden ist, halten es, wenn sie auch noch so arm sind, unter ihrer Würde gewöhnliche Bauernkleider zu tragen, suchen sich vielmehr von denselben, die Männer

wenigstens durch eine Weste (cameḑelcǎ) und durch ein Paar Überhosen (nǎdragī, pantaloni), die Weiber durch einen Rock (fuṣtǎ) und durch eine Jacke (scurteicǎ) oder ein Mäntelchen (caṭaveicǎ) zu unterscheiden.

Der Stoff zu den Kleidern und fast alle Kleidungsstücke werden im Hause selbst zubereitet. Die rumänischen Frauen kleiden das ganze Haus. Und wenn die eine oder die andere wegen Überbürdung nicht im Stande ist, den Hanf, den Flachs oder die Wolle selbst zu spinnen, so wird eine Spinn- und Federschleißgesellschaft (clacǎ de tors și de scărminat) veranstaltet, damit auf diese Weise die Arbeit rascher vor sich gehe.

Die Feldarbeit liegt den Männern ob; doch sieht man auch Weiber ihnen helfen, so namentlich beim Heumachen, beim Heindeln von Kukuruz und Kartoffeln und beim Einsechsen derselben. Wenn in solchen Fällen die Hausfrau einen Säugling oder kleine Kinder hat, die sie nicht zu Hause lassen kann, so nimmt sie dieselben mit aufs Feld, bettet sie irgendwo im Schatten und läßt sie da ruhen, wofern diese die Mutter nicht etwa durch Weinen oder Aufschreien von der Arbeit abberufen.

Wenn die Wirthe viel Feld zu bebauen oder eine reiche Ernte einzusechsen haben und daher mit den gewöhnlichen Arbeitskräften nicht das Auslangen finden, so veranstalten sie für einen halben oder für einen Viertel-Tag eine Arbeitshilfs-gesellschaft, eine sogenannte „clacǎ“, zu der alle arbeitsfähigen Dorfbewohner, von denen man sich eine Aushilfe verspricht, Tags vorher eingeladen werden. Sind darunter junge Leute beiderlei Geschlechtes, was gewöhnlich der Fall ist, so spielen wohl auch Musikanten lustige Weisen auf, und die Leute greifen eifrig bei der Arbeit zu, um darnach noch Zeit für den Tanz zu gewinnen, der manchmal bis tief in die Nacht dauert, obwohl am nächsten Tage zeitlich früh jeder wieder an der Arbeit sein muß. Bei diesen Klafas wird auch Trunk und Zubiß verabreicht, seltener ein förmliches Mahl, letzteres in der Regel nur dann, wenn die Arbeit etwa einen halben Tag gedauert hatte. Am interessantesten sind jene Klafas, die zum Schälen der Maiskolben (desfăcutul păpușoiului) Abends veranstaltet werden, da bei denselben allerlei Märchen (hasme, povești), Anekdoten (porogăni), Spässe (șăghi), Satiren (păcălituri), Räthsel (șimilituri), und Wortspiele (frânturi de limbă), wohl auch Gesangstücke (doine, cântece bătrânești) zum Besten gegeben werden. Da jedoch bei diesen Klafas die Arbeit nicht immer zur vollen Zufriedenheit des Eigenthümers ausfällt, so hat dies zu den Redensarten lucrul de clacǎ = ordinäre Arbeit, vorbă de clacǎ = unnützes Gerede, Anlaß gegeben.

Während die Landbewohner ihre ganze Aufmerksamkeit der Feldarbeit zuwenden, von deren Erträgniß sie sich erhalten und ihre nicht geringen Steuern zu zahlen haben, beschäftigen sich die Gebirgsleute zunächst mit der Vieh-, besonders mit der Schafzucht. Zu Beginn des Frühlings, gewöhnlich am heiligen Georg, werden die Lämmer von den Mutterschafen geschieden. Die Lämmer (miei) werden mit dem übrigen unmerklichen

Schafftände (măcoare, cărlani, stărpari, herbeci) auf eine besondere Gebirgsweide unter der Obhut eines eigenen Hirten (cărlănar) geschickt, während die melkbaren Schafe in einer anderen weidereicheren Gebirgsgegend von mehreren Hirten (ciobani) geweidet werden. Diese stehen unter der Oberaufsicht eines älteren, in der Schafzucht und Käsebereitung wohlverfahrenen Mannes (baci). Hier wird dann auch eine Sennhütte (stănă, colibă) zur Käse- und Milchbereitung bloß für die Sommerzeit errichtet. Diese ist aus rohen Balken manns hoch gebaut, mit einem an der Frontseite offenen Giebelbache versehen, und hat zwei Abtheilungen, von denen die eine, „cămărnice“ genannt, zur Aufbewahrung der Milch-erzeugnisse, die andere mit einem Feuerherde auf dem Erdboden in der Mitte als Küche und als Schlafkammer benützt wird. Dem Oberhirten liegt nicht nur die Oberaufsicht über die Mannschaft, den Weidestand und den guten Fortgang der Sennerei (stănă) ob, sondern auch die Käse- und Milchbereitung (facerea caşului și a laptelui) und insbesondere die Vertheilung der Erträgnisse unter die Theilhaber, wenn die Schaffherde aus Milchschafen mehrerer Besitzer besteht. Für seine Berrichtungen hat er stets neben sich einen Knaben als Gehilfen (strungar), der auch die Schafe, wenn sie zum Melken eintreffen, in die Melkeinriedung (țarc) lenkt und sie dann durch mehrere in den Zaun angebrachte Pferchen (strungă) den Melkenden in die Hand treibt.

Auf dem Flachlande, wo die einzelnen Bauern wenig oder gar kein Weideland besitzen, aber dennoch Schafe halten müssen, um Wolle und Schaffelle, Käse und Milch zum eigenen Hausgebrauche zu gewinnen, treten mehrere Wirthe zusammen und bilden untereinander eine Sennerei entweder bei sich im Dorfe oder im Gebirge. Der Antheil an Käse und Milch wird in solchen Fällen nicht nach der Anzahl der in die Senne gebrachten Schafe, sondern nach der Milch, welche die Schafe bei ihrem ersten Melken geben, bestimmt. Diese Gesellschaftssennereien gehen dann auseinander, wenn jeder Gesellschafter seinen Antheil und die Hirten ihren Lohntheil erhalten haben, was gewöhnlich Ende August oder im Laufe des September geschieht.

Solange die Schafe in der Senne verbleiben, ist keinem Hirten gestattet, an Belustigungen und Tanzunterhaltungen theilzunehmen, weil nach dem Volksglauben in solchen Fällen die Schafe, die man als geheiligte Thiere betrachtet, entweiht und beschrien werden, ihre Milch verlieren und auch mehrere von ihnen zu Grunde gehen müssen.

Während der Sennzeit reiben die Hirten ihren Körper mit Schafbutter ein und tragen kohlschwarze Wäsche, die sie vorerst in Butter tauchen und mit Kohlenpulver dicht bestreuen, und zwar zu dem Zwecke, damit sie von Ungeziefer aller Art, besonders von den Zecken (chierchielițe, căpuși) nicht belästigt werden; die Hemden werden auch gar nicht gewaschen. Die Hemdärmeln werden während des Melkens aufgeschlagen und an einem auf den Achseln angebrachten messingenen Knopfe befestigt.

Wenn die Hirten ihre Herde auf die Weide treiben, so nimmt ein jeder außer dem Hirtenstocke auch noch eine Hirtenflöte (fluer) mit, der sie die schönsten Weisen zu entlocken wissen. Die Schafe werden dreimal täglich gemolken und zu diesem Zwecke von dem Oberhirten mittelst eines etwa zwei Klafter langen, dünnen und nur an der Endseite breiten Rohres (bucium) von der Weide gerufen. Die Rufmelodien sind sehr hübsch, werden weithin gehört und erwecken einen feierlichen Wiederhall in den Bergen. Nach dem Abendmelken werden die Schafe noch auf kurze Zeit, gleichsam zum Spaziergange (in porneală), auf die Weide, hierauf in die Einfriedigung (târlă) getrieben. Die Hirten speisen, unterhalten sich eine Zeit lang und legen sich hierauf schlafen, um noch vor Sonnenaufgang die Schafe wieder auf die Weide zu treiben. Den nächtlichen Wachdienst besorgen die Hunde.

Im Spätherbste verlassen die Gebirgsbewohner ihre Sennhütten, um mit den Herden da zu überwintern, wo sie Heu genug gemacht haben, und wo sich für sie ein ärmliches Häuschen (odaie), für die Viehstücke eine ganz- oder halbgedeckte Umfriedigung (țarc, ocol) befindet. Die nun eintretenden rauhen Tage des Herbstes gemahnen die zerstreuten und geschäftigen Bewohner sich wieder um den Hausherd zu versammeln und für die Bedürfnisse des herannahenden Winters zu sorgen. Die Gebirgsbewohner steigen in ihre Thäler herunter, versorgen das Haus mit dem nöthigen Brennmaterial, beginnen Tannenbäume zu fällen, Klöße für Schindeln und für die Sägemühlen vorzubereiten und den letzteren zur Verarbeitung zu Brettern, Pfosten, Latten zc. zuzuführen. Die Bewohner des flachen Landes aber beginnen, nachdem sie ihre Feldfrüchte eingeheimst und in Scheuern (stodoală) oder auf Tenen (arie) in Schobern (stog) untergebracht haben, das Getreide auszudreschen und die Frucht in Speichern (hîmbar, grănar) unterzubringen oder auf den Markt zu führen. Das Dreschen des Getreides und die Zufuhr des Brennmaterials aus dem Walde für ein ganzes Jahr sind die Hauptbeschäftigung des Landmannes während des Winters; ist dies zu Ende, so bleibt ihm nur noch die Pflege seines Viehstandes und die Ausfuhr des Düngers auf die Felder übrig.

Nicht so verhält es sich mit der Arbeit der Frauen. Bei diesen dauert auch während der Winterzeit die Beschäftigung ununterbrochen fort. Sobald sie den Männern auf dem Felde wenig oder gar nichts mehr zu helfen haben, fangen sie an, die Wolle zu waschen und zu krämpeln, den Hanf und Flachs zu weichen, zu brechen, zu hecheln und zu bürsten, hierauf alles zum Spinnen und für den Webstuhl (stativă pentru țesut) vorzubereiten und endlich allerlei Leinwand und Tuchgattungen zu weben und verschiedene Wäsche für die Angehörigen anzufertigen. Daher auch der Spruch: „Femeea îmbracă casa! — Das Weib kleidet das Haus!“ Um an den langen Winterabenden die Arbeitslust für längere Zeit rege zu erhalten, versammeln sich, sobald es dunkel wird, mehrere Nachbarinnen, abwechselnd bei einer aus ihrer Mitte oder in einem eigens dazu gemietheten Locale, indem eine

jede die für den Abend zu verrichtende Arbeit mitbringt. An diesen Abendversammlungen (ședetoare) nehmen in der Regel nur heiratsfähige Mädchen und junge Frauen Theil. Manchmal kommen auch die Männer der jungen Frauen und auch heiratslustige Burschen nach Verrichtung ihrer Geschäfte in diese Versammlungen und tragen auch ihrerseits durch Spässe, Räthsel, Lieder und andere Belustigungen zur Förderung der Unterhaltung und der Arbeit bei. Diese Abendzusammenkünfte werden in der Regel nur bis gegen Weihnachten abgehalten.

„Mulțimea copiilor, bucuria și averea Românilui! = Die Menge der Kinder ist die Freude und das Vermögen des Rumänen!“ sagt ein Sprichwort. Demgemäß fühlt sich jede Rumänin höchst unglücklich, wenn sie keine Kinder hat. Gelangt sie jedoch in gesegnete Umstände, so ist ihre und des Mannes Freude umso größer; beide sind von den



Rumänische Seenhütte (stână).

besten Hoffnungen bejeelt und denken fortwährend an die Nachkommen, die nicht nur ihre Namensträger und Erben, sondern auch dankbare Pfleger im Greisenalter und fromme Fürbeter für ihr ewiges Heil sein werden. Deshalb hütet sich auch die zukünftige Mutter vor allem, was dem zukünftigen Weltbürger schaden könnte, umso mehr, da sie jede Mißgeburt für das größte Unglück und jedes todtgeborene Kind für eine schwere Sünde hält.

Beim Herannahen ihrer Zeit beichtet und communicirt die Frau und zahlt wohl auch Messen für eine glückliche Niederkunft. Gleich nach der Geburt des Kindes und der ersten Pflege der Wöchnerin (lehuză, nepoată) nimmt die Hebamme das Kind, legt es auf den Erdboden und ruft den Ehemann herbei. Dieser tritt bedeckten Hauptes in das Zimmer, hebt das Kind auf, zum Zeichen, daß er es als das seinige ansieht, küßt dasselbe und übergibt es der Mutter mit einem Kusse auf die Stirn. Wird dem Ehemanne bei dieser Gelegenheit von der Hebamme die Kopfbedeckung abgenommen, so steigert sich die

Freude, weil dies die Bedeutung hat, daß das Kind ein Knabe ist. Hierauf wird der Ortsseelsorger verständigt, der das Kind und das ganze Haus mit Weihwasser besprengt oder dies durch die Hebamme verrichten läßt, auf daß der böse Geist und andere Unglücksfälle von dem Kinde und dessen Mutter ferngehalten werden. Sobald die Nachbarinnen, die Anverwandten und die Freundinnen der Frau von deren glücklichen Niederkunft Kenntniß erhalten, eilen sie mit allerlei Geschenken (*rodin*), die zumeist in Nahrungsmitteln bestehen, herbei, um den neuen „Gast“ (*oaspe*) zu bewillkommen und dessen Mutter zu beglückwünschen. Dies dauert bis zur Taufe, die, wenn die Umstände es nicht anders erheischen, am achten Tage nach der Geburt vorgenommen wird.

Es ist allgemeiner Volksglaube, daß bis zum dritten Tage nach der Geburt des Kindes die Schicksalsgöttinnen (*urđitoarele*, *urđitele*) zu dem Neugeborenen kommen und die bedeutenderen Ereignisse für sein Leben feststellen. Daher sagt auch der Erwachsene, wenn er im Leben von Unglücksfällen heimgesucht wird, oder wenn es ihm besonders gut geht: „*Aşa mi-a fost urđita!* = So war es mir beschieden!“ Während dieser drei Tage brennt die ganze Nacht hindurch das Licht im Zimmer, wobei man aber die Fenster so verhängt, daß man von draußen das Licht nicht bemerkt, da es sonst den böswilligen Frauen oder Hexen leicht würde, den Neugeborenen des ruhigen und stärkenden Schlafes zu berauben und ihn zum fortwährenden Weinen zu bringen (*să capete plânsori*).

Nach der Taufe des Kindes wird in der Regel ein Schmaus (*cumătrie*) zu Ehren der Taufpathen (*cumătri*, *nănaşi*) und der eingeladenen nächsten Verwandten, Nachbarn und Freunde veranstaltet, bei welcher Gelegenheit die Taufpathen den Täufling mit einem Viehstücke oder mit Geld beschenken und die Gäste ebenfalls Geschenke mitbringen. Das Bad (*scălduşcă*), in welchem der Täufling das erste Mal nach der Taufe gebadet wird, wird in dem Garten an der Wurzel des größten, schönsten und fruchtbarsten Obstbaumes ausgegossen, auf daß das Kind ebenso hübsch wachse und gedeihe. In dieses Bad werden auch Geldstücke für die Hebamme geworfen; in die folgenden Bäder aber werden allerlei wohlriechende, reinigende und stärkende Pflanzen gethan, damit das Kind sich kräftige, entwickle und besonders die Mädchen sich schön entfalten.

Sobald die Mutter die Führung des Hauswesens wieder übernimmt, so legt sie vor dem ersten Ausgang, quer über die Wiege oder an dieselbe den Rehrbesen oder den Schürhaken, damit nicht böse Geister und Hexen das Kind verunstalten oder es gar mit einem anderen garstigen und krüppelhaften vertauschen können; vom Hause aber darf sich die Mutter durch vierzig Tage nicht entfernen, nicht einmal zu den Nachbarn und in die Kirche. Erst nach Ablauf dieser Zeit geht sie mit dem Säugling zur Kirche und wartet draußen, bis der Geistliche die vorgeschriebenen Gebete verlesen hat und ihr den Eintritt in die Kirche gestattet; hierauf nimmt er das Kind auf seinen linken Arm und trägt es

unter Gebeten in dieselbe, verneigt sich mit demselben bei den vier unteren Hauptbildern der Ikonostasis, tritt, wenn es ein Knabe ist, mit demselben auch an die rechte Seite des Altartisches und übergibt es dann, zurückgekehrt, der Mutter, die es nach der heiligen Liturgie zur Communion bringt.

Wenn die Mutter mit ihrem Säugling aus dem Hause unter die Leute geht, so bindet sie demselben etwas Rothes um den Hals oder um die Windeln, damit er von Niemandem beschrien werde (*ca să nu se dioachie*). Daher muß auch jeder, der das Kind betrachtet und von demselben spricht, sagen: „ptiu, ptiu! să nu fie de



Anerkennung der Vaterschaft.

*dioc* = es soll nicht beschrien werden“. Die Rumäninnen säugen selbst ihre Kinder; beim Schaukeln in der Wiege singen sie ihnen nicht selten einschläfernde Lieder (*cântece de leagăn*) vor. Das Säugen (*laptare*) des Kindes dauert in der Regel zwölf bis achtzehn Monate. Wird ein Kind krank, so wendet die trostlose Mutter allerlei Hausmittel an, von denen die alten Weiber eine Menge zur Verfügung haben; helfen diese nicht, so glaubt man, daß böse Geister die Entwicklung des Kindes verhindern wollen und nimmt dann entweder die Hilfe des Priesters oder die Kraft der Besprechungsformeln (*descântece*) in Anspruch. Hilft auch das nicht, so wird der Taufname des Kindes mit einem anderen, oft sogar dem Gattungsnamen eines Thieres oder einer Pflanze, wie *Lupul* (Wolf), *Ursul* (Bär), *Bujor* (Pfingstrose), *Floarea* (Blume), *Garofița* (Nelke) zc. vertauscht, in der festen

Meinung, daß hiedurch die Genesung des Kindes herbeigeführt wird; trifft es wirklich zu, so behält das Kind den Namen fürs Leben.

Sobald die Kinder zu gehen beginnen, so üben sie Körper und Geist durch allerlei Spiele, die sich auf ihren künftigen Beruf beziehen. Zu den Spielen für beiderlei Geschlechter gehören: de-a mița oarbă = die blinde Rabe (Kuh); de-a puî gail oder de-a puî a gaiea = die Küchlein und der Geier; de-a poarca = Schweintrieb zum Markte, zc. Die Lieblingsspiele der Knaben sind zumeist: de-a mingea = Ballspiel; de-a păretele oder de-a meta = Ballkriegspiel; de-a trânta = Ringspiele zc.

Das Ballspiel (de-a mingea) wird von zwei oder drei Paaren Knaben gespielt, von denen ein oder zwei Paare, mit Stöcken versehen, sich in einiger Entfernung voneinander postiren und ein kleines Loch in die Erde graben, worin sie das Ende des Stockes fortwährend halten müssen, damit nicht einer von den zwei hinter ihnen stehenden Ballwerfern den Ball in dasselbe stecken könne. Während der eine Ballwerfer seinem Partner den Ball zum Einfangen zuwirft, suchen diesen die Gegner mit den Stöcken zu treffen, die Stöcke dann aneinander in der Mitte der Bahn anzuschlagen (dau țica), hierauf schnell zu den Löchern zurückzukehren und die Stöcke in dieselben zu stecken, bevor die Gegner den Ball darein legen; geschieht dies doch, so werden die Ballschläger zu Ballwerfern.

Beim Ballkriegspiel wird die ganze Gesellschaft von zwei aus derselben gewählten Commandanten (tata, mama) zuerst in gleichwärtige Paare sortirt und über jedes Paar von den Commandanten zur Auswahl das Los geworfen. Ist auf diese Weise die Spielgesellschaft in zwei gleiche Hälften getheilt, so wird noch einmal gelost, welche Hälfte zuerst zum Ballschlagen kommt. Dann wird von dem Platze der Ballschläger an, nach einer zum Ballschlagen günstigen Richtung, eine ziemlich weite Entfernung durch irgend ein Zeichen (părete, metă) markirt. Hinter diesem Markzeichen stellen sich die Ballfänger weit auseinander zerstreut auf, während die Ballschläger oben beisammen bleiben und jeder derselben nacheinander den Ball gegen seine Gegner dreimal zu schlagen sucht und im Verlaufe der drei Schläge oder nach denselben, wenn ein anderer den Ball gut getroffen und weit geschlagen hat, die ganze Bahn bis zum Markzeichen hin und zurück durchlaufen muß. Kann er dies nicht, oder wird der Laufende von einem der Gegner mit dem ergriffenen Balle während des Laufens getroffen, oder wird der Ball aus der Luft mit den Händen eingefangen, so kommen die Ballfänger an die Reihe zum Ballschlagen. So wird das Spiel abwechselnd beliebig lange fortgesetzt.

Beim Ringkampf (trântă) wird besonders die Körperkraft und der Erfindungsinn geübt. Es gibt vorzüglich drei Gattungen der trântă, die trânta dreaptă = regelrechter Ringkampf, voincească = heldenartiger und tălhărească oder hoțască = diebischer Ringkampf. Bei der trânta dreaptă fassen sich die Ringenden kreuzweise an den Schultern,

bei der trânta voinicească kreuzweise um die Mitte oder am Gürtel, bei der trânta hoțască oder tâlhărească aber werden, bei beliebiger Auffassung, allerlei Kunstgriffe angewendet, um den Gegner zu Boden zu werfen. Wer im dreimaligen Ringen den Gegner mehrere Male zu Boden geworfen hat, bleibt Sieger.

Die Spiele finden während der warmen Jahreszeit an Sonn- und Feiertagen, oder beim Weiden des Viehes statt, wo die Spielenden über genug freien Raum verfügen.

An Tanzspielen nimmt nur die reifere, heiratsfähige Jugend theil. Von den verschiedenen Tänzen erwähnen wir hier nur die Hora oder Moldoveneasca = Kreistanz, den Arcanul oder die Arcanaña, die Corabieasca, die Oleandra, den Ciocârlanul, den De-a piperiul, die Ardeleana oder Ardeleanca, die Ungureanca oder Ungureneța, die Rusasca, die Sërbeasca.

Bei der Hora (moldoveneasca) bilden die Paare einen geschlossenen Kreis und machen in wiegender Bewegung des Körpers und der Hände, je nachdem sie den Kreis verkleinern oder erweitern wollen, auf Commando einen oder zwei Schritte vor- und eben so viele rückwärts, stampfen in der Mitte mit dem rechten Fuße dreimal auf den Boden, wiederholen dieses Berengen und Erweitern des Kreises oder gehen hierauf zwei oder drei Schritte nach links und einen oder zwei nach rechts, und variiren die Schritte und die Bewegungen immer auf Geheiß des Anführers und im Tacte der Musik, die bei diesem Tanze mitten im Kreise spielt, so lange es dem Commandanten beliebt.

Die Arcanaña oder der Arcanul und der De-a piperiul sind Kettentänze; beim ersteren tanzen nur Burschen, beim letzteren auch Mädchen. Beim Arcanul fassen sich die Burschen gegenseitig am Gürtel und machen unter dem Commando des Anführers, der einen Stock in der rechten Hand hält, verschiedene Schwenkungen um die Musik, bald nach vorne, bald nach rückwärts und führen dabei, bald sich duckend, bald aufspringend, allerlei kunstvolle Bewegungen aus. Beim De-a piperiul legen die Tanzenden die Hände einander auf die Schultern und machen unter Anführung des an der Spitze Tanzenden verschiedenartige Bewegungen nach links und durchkreuzen von Zeit zu Zeit, bald hier, bald dort, die Kette unter den aufgehobenen Armen der Tanzenden.

Die übrigen genannten Tänze sind Rundtänze und werden immer paarweise nach dem Tacte der betreffenden Melodien ausgeführt, nur beim Ciocârlanul machen die Paare vier Schritte vor und zwei rückwärts, stampfen mit dem Fuße, wiederholen dieses noch einmal und drehen sich dann nach der einen und nach der anderen Seite. Bei der Ardeleanca fassen sich nicht nur zwei, sondern auch mehrere Personen beiderlei Geschlechtes zu je einem kleinen Reigen und alle diese Reigen tanzen sodann in der Runde nach einander, sich dann und wann drehend. Der Oleandra-Tanz ist eine Art Hora und wird gewöhnlich bei dem Hinaustragen der Mitgift der Braut aus dem väterlichen Hause und beim Aufladen

derselben vorgepielt. Das Hinaustragen der einzelnen Stücke der Mitgift geschieht unter fortwährendem Tanzen der Träger (joacă destrea).

Bei den Hora-Tänzen pflegen die Musikanten auch sogenannte Hora-Gesänge (hore) zu singen. Meist aber sind es einige aufgeweckte Burschen, die während des Tanzes nach dem Tacte der Musik zwei- bis sechs- und achtzeilige Strophen, sogenannte strigături, chiuituri, zumeist satirischen Inhaltes, zur allgemeinen Erheiterung recitiren. In diesen strigături oder chiuituri werden nicht nur die Schwächen beiderlei Geschlechtes und die Liebesverhältnisse in heißender Weise gegeißelt, sondern auch hervorragende geistige und körperliche Eigenschaften gepriesen.

Die allgemeinen Tanzunterhaltungen werden gewöhnlich nach der Katechisation an Sonn- und Feiertagen veranstaltet, und zwar vor der Kirche, vor dem Gemeindehause oder vor dem Wirthshause, auch vor dem Dorfbrunnen, wenn ein entsprechend weiter Raum da vorhanden ist und schattenreiche Bäume vorkommen, da bei solchen Tänzen nicht bloß die tanzlustige Jugend, sondern auch ältere Leute, ja sogar Greise sich versammeln. Während die junge Welt theils dem Tanze huldigt, theils anderweitig sich unterhält, sitzen oder stehen die älteren Personen auf der Seite, betrachten mit Wohlgefallen die tanzlustige Jugend und führen untereinander landwirthschaftliche Gespräche, erzählen sich heitere Erlebnisse oder planen zukünftige Verschwägerungen. An vielen Tanzplätzen ist auch eine Schaukel angebracht, welche zumeist von denjenigen der zuschauenden Jugend in Anspruch genommen wird, die ihrem Alter nach noch nicht zu den Tänzern gehören.

Die heiratsfähigen Burschen (altei, holtei, flăcău) und Mädchen (fată mare) dürfen Tanzunterhaltungen erst dann besuchen, wenn sie bei den Hochzeitsrednern, den sogenannten colăceri oder coloceri (colloquarii), Tanzunterricht genommen haben. Dieser wird ihnen in der Zeit von Weihnachten bis nach dem Jordanfeste in hiefür geeigneten Häusern ertheilt. Diese Zusammenkünfte heißen vergel (Cercle- oder Jungferunterhaltung) oder here oder herean (Unterhaltung mit Belage). Die Burschen erscheinen dabei (dau in here) ohne Begleitung, die Mädchen dagegen stets in Begleitung der Mutter oder einer verheirateten Schwester oder einer anderen anverwandten Frau (merg la vergel, la here, herean). Bei diesem Gange schreitet das Mädchen voran, und die begleitende Frau folgt mit einem Kolatschen auf den Armen nach. Beim Eintritt in den Unterhaltungsort werden sie von einem colocer bewillkommt, der auch das dargebrachte Geschenk in Empfang nimmt und auf den Tisch legt. Für die Getränke (here, beutura) sorgen die Burschen. Wenn eine hinlängliche Anzahl von Personen sich versammelt hat, so beginnt die Unterhaltung, die in allerlei Tänzen besteht; die mündliche Unterhaltung ist hiebei immer Nebensache. Wenn die Eltern mehrere Töchter haben, so gestatten sie der jüngeren nicht eher auf einer Tanzunterhaltung zu erscheinen, als bis die ältere Tochter verheiratet ist; nur wenn diese

körperliche und geistige Gebrechen hat und Aussicht für ihre Verheiratung nicht vorhanden ist, wird die jüngere zu den öffentlichen Tanzunterhaltungen geführt. Aus diesem Grunde findet man auch höchst selten, daß eine jüngere Schwester vor einer älteren heiratet.

Die Heiratszeit der Mädchen ist das 15. bis 20. Lebensjahr. Hat ein Mädchen das 25. Lebensjahr erreicht, so heißt es *fată stătută* oder *fată în pěr*, das ist ein sitzgebliebenes oder bemoostes Mädchen, und eine solche heiratet höchst selten. Die Heiratszeit der Burschen variierte in früherer Zeit zwischen dem 18. und 25., jetzt aber wegen des



Empfang des Bräutigams im Hofe der Braut.

Militärdienstes zwischen dem 24. und 30. Lebensjahre. Heiratet ein Bursche bis zu seinem 30. Lebensjahre nicht, so heißt er *sicior* oder *slăcău tommatic* (Herbstbursche), und *burlac* oder *burdaç* (Hagestolz in der üblen Bedeutung ohne Haus und Tisch), wenn er nie heiratet.

Wenn ein Bursche aus eigenem oder aus Antrieb seiner Eltern heiraten will, und bereits eine Wahl getroffen wurde, wobei immer die Meinung der Eltern maßgebend ist, so schickt man zwei angesehenen Männer aus der Verwandtschaft zu den Eltern des in Aussicht genommenen Mädchens behufs näherer Erkundigung und Werbung (*se duc în peşite*, in *stărostie*, *merg pe vedere*). Sind die Eltern des Mädchens mit dem Vorhaben nicht einverstanden, so weisen sie die Gäste (*peşitori*, *stăroşti*) nicht rundweg ab, sondern bringen allerlei Entschuldigungen vor. Ist ihnen aber der Bursche und die

Verschwägerung (*incuserire*) willkommen, so werden die Brautwerber wärmstens aufgenommen und bewirthet. Bei dieser Gelegenheit wird nur im Allgemeinen über die Mitgift (*destre*) der Braut und über den Vermögensstand des Bräutigams gesprochen. Nach einigen Tagen oder Wochen kommen die Brautwerber (*peșitori*) wieder zu den Eltern der Braut, diesmal aber mit dem Bräutigam selbst und mit den Eltern desselben. Während nun das junge Paar bei Seite im Zimmer oder auch draußen sich gegenseitig verständigt, besprechen die Eltern die Ausstattung ihrer Kinder, und nachdem sie sich in dieser Beziehung geeinigt, befragen sie dann auch die Jungen um ihre Meinung. Wenn diese nichts dagegen haben oder nicht dagegen zu sein sich getrauen, was sie nur höchst selten offen herausfagen, geben sie ihre verschämte Zustimmung dadurch kund, daß sie ihre Unerfahrenheit vorschieben und sich auf das Wohlwollen der Eltern gegen ihre Kinder berufen. Hierauf wird dem jungen Paare die beiderseitige Ausstattung bekanntgegeben. Die Eltern reichen sich gegenseitig unter Glück- und Segenswünschen die Hände, und das junge Paar küßt den Eltern unter Dankfagungen und mit Thränen in den Augen die Hände. Hiermit ist die Verlobung geschlossen (*au făcut legătura și incredințarea*), worauf gleich auch der Trauungstag festgesetzt wird. Von dieser Zeit an führen die Jungen den Namen Bräutigam (*mire*) und Braut (*mireasă*).

Nun beginnen die Hochzeitsvorbereitungen. Zuerst wird für die Aussteuer der Braut eine schönbemalte Truhe (*ladă*) gekauft, in welche die Wäsche derselben gethan wird. Alsdann bereitet die Braut die Hochzeitsgeschenke (*daruri*) vor: für den Bräutigam einen vollständigen Wäscheanzug (*schimburi*), für die Eltern desselben je ein Hemd (*cămeasă de soacră și de socru*), für die nächsten Anverwandten desselben und für die Brautwerber Handtücher (*mânășterguri, ștergari*) und für die Brautführer (*vătăjei*) und die Kranzelmädchen (*druște*) Taschentücher (*năframă*). Alles dieses wird während des Brautstandes, und zwar mit Unterstützung von Freundinnen sorgfältig genäht und mit Woll- und Seidenstickerei verziert. Der Bräutigam aber kauft für seine Braut hübsche Schuhe oder Stiefel, Socken, einen Spiegel und ein großes, wollenes oder seidenes Kopftuch (*balț, hobot*), das sie bei der Trauung trägt und mit dem sie beim Haupthochzeitsmahle auch verschleiert wird (*se îmbălțează, se inhobolă*). Hierauf werden zu Brautführern (*vătăjei*) und zu Kranzelmädchen (*druște*) beiderseits je zwei heiratsfähige Burschen und Mädchen aus den nächsten Verwandten und Freunden des Bräutigams und der Braut gewählt und Musikanten bestellt. Die Brautführer gehen, hübsch gekleidet, die geschenkten Taschentücher um die Stöcke gewunden und jeder mit je einer schönverzierten hölzernen Flasche von der Form einer zusammengepreßten Kugel (*ploscă*), etwa sieben bis vierzehn Tage vor der Trauung, von Haus zu Haus, um die gewünschten Gäste von der bevorstehenden Hochzeit in einer gereimten Ansprache in Kenntniß zu setzen und zu derselben unter Zutrinken

aus der mitgenommenen Flasche einzuladen. Die eingeladenen Gäste begeben sich schon vor dem Trauungstage, manche aber erst an diesem, zu den Brauteltern, um dieselben zu beglückwünschen, erscheinen aber hiebei niemals mit leeren Händen, sondern bringen stets etwas, wie Geflügel, Eier, Butter, Käse, Mehl, gedörrte Früchte oder was sonst zur Bereitung des Hochzeitmahles verwendet werden kann, mit sich.

Am Abende vor dem Trauungstage, der in der Regel auf einen Sonntag, seltener auf einen Donnerstag fällt, schickt zuerst der Bräutigam durch seine Brautführer an die Braut die vorbereiteten Hochzeitsgeschenke (daruri), in Begleitung einiger Burschen und zweier oder dreier Musikanten, die unterwegs verschiedene Märsche und Lieder spielen, während die Überbringer der Geschenke fortwährend Zuchhe schreien (chiue). Sobald man im Hause der Braut die letzteren herannahen sieht, setzt sich die Braut zwischen ihre Kranzelmädchen an den Tisch und erwartet so die Ankunft der Gäste. Diese werden draußen von den Führern der Braut mit Musik empfangen und in das Zimmer geleitet. Hier überreicht der Führer die Geschenke. Die gereimte Ansprache, die er dabei hält, ist fast stereotyp und Braut und Bräutigam werden in derselben stets mit imperat (Kaiser) und imperâteasă titulirt. Die Braut erhebt sich, nimmt die Geschenke in Empfang, begrüßt mit einem vollen Glase den Redner, trinkt aber aus demselben nicht, sondern gießt den Inhalt über den Kopf nach rückwärts aus, füllt es wieder und überreicht es dem Sprecher. Dieser trinkt den Eltern der Braut, diese trinken den übrigen Gästen zu. Nach kurzem Schmause, während dessen die Musik spielt, erhebt sich die Jugend sammt der Braut zu einem Hora-Tanz, umkreist, sich an den Händen haltend, dreimal den Tisch und begibt sich dann zur Fortsetzung des Tanzes auf den Hof. Hier verabschieden sich nach einiger Zeit die Abgesandten des Bräutigams. Bald darauf schickt auch die Braut auf gleiche Weise ihre Hochzeitsgeschenke (schimburi) an den Bräutigam, die unter demselben Ceremoniel übergeben und in Empfang genommen werden. Auch hier wird nach dem Schmause getanzt.

Am Trauungstage, wenn die Kirchenglocken den Beginn der heiligen Liturgie ankündigen, brechen Braut und Bräutigam, jeder von seinem Hause, in Begleitung der eigenen Hochzeitsgäste und der Musik, der Bräutigam in der Regel zu Pferd, die Braut aber immer in einem von Pferden oder vier Ochsen gezogenen Wagen (wz im Gebirge pflegt auch die Braut zu reiten) in die Kirche auf, wo sie dem Gottesdienste beiwohnen. Nach Beendigung desselben wird das Brautpaar durch die Beistände (amii mari) zum Trauungstische geführt, wo es sich auf einem Teppiche, unter welchen einige Münzen für den Kirchendiener gelegt werden, aufstellt, während die Beistände mit großen Kerzen in der Hand hinter demselben stehen. Nun nimmt der Priester zuerst die kirchliche Verlobung (logodna) durch den Ringwechsel (schimbarea inelelor) vor, dann die Trauung (cununie) durch Auflegung der Trauungskronen (cununii) auf die Häupte der

Verlobten. Zum Schlusse faßt der Beistand mit der einen Hand die Stola (epitrasir) des Priesters, mit der anderen die Hand des Bräutigams, dieser die der Braut und diese wieder die der Beistandin und so umkreisen sie dreimal den Trauungstisch, indem Priester und Kirchenfänger das Lied „Isaiea dântueşte“ anstimmen. Bei dieser Gelegenheit werfen die Brautführer Wall- und Haselnüsse, ja auch Zuckerwerk über die Getrauten und das anwesende Publicum zum Zeichen, daß die Getrauten die jugendlichen Freuden abstreifen, und mit dem Wunsche, daß ihr Familienleben im Überflusse verlaufe. Als ungünstiges Zeichen gilt es, wenn bei der Verlobung ein Ring oder beim Gange um den Tisch eine Trauungskrone hinabfällt.

Nach vollzogener Trauung wird das junge Paar von den Brautführern und Kranzelmädchen in die Mitte genommen und vor die Umfriedung der Kirche hinausgeführt, wo sie einen kurzen Hora-Tanz aufführen. Hierauf kehren Braut und Bräutigam in der Weise, wie sie in die Kirche gekommen waren, nach Hause zurück, wo jedes von seinen Eltern und nächsten Verwandten mit Brot und Salz empfangen und ein kleiner Imbiß eingenommen wird. Sodann besteigen der Bräutigam und seine Brautführer (vătăjei) wieder ihre Pferde und begeben sich mit den anwesenden Verwandten und Gästen unter Musikbegleitung, Pistolen- oder Pöllerschießen und hellem Zauchzen zu der Braut.

Sobald die Brautführer der Braut erfahren, daß der Bräutigam mit seinen Hochzeitsgästen nahe, eilen sie hinaus und sperren das Thor ab. Die Anführer des Bräutigams suchen zwar in den Hof einzudringen, werden aber von denen der Braut aufgehalten und befragt, wer sie seien und was sie wünschen. Nun entspinnt sich ein längeres Zwiegespräch in Reimen zwischen den beiden Hauptanführern. Jener des Bräutigamsgefolges bringt vor, sie wären Jäger, hätten ein hübsch gewachsenes und hurtiges Reh angeschossen und bis hieher verfolgt; sie bäten demnach um die Erlaubniß, es hier suchen zu dürfen. Der Hauptanführer der Brautgäste stellt das anfangs in Abrede gibt aber schließlich die Möglichkeit zu und öffnet das Thor. Beim Betreten des Hofraumes kommt ihnen die Hausfrau oder eine andere Verwandte mit einem großen Kolatschen und einer Kanne frischen Wassers entgegen, worin Weihwasser gegossen wurde, und worin auch ein Strauß aus Basilienkraut (busuioc) steckt, und besprengt damit die Eintretenden. Einer aus dem Gefolge des Bräutigams erhascht den Kolatschen, steckt einen Stock in denselben und reicht einem Genossen das andere Ende des Stockes; dieser faßt schnell dasselbe und nun halten beide den Stock mit dem Kolatschen in der Mitte in solcher Höhe, daß der reitende Bräutigam beim Eintritte in den Hofraum dreimal unter demselben durchreiten kann. Beim dritten Male steigt der Bräutigam in der Nähe der Hauschwelle ab und wird von den Brauteltern bewillkommt. Während dessen erhaschen die beiderseitigen Anführer den Kolatschen, brechen ihn in mehrere kleine Stücke (fräng colacul)

und werfen diese nach allen Weltgegenden zum Zeichen, daß es dem Brautpaar überall wohlgerhe, und daß sie miteinander friedlich leben mögen.

Nun erhebt sich die Tischgesellschaft von der Tafel, tritt mit der Braut unter Hora-Tanz aus dem Hause in den Hofraum und setzt hier den Tanz unter Betheiligung der mit dem Bräutigam angekommenen Tänzer fort, während der Bräutigam mit seinen verheirateten Verwandten zum Haupthochzeitsmahle in das Zimmer eingeladen wird. Bei diesem Gastmahle, an welchem auch die verheirateten Verwandten der Braut theilnehmen,



Beweinen (bocirea) des Todten beim Herausragen aus dem Sterbehaufe.

sitzt der Bräutigam als „imperat“ (Kaiser) mit der Mütze auf dem Kopfe an der Spitze der Tafel.

Gegen Ende des Mahles wird auf Geheiß des Bräutigams die Braut von den Brautführern desselben aus der Mitte der Tanzenden geraubt, in das Speisezimmer gebracht und an die linke Seite des Bräutigams an den Tisch gesetzt. Bald treten die Brautführer des Bräutigams wieder herein, nehmen der Braut den Schleier (balț), den sie bisher um den Hals getragen hatte, ab, tanzen mit demselben in der Hand eine Weile hinter der Braut und verschleiern (imbălțează, inhobotă) sie dann mit demselben zum

Zeichen, daß sie von nun an nur dem Manne zugehört. Nach einigen beglückwünschenden Trinksprüchen seitens der Beistände wird das Mahl aufgehoben und die Tischgäste treten nun alle sich einander an den Händen haltend, unter Hora-Tanz (*danţul cel mare*) heraus in den Hofraum. Wie der Bräutigam die Zimmerschwelle betritt, wird er von dem jüngsten Bruder der Braut oder von einem anderen minderjährigen Hausgenossen mit einer Pistole in der Hand angehalten und genöthigt, die Braut mit einem Geschenke loszukaufen. Während nun die Hora im Hofraume fort dauert, wird von den Brautführern die Mitgift unter Jubelrufen und Tänzen aus dem Zimmer hinausgetragen und auf einen mit vier Ochsen oder Pferden bespannten Wagen geladen. Sobald die Truhe an die Reihe kommt, setzen sich die Eltern der Braut auf dieselbe, von ihren nächsten und älteren Verwandten umgeben, und das Brautpaar tritt in Begleitung der Beistände, der Eltern und Verwandten des Bräutigams, um sich zu verabschieden (*să ia iertaciune*), in das Zimmer. Nun spielt sich eine herzergreifende Scene ab. Das Brautpaar kniet auf einem Polster, der auf einen vor den Brauteltern ausgebreiteten Teppich gelegt wurde, nieder, und ein Hochzeitsredner (*colocer*) nimmt in einer gereimten, ziemlich langen Ansprache, in welcher den Eltern für die gute Erziehung und für die Aussteuer der tiefgefühlte Dank ausgesprochen und um den elterlichen Segen gefleht wird, von denselben Abschied. Kein Auge bleibt dabei trocken, die Braut aber und die Mutter weinen und schluchzen, als ob sie sich nimmer sehen würden. Nach Schluß der Ansprache steht das Brautpaar auf, küßt den Eltern der Braut und den Verwandten derselben die Hand und verläßt mit der Truhe das Zimmer. Der Bräutigam hebt seine Braut auf den mit der Mitgift beladenen Wagen, auf den sich die Beiständin mit den Schwestern oder anderen dem Bräutigam anverwandten jungen Frauen gesetzt haben, und gibt derselben zum Zeichen, daß sie von nun an ihm allein gehöre und ihm fort an Gehorsam schulde, einige leichte Schläge mit der Hand auf die Schultern. Nun setzt sich der Wagen, von dem reitenden Bräutigam und den Brautführern umgeben, unter Glück- und Segenswünschen der Anverwandten nach dem Hause des Bräutigams in Bewegung. Wenn dieser nicht in demselben Dorfe wohnt, so wird er beim Ausritte aus dem Hofraume von den Burtschen umringt und aufgehalten und nicht eher fortgelassen, als bis er ihnen eine reichliche Geldspende (*plata vulpii*) gegeben als Entlohnung dafür, daß sie auf ihren Tanzunterhaltungen mit seiner Braut getanzt haben. Diese „Fuchsfellbezahlung“ muß er sich unbedingt gefallen lassen, wenn er sich nicht unterwegs Unannehmlichkeiten aussetzen will.

Im Hause des Bräutigams dauert die Unterhaltung noch eine Zeit lang fort, dann wird das junge Paar in das Schlafgemach geleitet. Am folgenden Tage erscheinen im Hause des jungen Paares vorerst einige Frauen der nächsten Verwandtschaft zu einer kurzen Familienbesprechung und einer gleich darauf folgenden kleinen Tafel, die uncrop

(Heißwasserprobe) genannt wird. Bei diesem Schmause erscheint auch die Braut, aber jetzt nicht mehr ohne Kopfbedeckung wie früher, sondern als junge Frau (*nevastă tină*) gekleidet mit dem im Dorfe üblichen Kopfschmuck, der in der Regel in einem rothen, eigenartig geformten Fes besteht, um den ein seidenes oder wollenes, hübsch zusammengelegtes Tüchlein (*testemel*) gebunden wird, worauf dann Kopf und Hals mit einem weißen, verziert gewebten, langen Leintuche oder mit einem anderen gefärbten blumenreichen Kopftuche in eigener Weise umwickelt werden. Bald darauf versammeln sich auf neuerliche Einladung durch die Brautführer nur verheiratete Hochzeitsgäste zu einer großen Tafel (*masă mare, pripoi*), bei der jeder Gast mit einer Anekdote in Versen und einem versüßten Trunk (*pahar dulce*) beehrt wird. Jeder auf diese Weise geehrte Gast legt in seinem Namen und in dem seiner Frau auf den Präsentirteller eine Geldspende. Das so gesammelte Geld wird theils zur Bestreitung der noch nicht gedeckten Hochzeitskosten, theils für die Einrichtung des neuen Hausstandes verwendet. Einige Tage darauf gehen die Neuvermählten zu den Eltern der Frau auf Besuch (*cale primară*). Es wird ihnen zu Ehren ein Schmaus gegeben, zu welchem auch die Eltern des Bräutigams und die Beistände eingeladen werden. Hiemit sind die Hochzeitsfeierlichkeiten zu Ende.

Wenn der Bräutigam die Braut in sein eigenes Haus oder in das seiner Eltern heimführt, so sagt man von ihm „*că s'a însurat* = daß er geheiratet hat“; übersiedelt er aber in das Haus der Braut, so sagt man von ihm „*că s'a măritat* = daß er verheiratet worden ist“. In der Regel wohnt das junge Ehepaar eine Zeit lang in dem Hause der Eltern des Mannes oder in demselben Hofraume, bis es sich ein eigenes Haus irgendwo in der Nähe baut, was nur in dem Falle geschieht, wenn mehrere Brüder im Elternhause vorhanden sind. Während dieser Zeit führt die Schwiegertochter mit der Schwiegermutter gemeinsamen Haushalt, wobei die Schwiegermutter immer die Haupt- und Führerrolle spielt.

Jedes neugebaute Haus wird beim Einziehen in dasselbe eingeweiht. In ein neues Haus kommt kein Anverwandter und Bekannter das erste Mal mit leeren Händen. Ergoht es dem Eigenthümer im neuen Hause wohl, so wird der Ort, auf dem es steht, für rein und das Haus selbst für glückbringend gehalten. Das Haus bleibt darauf von Generation zu Generation und wird nur erneuert, sehr selten durch einen Zubau erweitert, da sonst einer der Inwohner sofort sterben müßte. Auch glaubt man, daß in den Fundamenten des Hauses ein Schutzgeist in Gestalt einer Schlange wohne, die dann und wann zum Vorschein kommt, den Angehörigen des Hauses nichts Böses thut, und die man deshalb schonen muß, widrigenfalls über die Hauseinwohner allerlei Unglücksfälle kommen.

Wenn Jemand im Hause schwer erkrankt, so beichtet er allsogleich und empfängt die Communion. Liegt er in den letzten Zügen (*trage de moarte*), so wird ihm eine brennende Wachskerze in die Hand gegeben, welche er hält, bis er den Geist aufgibt. Darauf wird

eine sehr lange gelbe Wachskerze angefertigt und zu einer Scheibe gewunden. Diese Leichenkerze (toiag) ist dazu bestimmt, um neben dem Kopfe des Verstorbenen bis zu seinem Begräbniß zu brennen. Der Verstorbene wird gewaschen, mit den von ihm gewünschten Kleidern gekleidet und im großen Zimmer auf die an die Frontseite gestellte lange Wandbank (laïtä) mit dem Kopfe gegen Osten gelegt. Nun stimmen die Angehörigen Klagelieder an, in denen sie ihrem Schmerze um den Dahingeshiedenen Ausdruck geben (bocese). Diese Klagelieder (hociturî) werden bis zum Begräbniß dreimal des Tages angestimmt: Früh, Mittags und Abends. Die Schmerzensergüsse und die untröstliche Trauer der jungen Frauen, der Mütter und Töchter geben sich besonders beim Hinaustragen des Todten aus dem Hause in erschütternder Weise kund. Überdies gibt es an manchen Orten auch Klageweiber von Profession (hocitoare).

Nun kommen die Verwandten, Bekannten und Nachbarn, um sich von dem Verstorbenen mit den Worten „Dumneđu să'l ierte = Gott habe ihn selig“ zu verabschieden und den Angehörigen Trost zu spenden, bei welcher Gelegenheit sie immer eine gelbe Wachskerze mitbringen, die neben dem Verstorbenen, besonders während der nächtlichen Todtenwache (privegh) angezündet wird. Über die Nacht weilt im Todtenzimmer stets eine größere Gesellschaft, welche die vorgelesenen Psalmen und die Apostelgeschichte andächtig anhört; wenn das Lesen aufhört, werden entweder Märchen erzählt, oder die jungen Leute veranstalten, um sich die Zeit und den Schlaf zu vertreiben, verschiedene Todtenspiele. Am dritten Tage wird der Todte in den Sarg gelegt und nach kurzem Gebete des Priesters von den Trägern hinausgetragen, während die Angehörigen die Fenster öffnen, damit die Seele, wenn sie noch im Zimmer und nicht schon neben dem Leichname wäre, entweichen könne. Der Sarg hat immer an der Kopf- oder einer Nebenseite eine Öffnung, damit die Seele durch dieselbe, beim Senken des Sarges in das Grab, entfliehen könne; denn es herrscht der Glaube, daß die Seele bis zu diesem Momente von der Seite des Leichnams nicht weicht.

Beim Leichenzuge werden vor dem Priester und dem Leichnam, gewöhnlich in einem Reuter (ciur) oder in einer Backmulde (covată), eigenartig geformte Kolatschen mit einem in dem untersten derselben eingesteckten Obstbaumzweige (pom), der mit Früchten und Lebkuchen verziert ist, dann Weizen, in einer großen Schüssel gekocht und mit Honig eingemacht (colivă oder colibă) und eine kleine mit Wein oder Honigwasser angefüllte Flasche (paus) mit der Leichenkerze (toiag) darauf, gleichsam als Proviant (merinde) für die Reise der Seele des Verstorbenen getragen. Beim Herausragen des Sarges aus dem Hofraume, an den Kreuzwegen und über etwaige Brücken und Stege werden auf dem Boden vor den Sargträgern oder dem Leichenwagen lange Handtücher ausgebreitet, die dann arme Leute für sich aufheben dürfen; auch werden bei

dem jedesmaligen Stehenbleiben des Leichenzuges, wobei das Evangelium gelesen wird (stare), kleine Münzen über den Sarg an arme Kinder verabreicht. Solche Münzen werden auch dem Verstorbenen entweder zugleich mit einem gelben Wachskreuzchen in die Hand oder unter die Zunge gelegt. Dies alles geschieht, damit die Seele des Verstorbenen auf ihrer weiten Reise zum Paradies sich der Handtücher als Brücken (punti, poduri) über etwaige Gewässer, der Münzen zur Bezahlung der von Teufeln bewachten



Weihnachtsbrauch: Sternfinger.

Luftmauthen (vămi) und des Wachskreuzes und der Evangelien, die bei den „stări“ gelesen werden, zur Aufhebung des Mauthbalkens (stălp) bedienen könne.

Herzerschütternd ist nach der Einsegnung der Leiche in der Kirche die Verabschiedung und die Darreichung des letzten Kusses (sărutarea cea de pe urmă), sowie das Beweinen des Verstorbenen bei dessen Einsetzung in das Grab (mormânt). Nachdem der Geistliche mit dem Spaten das Kreuzeszeichen an den vier Rändern des Grabes gemacht, wirft jeder der Anwesenden eine Hand voll Erde auf den Sarg mit den Worten: „să'i fie țerna ușoară și Dumneșu să'l ierte! = Möge ihm die Erde leicht sein und Gott ihm verzeihen!“

Nach dem Begräbnisse kehren die Personen, die dem Verstorbenen das letzte Geleite gegeben haben, wo möglich nicht auf demselben Wege, auf welchem sie zum Friedhofe gegangen sind, nach Hause zurück. Hier wäscht man sich die Hände. dann wird ein kleines Todtenmahl (comând, pradnic) servirt, zu dessen Ende jeder Theilnehmer einen kleinen Kolatschen mit einer brennenden Kerze (colac și lumină) von den Veranstaßtern des Todtenmahles für die Seele theils des jetzt Begrabenen, theils der früher verstorbenen Mitglieder der Familie (de sufletul morților) erhält. Daher das Sprichwort: „dă-î colac și lumină = gib dafür einen Kolatschen mit einer Kerze“, wenn man von etwas Verlorenem, das man nimmer finden wird, sprechen will. Man meint, daß die guten Thaten, welche die lebenden Verwandten im Namen eines ihrer verstorbenen Angehörigen verrichten, von Gott so angesehen werden, als ob dieser sie selbst im Leben geübt hätte. Daher die öfteren Erinnerungsfeste (dilele morților), die während des Jahres unter Vertheilung von Geschenken im Namen der Verstorbenen gefeiert werden.

Schließlich seien hier noch einige volksthümliche Anschauungen und Gebräuche erwähnt, die an das vorchristliche Leben und die damaligen religiösen Anschauungen erinnern.

Während der Fastenzeit vor Weihnachten versammeln sich an den langen Abenden mehrere, in der Regel der niederen Volksklasse angehörende Jünglinge, um uralte, durch Überlieferung aufbewahrte Weihnachts-, Stern- und Neujahrslieder (corinde oder colinde de crăciun și de anul nou, cântece de stea) zu erlernen. Die Weihnachtslieder (corindele oder colindele de crăciun) sind theils weltlichen, theils christlich-religiösen Inhaltes. Die ersteren feiern den Hausherrn und dessen Familie, insbesondere die schönen Töchter, die letzteren die Geburt Christi. Sie werden mit oder ohne Violine vor den Fenstern der Häuser Abends bis gegen Mitternacht, vom heiligen Abend beginnend in der Regel durch drei Tage gesungen. Diese Sänger (corindători oder colindători) führen hie und da auch eine in Gestalt einer länglichen Kirche geformte mit drei Thürmen versehene Stallung (Vifliem) mit, deren Inneres beleuchtet ist, und worin eine Krippe mit dem Christuskinde in derselben, Maria und Josef und überdies noch einige Ochsen, Schafe und Pferde in Figuren oder in Abbildungen angebracht sind.

Mit dem ersten Weihnachtstage beginnen die Colindatoren mit dem Sterne (cu steaă, cu luceafărul), gewöhnlich drei, und die Herodes-Sänger (Irođii), in der Regel sechs an Zahl, nicht bloß von Haus zu Haus, sondern auch von Dorf zu Dorf, nicht nur Abends, sondern auch unter Tags herumzustreifen und verschiedene auf die Geburt Christi, die Welterschöpfung, den Sündenfall, den Tod, das Paradies und die Hölle sich beziehende Lieder zu singen. Sie führen mit sich einen beleuchteten, drei- oder sechseckigen Stern, der entweder oben an einer langen Stange beweglich angebracht (stea) oder an einer horizontalen

Zugwinde befestigt ist (luceafër), mit der im Zimmer der Stern während des Singens vor den Heiligenbildern geschwungen wird. Die Herodes-Sänger sind nichts anderes, als eine sehr primitive, melodramatische, herumwandernde Schauspielergesellschaft, von denen einer den König Herodes, drei die drei morgenländischen Könige, einer den Hohepriester und der letzte einen sehr alten Greis, der den Stern trägt, vorstellen, weshalb sie auch dem entsprechend costümiert sind. Sie streifen durch vierzehn Tage, vom 25. December bis 6. oder 7. Januar a. St. herum und führen das Stück in den Häusern besser gestellter Leute des Dorfes auf.

Am Abende vor dem neuen Jahre bilden sich an jedem Orte mehrere Gruppen von Kindern und Jünglingen, die mit dem Pfluge (arat, plug, plugușor, buhai) von Haus zu Haus herumgehen, vor den Fenstern ein die Landwirthschaft vom Anbau des Getreides bis zum Aufstischen des Brotes feierndes Lied singen und den Hausherrn zum besten Erfolge während des neuen Jahres beglückwünschen. Einer hält ein Faß vor, welches an einem Ende mit gespanntem Leder geschlossen ist; durch dieses Leder geht ein Roßhaarbüschel hindurch, an welchem ein Zweiter zieht, dadurch das Leder zum Schwingen bringt und so das Gebrüll ackernder Ochsen nachahmt. Zwei oder mehrere von den anderen Burschen knallen mit den Peitschen. Auf die Worte des Vorsängers: „mënași siciorî oder mënași măi“ antworten die Übrigen „hăi! hăi!“ An diesem Abende spielen die kleinen Kinder mit Nüssen und naschen Lebkuchen (turtă dulce) und Obst; der Hausherr zählt seine Barschaft und gibt den Kindern Münzen zum Spielen; die Mädchen gießen unter Anleitung der Mutter oder einer anderen alten Frau geschmolzenes Blei in eine große mit Wasser gefüllte Schüssel; oder sie befestigen Wachskerzen in ausgehölte Nusschalen und lassen dieselben auf dem Wasser in einer Schüssel schwimmen und suchen aus den Figuren des Bleies und den Bewegungen der Kerzen die Zukunft zu erforschen; oder sie gehen in den Viehhof (țarc, ocol), binden sich beim Eintritte in denselben die Augen zu, zählen an der Umzäunung von einem beliebigen Pflöcke (par) angefangen bis neun, und dieser neunte Pflöck stellt je nach Höhe und Dicke, nach der Verindung und der größeren oder kleineren Menge von Knoten, die er hat, den hohen oder kleinen, den reicheren oder ärmeren, den moralisch und körperlich bemakelten oder unbemakelten Zukünftigen vor. Der erfahrenste Mann im Hause fertigt sich einen Witterungskalender für das ganze Jahr an, indem er eine Zwiebel nimmt, sie in zwei gleiche Hälften theilt und daraus zwölf gleiche Blattschalen sucht, die er mit gleichen Mengen Küchensalz füllt und dann in der Reihe der zwölf Monate von Osten nach Westen auf den Hausherd stellt. Je nachdem das Salz in den Blattschalen ganz oder theilweise, oben, unten oder in der Mitte über Nacht zerflössen ist oder nicht, wird auch der betreffende Monat ganz oder theilweise, am Anfange, gegen Ende oder in der Mitte regnerisch oder trocken sein. Auch glaubt man,

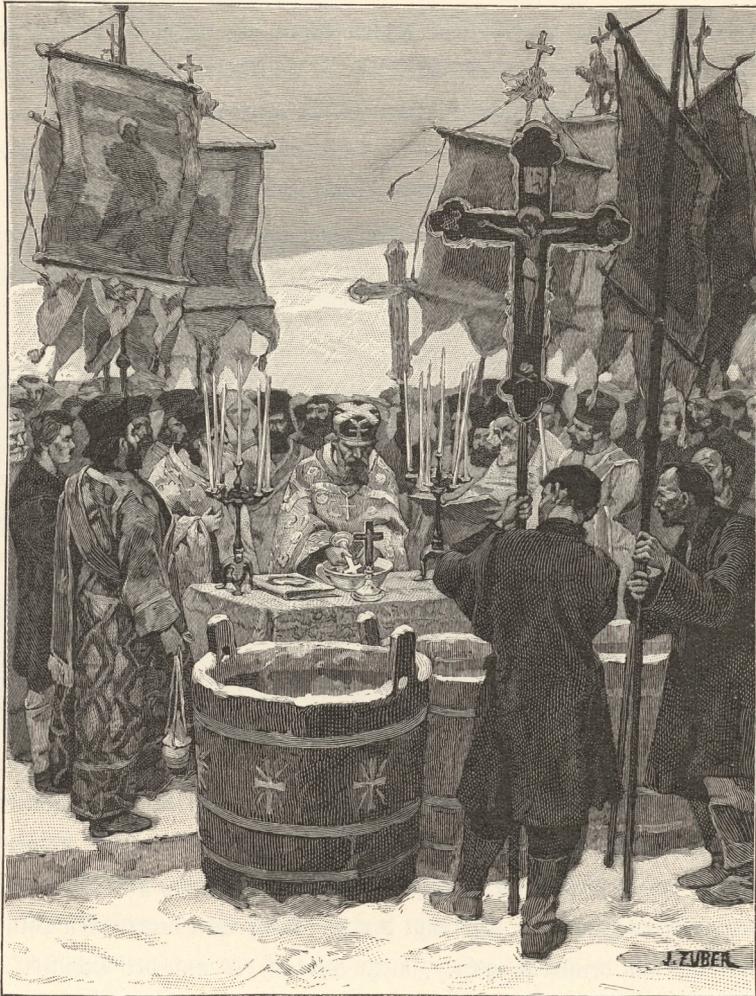
daß in der Neujahrsnacht der Himmel sich öffnet, und daß die Thiere untereinander über die Schicksale der Hausgenossen während des kommenden Jahres sprechen; daß man zwar dies alles sehen und hören könne, doch auch während des Jahres unbedingt sterben müsse, wenn man diese Neugierde befriedigt hat. Am Neujahrstage, zeitlich früh, kommen wieder Colindatoren, um zu säen (cu sēmēnatul), indem sie in Reimen die Hausgenossen beglückwünschen (urează), gegen dieselben Weizenfasen streuen und dafür ein kleines Geldgeschenk, einen Kolatschen oder einen Kuchen (plăcintă) erhalten.

Der Tag vor Weihnachten (ajunul crăciunului) und jener vor dem Jordanfeste (ajunul bobotezii) gelten als strenge Fasttage. Keiner der Hausgenossen erdreistet sich, von dem mit allerlei Fastenspeisen (unter denen Fisch, Bohnen, gedörrte Zwetschen und gekochter mit Honig eingemachter Weizen nicht fehlen dürfen) vollbedeckten Tische vor Mittag etwas zu kosten, nicht einmal die kleinen Kinder. Davor hüten sich besonders die Mädchen und Jünglinge, weil sie glauben, daß hievon nicht nur die Gesundheit, sondern auch die Schönheit des oder der Zukünftigen und besonders der Wuchs der vollen, runden Augenbrauen des- oder derselben abhängen. Zum Festtische setzt sich die Familie erst gegen Abend, nachdem früher der Dorfgeistliche, der am Vorweihnachtstage mit dem Bilde der Christi Geburt (cu icoana), am Vorjordanstage aber mit dem Handkreuze (cu crucea) und mit dem Weihwasser (cu aghiasma), unter Vorantritt einer großen Knabenmenge, die fortwährend „chiralesa (= κυριε ελεησον)“ schreien, das Haus besucht und den Tisch eingesegnet hat. Der Hausherr empfängt den ankommenden Priester in der Regel mit einer brennenden Wachskerze. Während des Absingens der üblichen Hymnen seitens des Priesters küssen die Hausgenossen das heilige Bild, respective das Kreuz, der Priester aber besprengt mit Weihwasser nicht nur sie, sondern auch das ganze Haus, segnet den Speisetisch ein, beglückwünscht die Hausgenossen, erkundigt sich nach dem Befinden derselben und kostet ein wenig von den Speisen.

Wenn die Hausgenossen sich zu Tische setzen, so unterläßt der Hausherr nicht, am Vorweihnachtstage Bohnen auszustreuen, auf daß der Viehstand gedeihe, und am Vorjordanstage einen Löffel Weizen gegen die Zimmerdecke zu werfen, auf daß der Bienenstand sich mehre und reichlichen Honig sammle. Klebt nun der Weizen oben an, so wird dies als eine gute Vorbedeutung angesehen. Als Zeichen eines fruchtbaren Jahres gilt, wenn sich an diesen Tagen an die Zweige der Obstbäume recht viel Reif (chidie) ansetzt.

Das Jordansfest wird besonders feierlich begangen. Wer nur irgendwie vom Hause abkommen kann, geht in die Kirche, um die heilige Liturgie anzuhören. Von da geht alles, die Kirchenprocession an der Spitze, an ein fließendes Wasser oder zum Dorfbrunnen; nur selten wird die Wasserweihe im Kirchhofe vorgenommen. Die Wasserweihe wird unter Pöller- oder Pistolenschüssen durch dreimalige Senkung des heiligen

Kreuzes in das Wasser vollzogen. Man glaubt, daß hiedurch das ganze Jahr jedes Wasser frei von allem Bösen bleibe, wenn nicht etwa später böswillige Menschen verderbenbringende Unreinlichkeiten hineinwerfen oder böse Geister hineintreiben. Da das Wasser in dem Momente der Weihe als völlig rein und heilbringend gilt, unterläßt es



Die Jordanfeier.

feiner, sich hievon etwas in einem kleinen Gefäße mitzunehmen, von dem die Hausgenossen vor dem Mittagmahle kosten. Der Rest wird in einer Flasche an der Bilderwand aufbewahrt und zu verschiedenen Heilzwecken verwendet. Dieses Wasser wird alljährlich erneuert.

Nach dem Jordansfeste bis zum Fasten vor den Ostern finden die meisten Hochzeiten statt. Diejenigen aber, welche aus verschiedenen Gründen in dieser Zeit nicht stattfinden

können, werden auf den Herbst, in die sechs Wochen vor Advent, verschoben; während des Sommers finden nur selten Trauungen statt.

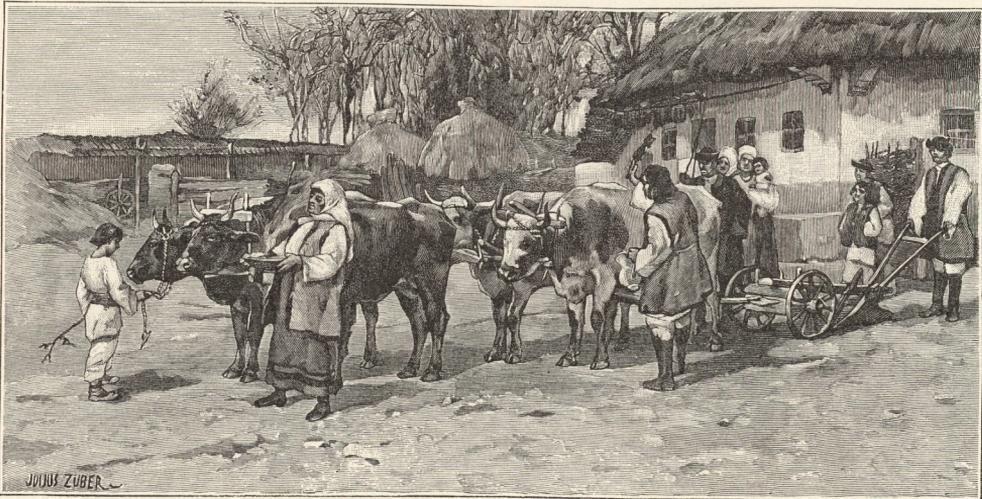
Eine Persönlichkeit, von der jeder Rumäne etwas zu erzählen weiß, ist die *baba Dochiea*. Diese ist eine mehr mythische als christlich-kirchliche Gestalt. Sie wird als ein sehr altes Weib gedacht, das den Winter vorstellt, auf den höchsten Bergen der Karpathen seinen Wohnsitz hat und der Kälte wegen mit mehreren Pelzen gekleidet ist. Naht nun ihr Festtag, der kirchlich auf den 1./13. März fällt, so steigt sie von den Gipfeln der Berge herab und beginnt 3, 6, 12, 24 oder 36 Tage vorher, je nachdem sie mehr oder weniger Pelze angehabt hatte, je einen derselben von sich abzuwerfen; dies äußert sich in den Stürmen und dem Gestöber, die um die Frühlingsnachtgleiche eintreten. Nach dem Volksglauben müssen solcher Sturm- und Gestöbertage ebensoviele ihrem Festtage folgen, als ihrer vorangegangen waren. Diese werden dann „*șilele babei Dochiei* (= Tage der *baba Dochiea*)“ genannt.

Der Tag des heiligen Alexius (17./29. März) gilt als der Frühlingsanfang; man glaubt, daß an diesem Tage die Poren der Erdrinde sich erweitern, damit durch dieselben die lebenden Wesen, die den Winter in der Erde zugebracht haben, hervorkriechen können. Die Bienenstöcke werden untersucht und, wenn die Witterung es erlaubt, hinausgetragen, auch Vorkehrungen zur Bebauung der Felder getroffen. Auf eine besondere, feierliche Weise wird der Pflug zum ersten Male auf das Feld geführt. Vier Ochsen werden an dem im Hofraume des Hauses fertiggestellten Pfluge eingespannt. Ein kleines Kind hält vorne das um die Hörner des ersten Ochsenpaares gelegte Seil in der Hand. Der Ochsentreiber stellt sich mit der Peitsche in der Hand an die linke Seite des zweiten Ochsenpaares. Der Führer des Pfluges hält rückwärts in der einen Hand den Pfluggriff (*cornul plugului*) und in der anderen die Pflugreute. Nun tritt aus dem Zimmer die Hausfrau mit einer Schüssel voll brennender Kohlen, worauf Weihrauch gestreut ist, und an deren Rand Brotstücke gelegt sind; ihr folgt der Mann mit einer, oben mit einem Kolatschen decorirten Kanne frischen Wassers, worin Weihwasser gegossen wurde, in der einen, und mit einem Basilienstraufe in der anderen Hand und besprengt den im Aufbrechen begriffenen Pflug, während die Frau dreimal um denselben geht. Zuletzt werden die auf der Schüssel befindlichen Brotstücke den Ochsen zu fressen gegeben, während der Kolatsche unter die Pflugleute vertheilt wird, auf daß Gott reichliche Ernte verleihe.

Das siebenwöchentliche Osterfasten (*ajunul oder postul cel mare, ajunul paresimeii*) wird, sowie das zweiwöchentliche Fasten vor Mariaentschlafung (*ajunul oder postul Sântă-Mariei*) und der sechswöchentliche Advent (*ajunul oder postul Crăciunului*), von Groß und Klein sehr strenge gehalten. Sogar in Krankheitsfällen, selbst mit priesterlicher Erlaubniß, getraut sich kein alter Mann und keine Frau Fleisch-, Milch- und Butterspeisen

zu genießen. Nur das nicht immer gleich lange Fasten vor Peter und Paul (ajunul Sănpietrului) wird minder strenge beobachtet.

Zu Mitterfasten (mieđul paresi oder paresime oder päreți) zählen die Hausfrauen die Eier, sondern die brut von den unbrutfähigen ab und lassen das Geflügel brüten. Auch werden an diesem Tage, sowie an den folgenden Sonn- und Feiertagen bis Char-donnerstag ein oder mehrere Eier mittelst einer Wachsfeder (chișiță) mit allerlei Blumen- oder Figurenverzierungen (impistrituri) als Vorbereitung für die Ostern beschrieben (se impistresc). Und während nun die Männer die Umzäunungen aufrichten, die etwaigen Schäden an den landwirthschaftlichen Gebäuden und Geräthschaften ausbessern und die Felder zu bebauen beginnen, sind die Frauen mit dem Zuschneiden und Nähen der Wäsche,



Einsegnung des Pfluges im Frühling.

mit dem Reinigen und Übertünchen der Häuser und mit der Bestellung der Gemüsegärten beschäftigt; denn bis zu den Osterfeiertagen will ein jeder mit seiner Arbeit fertig sein.

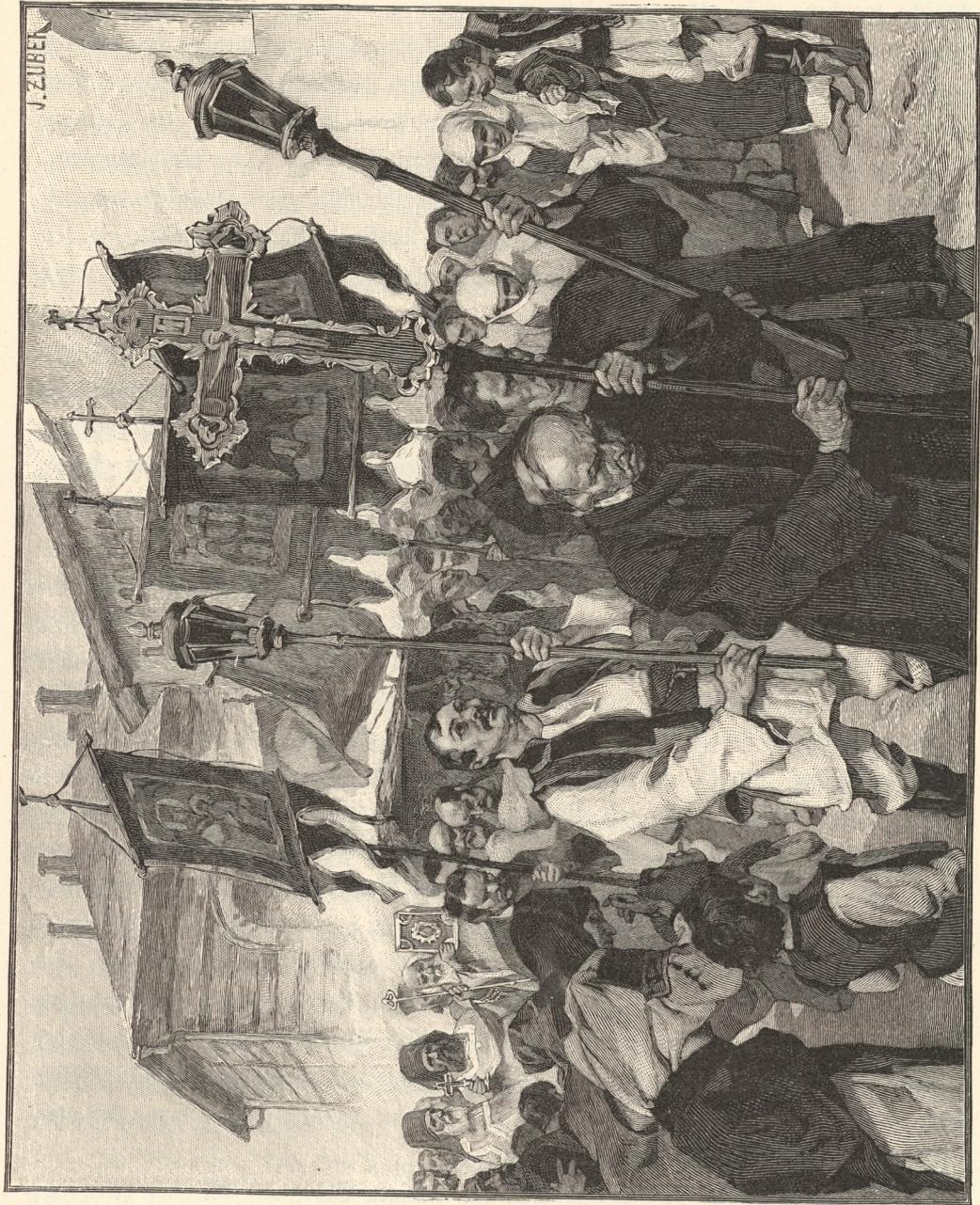
Am Palmsonntage muß wenigstens eines der Familienglieder, insbesondere der Vater oder die Mutter, in die Kirche gehen, um sich von da geweihte Weidenkätzchen (mișișoare oder mărțișoare) als Palmzweig (stălpăre) zu holen, mit dem man dann die Familienglieder auf den Kopf, die Achsel und die Schulter klopft, auf daß sie ebenso wie die Natur frisch aufblühen und gedeihen mögen. Auch verschluckt man zuweilen ein Kätzchen, auf daß auch das Innere sich erneuere. Wer zu Hautausschlägen inclinirt und überhaupt, wer für das ganze Jahr gesund bleiben will, der badet im Flusse vor Sonnenaufgang vom Palmsonntage angefangen die ganze Charwoche (septămana patimilor) bis nach den Ostern.

Die drei letzten Tage der Charwoche widmen die Frauen der Zubereitung der Oster-speisen, da während der drei Ostertage weder gekocht, noch gebacken wird. Insbesondere

werden am Chardonnerstage die beschriebenen (oañe împistrite) und einige unbeschriebene Eier (merișoare) verschieden gefärbt, die meisten derselben auch gekocht. Am Samstag bereitet man den Braten und die Pașkakuchen, von denen wenigstens einer mit dem Osterkreuze versehen sein muß. Die Schalen der Eier, die man zur Bereitung der Osterkuchen verwendet, werden in ein fließendes Wasser geworfen, um von den Wellen weithin zu jenen Völkern getragen zu werden, die man „Rocmani“ nennt, und denen man, da sie aus Mangel an Priestern nicht wissen, wann sie die Ostern feiern sollen, auf diese Weise Kenntniß von der Ankunft der Ostern geben will. Pașkakuchen und Ostereier spielen unter den Speisen die Hauptrolle. Einige davon werden mit etwas Speck zur Weihe in die Kirche getragen, wo gleich nach Mitternacht die Auferstehung gefeiert, die heilige Liturgie celebrirt und bis 6 oder 8 Uhr beendigt wird; je ein Stück der geweihten Speisen bekommt der Priester, das Übrige wird nach Hause gebracht. Die Verwandten und Bekannten in der Kirche, vorzüglich bei dem während der Ostern stattfindenden Glockengeläute und Brettklopfen (toacă), und die Familienglieder zu Hause grüßen einander mit dem Zuspruche „Hristos a înviat! = Christus ist auferstanden!“ und mit der Erwiderung „Adevărat că a înviat = in Wirklichkeit ist er auferstanden“ und pecken (teșchen = ciocnese) dann je zwei Eier, auf daß die Knospen aufspringen, neues Leben und neue Blumen auf Erden entstehen, und sie alle froh und munter bleiben. Das angeschlagene Ei gehört immer dem Besitzer des stärkeren Eies. Mit den früher erwähnten Worten grüßt man sich gegenseitig auch beim Begegnen bis zur Himmelfahrt Christi.

Am Ostersonn- und Montage kommen die verheirateten Söhne und Töchter, die Täuflinge und die Traukinder (finii) zu den Eltern, respective Pathen, mit je drei Osterkuchen und sechs Eiern auf Besuch und erhalten beim Weggehen zwei Osterkuchen und vier Eier als Gegengeschenk. Am Ostermontag und am Osterdienstag besuchen sich in gleicher Weise gegenseitig die Bekannten und Freunde. Bei diesen Besuchen werden gegenseitig Eier angeschlagen.

Damit die allgemeine Freude unbeschränkt sei, gedenken die Familienhäupter auch ihrer verstorbenen Angehörigen. Es herrscht nämlich der Glaube, daß Christus die ihrer Sünden wegen zu Höllestrafen bestimmten Seelen jedes Jahr am Ostersonntage besuche und einige derselben, für welche die Kirche intervenirte, und in deren Namen die Angehörigen Gutes gethan hatten, von der Strafe befreie. Daher läßt fast jedes Familienhaupt für die Seelen der Verstorbenen während des Osterfastens an den sechs ersten Samstagen (sâmbetele morților) und am Chardonnerstage bei der heiligen Liturgie Gebete lesen. Man glaubt, daß während der ganzen Osterwoche (septemăna luminată) der Himmel oder das Paradies offen stehe, und daß alle, die in dieser Zeit, insbesondere während der ersten drei Tage, sterben, in den Himmel aufsteigen.



© Sündgenießer in Guayaquil; Procession mit den Reliquien des heiligen Ion cel nou.

So wie die Frauen an gewissen Wochentagen keine Arbeiten zu beginnen wagen, namentlich den Freitag (*sânta Vinere*) hoch in Ehren halten und vom Vorabende an weder Wäsche waschen, noch nähen oder spinnen, so scheuen sich auch die Männer, an den Donnerstagen (*sânta Joie, sântele Joi*) zwischen den Ostern und den Pfingsten Feldarbeiten zu verrichten, da sonst die Saaten durch Regengüsse und Hagelschlag leiden würden. Auch hütet man sich während dieser Zeit im Freien auf der Erde, besonders auf dem Felde zu schlafen, um nicht von gewissen weiblichen, bösen Geistern (*Sävätina* = die Wuthbringende, *Märgälina* = die Entnervende und *Rujälina* = die Rothlaufbringende, auch *Iele* genannt) heimgesucht zu werden und durch ihre Zauberkraft Verstand, Sprache, Gehör und den Gebrauch der übrigen Gliedmaßen zu verlieren. Besonders gefährlich sollen sie in dieser Hinsicht jungen Leuten sein.

Am Abend vor dem Feste St. Georgs, der als Frühlingspatron und als Helfer im Kampfe mit wilden Thieren gefeiert wird, legt man auf die Thorsäulen, auf die Umfriedung und auf das Dach des Hauses Rasenstücke, in deren jedem ein grüner Weidenbaumzweig steckt, zum Schutze gegen böse Geister und Hexen. Auch werden zu diesem Zwecke in einigen Dörfern an Sumpfstellen und an Brücken um das Dorf herum oder auch im Dorfe selbst Feuer angezündet und durch mehrere Stunden unterhalten.

Der Samstag vor Pfingsten (*Dumineca mare, Rusaliü*) wird vorzüglich als Ahnen- und Seelentag (*Sämbäta moşilor, a morţilor*) gefeiert, daher dieser Tag kurzweg *Moşi* (Ahnen) genannt wird. An diesem Tage werden allerlei Speisen, insbesondere Kuchen (*plăcinte*) und Kolatschen in die Kirche gebracht, geweiht und an den geschmückten Gräbern unter die Armen vertheilt. Den anwesenden Kindern aber werden Töpfchen (*ulcele*), Gläser (*sticle*), Kandeln (*cofiţe*), Schüsseln (*strachini*), Teller (*talgere*), Kannen (*cane, cănuţe*), die, mit Blumen geschmückt, mit Milch, süßem oder reinem Wasser gefüllt und mit einer kleinen gelben brennenden Wachskerze versehen sind, für das Seelenheil (*de sufletul morţilor*) dieses oder jenes Verstorbenen geschenkt. Auch nach Hause werden solche Gaben geschickt, was „*a ämblă cu moşii*“ heißt. Die Empfänger der Gaben sagen dabei: „*Dumneţeu să'l ierte* = Gott habe ihn selig.“ Am Abende werden Vordächer, Fenster, Heiligenbilder und Bettstätten mit Lindenzweigen und Blättern geschmückt. Man glaubt auch, daß um diese Zeit die sogenannten *Rusaliü* oder *Rosalii*, eine andere Art böser Geister weiblichen Geschlechtes, herumgehen und die Eßlust und die gute Laune verderben, gegen die man sich nur dadurch wehren kann, daß man Wermut im Busen trägt und ins Bett streut.

Das Sändzenifest hat sich allmählich zur heutigen Bedeutung bei allen griechisch-orientalischen Glaubensgenossen der Bukowina ausgebildet. Den Anlaß hiezu gab der moldauische Fürst Alexander der Gute (1401 bis 1433), als er die Reliquien des im

XIV. Jahrhundert zu Czeteata Alba (Alierman) von Türken gemarterten Kaufmannes Ion aus Trapezunt nach Suczawa brachte und den Tag seiner Verehrung auf den 2./14. Juni festsetzte. Drei Wochen darauf (24. Juni a. St.) feiert die griechisch-orientalische Kirche die Geburt des heiligen Johannes des Täufers. Die kirchlich-religiösen Andachten an diesen beiden Festen wurden im XV. und XVI. Jahrhunderte bei dem damaligen großen Glaubenseifer in den Klöstern so sehr in die Länge gezogen, daß beide Feste und insbesondere die damit in Verbindung gebrachten Schmausereien und Belustigungen ineinander fielen. Da nun im Rumänischen der heilige Johannes ursprünglich sânt Jian (neben der späteren Form Ion, Ioan), Plural sânti Jiani oder Jieni hieß, so wurden diese beiden Johannes sânti Jieni genannt, woraus die abgeschwächtere und contrahirte Form Sândeni entstand. Johannes von Suczawa wird gegenwärtig als Landespatron der Bukowina verehrt. An seinem Festtage (2./14. Juni) und besonders am 24. Juni/6. Juli, welcher letzterer Tag jetzt insbesondere den Namen Sândeni führt, kommen nach Suczawa viele Tausende von Pilgern aus den benachbarten Ländern, selbst solche, welche nicht der griechisch-orientalischen Confession angehören, wie griechisch-katholische Ruthenen aus Galizien. An diesem Tage werden die Reliquien des Heiligen durch die Stadt bis zu einem größeren Platze derselben getragen, wo Wasser geweiht und eine Predigt gehalten wird. Durch drei Tage vor diesem Feste werden in den Straßen neben der Kirche, in welcher die Reliquien aufbewahrt werden, allerlei Waaren, meist Kreuzschnüre, heilige Bilder, Kerzen und Kopftücher zc. zum Verkaufe ausgestellt.

Es gibt auch zwei Arten wohlriechender Feldblumen, das gallium mollugo und das gallium verum, die um diese Zeit in voller Blüte stehen und nach der Volksmeinung von diesen Heiligen den Namen sândană, Plural sândene, erhalten haben. Einige Gelehrte sind jedoch der Meinung, daß diese Blumen ihren Namen nicht nach diesen Heiligen, sondern von der Göttin Diana, der diese Blumen geweiht waren, erhalten hätten, zumal die Göttin Diana im Rumänischen „sânta Dana“ hieß, woraus leichter sândana entstehen konnte. Aus diesen Blumen winden die Mädchen und Jünglinge am Vorabende des Festes einen Kranz, den sie auf die Ostseite des Hausdaches legen, so daß die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne ihn treffen können. Finden sie nun am Morgen zwischen den Blüten des Kranzes ein Haar von irgend einer Thiergattung, so glauben sie, daß sie in der Zucht derselben Glück haben werden; sind aber die gefundenen Haare Menschenhaare, so deutet dies auf reichen Kinderseggen hin.

Im Sommer gibt es drei Tage, an denen kein Landmann eine schwere Haus- oder Feldarbeit zu verrichten wagt, nämlich am Tage des heiligen Joka (23. Juli a. St.), auf daß ihm das Feuer, insbesondere der Blitzschlag nicht Scheunen und Fehjung einäschere, am Tage der heiligen Marina (17./29. Juli), auf daß die Kinder beim Baden

nicht ertrinken, und am Tage der Paliea (21. Juli a. St.), auf daß Rinder und Schafe vor jeder Krankheit und vor wilden Thieren verschont bleiben.

Am heiligen Kreuzerhöhungstage (diua crucii, 14./26. September) werden nicht nur von sachkundigen alten Weibern, sondern fast von allen Frauen verschiedene heilbringende Kräuter im Blumengarten, auf Wiesen und Feldern und im Walde gesammelt, getrocknet und für unvorhergesehene Krankheitsfälle in Bereitschaft gehalten. Sie wählen dazu diesen Tag nicht nur, weil um diese Zeit die Kräuter ihre Reife bereits erreicht haben, sondern auch weil sie glauben, daß, sowie Jesus Christus durch seinen Tod am Kreuze seinen heilbringenden Lehren über die Erlösung der Menschheit Anerkennung und Geltung verschafft habe, ebenso auch das Fest der Kreuzerhöhung den Kräutern eine größere Heilkraft für den Körper des Menschen verleiht.

Zum Schlusse seien noch der Vorabend des heiligen Andreas (Sânt-Ândrea, sântul Andrei) und der Tag des heiligen Nikolaus (Sân-Nicoară, sântul Nicolai) erwähnt. Sobald die Sonne untergeht und es dunkel wird, werden am Vorabende des heiligen Andreas (29. November a. St.) die Thürpfosten und die Gesimse der Häuser und der landwirthschaftlichen Gebäude sowie die Thore der Viehhöfe mit Knoblauch eingerieben, weil durch den Knoblauchgeruch nicht nur die bösen und unreinen Geister, wie die Strigele, Strigoii, Moroi, von dem Hause und dessen Inwohnern ferne gehalten werden, sondern auch die Wölfe, die um diese Zeit die Viehhöfe heimsuchen pflegen.

Der heilige Nikolaus (6./18. December) wird als Beschützer und Helfer der fleißigen und sittsamen Kinder, insbesondere der Waisen verehrt. Von ihm heißt es, daß er den gefitteten Kindern Geschenke während der Nacht durch das Fenster ins Zimmer werfe und den armen, braven Mädchen die Mitgift spende. Auch glaubt man, daß er, wenn er die Flüsse brückenlos (das ist nicht gefroren) findet, dieselben durch das Schütteln seines Bartes (durch Schnee und Frost) überbrücke, und daß er die Brücken zerstöre, wenn er sie antrifft: „Sântul Nicolai își scutură barba și face punți, când nu le găsește, și le strică când le află“.

### Die Ruthenen.

Die Ruthenen bewohnen den Norden des Landes; ihre Zahl beträgt (die Guzulen mit circa 30.000 eingerechnet) 268.000; sie zerfallen in zwei, zwar nahe verwandte, aber doch durch charakteristische Merkmale ausgezeichnete Gruppen: in die Flachlandruthenen, welche sich selbst „Rusnaké“ nennen, und die wir im Nachfolgenden schlechthin als Ruthenen bezeichnen wollen, und in die Gebirgsruthenen oder Guzulen.

Das Volksleben der Ruthenen, welche den Norden unserer Provinz in compacter Masse, und zwar die Gegenden am Pruth, Dniestr und am unteren Lauf des

Czeremoszflusses bewohnen, zu beschreiben, ist eine erfreuliche Aufgabe, da dasselbe eine reiche Fülle von Liedern und symbolischen Gebräuchen aus grauer Vorzeit in sich birgt. Wir wollen unsere Beschreibung desselben nach dem Lebenslauf ordnen und mit der Geburt des Ruthenen beginnen.

Das ruthenische Kind (dityna). Der ruthenische Vater sieht einem freundigen Ereignisse, der Geburt eines Kindes entgegen. Je mehr sich diese Zeit nähert, desto zuvorkommender ist er gegen seine Gattin und erfüllt ihr Verlangen (jak sja zabahne) nach Lieblings Speisen, Obst zc. sehr gerne. Einige Tage vor der Geburt des Kindes hamtirt schon die Hebamme (mosza, baba oder powytucha genannt) im Hause herum, vergift auch ja nicht, der Wöchnerin (poliznyca) unter den Polster Knoblauch, ein Messer oder andere Eisenstücke zu schieben, um dieselbe gegen das Böse zu schützen, und bereitet alles zur Geburt des Kindes vor. Ist dieses geboren, so wird es gleich gebadet, aus dem Bade gehoben, wobei die Hebamme dreimal ausspuckt, um den Neugeborenen vor dem bösen Blick zu bewahren und sodann in den Leigtrog gebettet, welcher die Stelle der Wiege vertritt. Wer aus dem Hause geht, muß aus seinem Pelze einige Haare reißen und dieselben in die Wiege werfen, um dem Kinde den Schlaf nicht zu vertreiben. Rothe Wolle wird um das Händchen des Kindes gebunden, ein rothes Band hingegen an den inneren Vorhang, hinter welchem die Wöchnerin ruht, gegen den „bösen Blick“ geheftet. So schlummert denn das Kind in der primitiven Wiege, wobei ihm den Schlummer Wiegenlieder verjüßen, wie:

„Schlaf, der ziehet ein  
Bei dem Fensterlein,  
Bei dem Baune steht der Schlummer.  
Frägt der Schlaf den Schlummer sachte:  
Wo gedenken wir zu nachten?  
Dort, wo Hütte warm und klein  
Und ein herzig Knäbelein.  
Heiziu, schlafe, schlafe

Unter grünem Birnbaume.  
Birnbaum wird erblühen,  
Und N. N. wird wachsen.  
Der Birnbaum wird Früchte tragen  
Und N. N. wird gehen;  
Die Birnen werden herabfallen  
Und N. N. wird sie auflesen.“

So lange das Kind ungetauft ist, muß bei demselben die Nacht hindurch ein Licht brennen, weil sonst böse Geister sich dem Kind nähern und ihm Schaden zufügen könnten. Deshalb säumt man auch nicht lange mit der Taufe; schon am zweiten Tage, spätestens aber am achten Tage nach der Geburt findet dieselbe statt. Wie am Tage der Geburt selbst, so kommen auch jetzt die nächsten Verwandten, Nachbarnleute und Freunde zusammen, indem sie Geschenke, bestehend aus Hühnern, Mehl, Tisolen, Bohnen zc., mit sich bringen. Aus ihrer Mitte wurden schon vorher die angesehensten zu Gevatter gebeten und nun gehts in feierlichem Aufzuge, die Taufpathen mit Lichtern in der Hand voran, zur Kirche. Doch dürfen nicht eine Schwiegermutter zugleich mit ihrem Schwiegersohne oder mit ihrer

Schwiegertochter, ebenso wenig ein Ehepaar oder eine schwangere Frau das Kind aus der Taufe heben, da dies nach dem Volksglauben sündhaft wäre. Bei der Taufe erhält das Kind den Namen eines Verwandten oder Freundes, doch nie den eines Verstorbenen, da es sonst bald sterben müßte. Und nun geht es lustig im Hause der Eltern des Neugeborenen zu; bei dem festlichen Mahle, bei welchem Hühner- und Schweinsbraten, doch fast nie Rindfleisch gerossen wird, da es nach der Volksanschauung sündhaft wäre, das Fleisch derjenigen Zugthiere zu genießen, welche dem Bauern das Feld bearbeiten und ihn ernähren. Hier singen die Taufpathen folgendes Lied:

„Hei, mein Gevatter, gut ist der Fusel,  
Werden bis Montag trinken im Dufel,  
Dann nach dem Montag Dienstag mag kommen,  
Gut ist dein Brauntwein, G'vatter willkommen!  
Dienstag wenn flieht, ist Mittwoch so wonnig,  
Wohl schmeckt der Brauntwein auch ohne Honig.  
Hei, mein Gevatter, merk' dir es heute,  
Donnerstag trinken auch noch die Leute.  
Hei, mein Gevatter, heut' ist's mir wohl,  
Trinken wir Freitag, wird's gar so drollig.  
Hei, mein Gevatter, Samstag ist 'kommen,

Unsere Wonn' hat ihr Ende genommen.  
Hei, mein Gevatter, was thun wir denn weiter?  
Heut' ist 'ne Woche, seit wir sind heiter.  
Lasset uns senden um unsere Frauen,  
Daß sie des Schnapjes Seligkeit schauen.  
Kaum hat Gevatter dieses gesprochen,  
Kommt schon Gevatterin langsam gekrochen.  
,Grüß Gott, mein Mann, wie ist's dir ergangen,  
Denkst du nach Hause nicht zu gelangen?  
Auch du Gevatter könntest dich trollen,  
Hättest doch längst schon dich schämen sollen.“

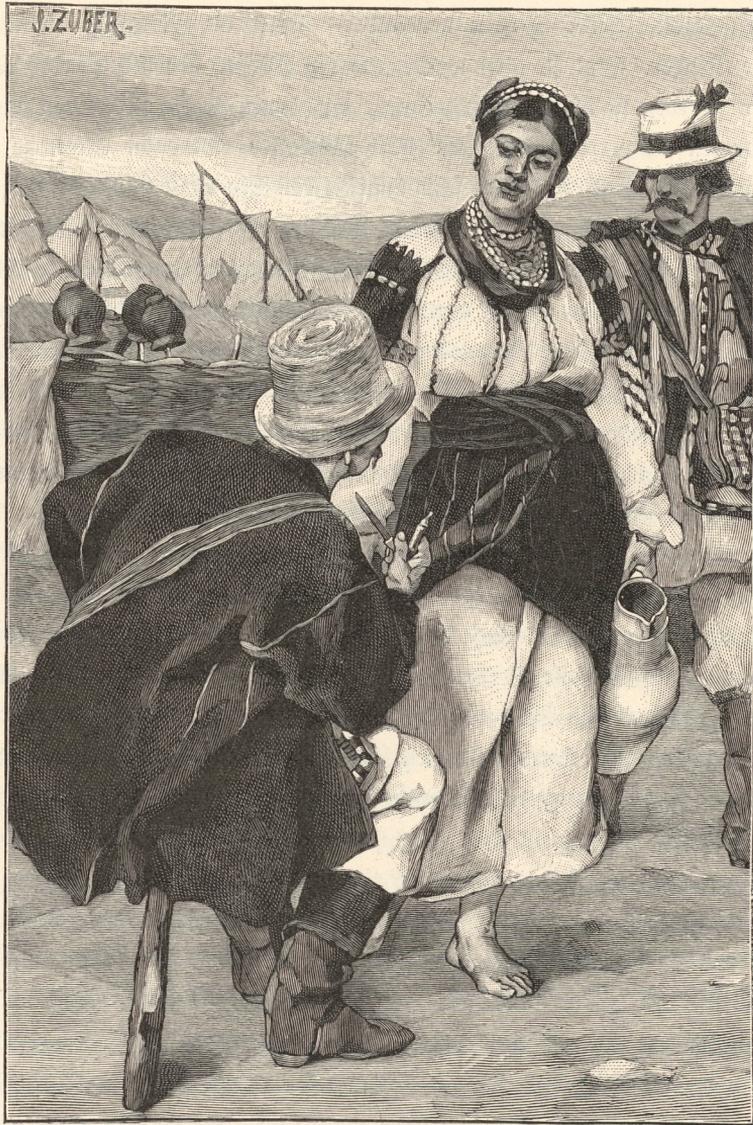
In der Dniestrgegend singt der Hauswirth seinen Gästen:

„Gäste, Freunde, wie denn soll ich  
Heute euch bewirthen?  
Sei denn, daß 'nen Sperling fang' ich,  
Der im Garten schwirrte.

Aus den Rippen koch' ich Sulz euch,  
Aus dem Kopf 'nen Braten,  
Reicht schon aus zum Frühstück, Mittag,  
Nachtmahl für die Pathen.“

Wenn das Kind todtgeboren wäre oder ungetauft stürbe, so müßte man nach dem Volksglauben sein Grab sieben Jahre lang mit Weihwasser besprengen; erst dann dürfte die arme Seele um Mitternacht bei schlafenden Christen ans Fenster pochen und um die Taufe bitten. „Krestá, krestá“ (Taufe, Taufe) ruft da der gequälte Geist und wer es hört, muß ein Kreuz schlagen, die Taufformel recitiren und ihm als sichtbares Zeichen (krezma) der vorgenommenen Taufe ein Stückchen Leinwand herauswerfen. Sehr verdienstlich vor Gott ist es auch, ein Judenkind insgeheim mit Weihwasser zu besprengen und selbes derart zu taufen. Wehe aber der Mutter, welche aus irgend einem Grunde den Tod des Kindes herbeiführen würde. Jenseits müßte sie es zur Strafe essen und an jedem Samstag würde die Leiche wieder ganz sein.

Seltene Mutterliebe umfängt den Säugling und bei besonderer Pflege fängt der kleine Ruthene gewöhnlich schon nach dem ersten Lebensjahre die den Eltern so lieben Kinderausdrücke zu lallen an: etwas Schönes nennt er *ezieza*; etwas Widerwärtiges:



Volkstypen aus der Czereemoszgegend.

kaka; etwas Genießbares: papa; etwas Furchterregendes: wowa; den Hund: ciucia; das Schlafen: liuliu; die Wiege: liulia; Gott und die Heiligenbilder: bozia; den Vater je nach der Gegend: djedia (am Czereemosz) oder nenio, tato (am Pruth, Dniestr); die Mutter nenia oder mama; einen älteren Mann: badika oder wujko; eine ältere Frau: wujna oder teta; das Geld: dziń; das Springen: hopa; u. s. w.

So fest ist das Volk von der Bedeutung der Muttermilch überzeugt, daß selbst dem todten Säugling in einem aus Wachs geformten Schälchen die Milch mit in das Grab

gegeben wird, damit dieselbe ihm in der anderen Welt als Nahrung diene. Dagegen genießen die Kinder, wenn sie älter werden, wenig Pflege. Sobald sie die Wiege verlassen können, werden sie älteren Geschwistern, mit denen sie die auf Arbeit ausgehenden Eltern zusammen einsperren, oder sich selbst überlassen. Sind die Eltern zu Hause, so kriecht und geht das Kind in seinem schmutzigen Hemdchen meist unbeaufsichtigt im Hofe umher; denn der Schutzengel schützt ihren Liebling vor Gefahren.<sup>1</sup> Die ruthenische Mutter fürchtet sich spät abends mit ihrem Kinde nach Hause zu gehen, da böse Geister daselbe vertauschen könnten. Nicht von jedem Gaste läßt sie daselbe anschauen, um es vor „bösen Augen“ zu hüten; wer aber das Kind anschaut, muß dreimal ausspucken, wobei die besorgte Mutter ausruft: „Cur paskudnym oczam“ (wehe den bösen Augen). Schreitet ein Mensch oder ein Thier über ein Kind hinweg, so behindert dies das Wachsen und Gedeihen des letzteren. Wenn ein schwangeres Weib mehrere Male jemandem begegnet, der drei Kannen Wasser trägt, so wird es Zwillinge oder Drillinge gebären.

Das ruthenische Kind beginnt schon im fünften Lebensjahre den Eltern kleine Hilfsdienste zu leisten; besonders die Obhut der Herden wird ihm anvertraut. Auf der Wiese und sonst in freier Zeit kommen die Kinder zusammen und führen hier ihre Kinderspiele auf, wie: „das Verstecken“ (zmurki), das „Ballspiel“ (pylka), das „Schaufeln“ (hojdatysja), „Reiß ab den Schweif“ (urwyfist), „dziubki“ oder „gutki“, das ist die Übung mit Stöcken nach einem entfernten Ziele zu werfen ꝛc. Sehr beliebt ist auch das „Pferdchenpiel“ (konika hraty); ein Knabe nämlich reitet hiebei dem anderen auf dem Rücken und recitirt:

„Es reitet dort ein Herr  
Auf dem Pferd einher,  
Nach dem Herrn ein Bauersmann,  
Der sein Pferd wohl reiten kann,

Nach dem Bauersmann ein Jud,  
Sitzt am Pferde gar nicht gut,  
Judenbuben hinterdrein  
Verloren die Pantöfflein.“

Die Schule besucht das Kind sehr unregelmäßig. Dies liegt aber nicht so sehr an ihm, als vielmehr an den Eltern, welche oft der Schule feindlich gesinnt sind, weil sie in dem Schulknaben einen unentgeltlichen Hirten, einen Hüter des Hauses, einen Gehilfen bei allen leichteren Dienstleistungen verlieren. Doch ist in neuester Zeit eine Wendung zum Besseren bemerkbar, seitdem ein zwanzigjähriger Bauernbursch, vom Volke der „Prophet von Mahala“<sup>2</sup> genannt, aufgetreten ist, der demselben gänzliche Enthalttsamkeit vom Brantwein, sowie den eifrigen Besuch der Volksschule durch die Dorfjugend predigt. In Folge dessen sind die Schulen der Pruthgegend fast überfüllt.

<sup>1</sup> „Wenn das Kindchen fällt, der Engel den Polster unterhält“, lautet ein diesbezügliches Sprichwort. (Jak dityna pade, to anhel poduszku klade.)

<sup>2</sup> Ein Dorf in der Nähe von Czernowiz.

Finden die ruthenischen Kinder im Felde eine Schnecke, so recitiren sie folgende Verse, um dieselbe aus ihrem Gehäuse zu locken:

„Schnecken, Paulchen, streck' heraus die Hörner,  
 Ich gebe dir einen Kreuzer für Mehltafchen;  
 Dir zwei, mir zwei, wir theilen uns in sie beide.“

Bursch und Mädchen (parubok, diwka). Der Knabe ist zum Burschen, das Mägdelein zum Mädchen herangewachsen. Jetzt müssen sie die Eltern bei solchen Arbeiten unterstützen, welche schon größere Kräfte und gereifteres Wissen und Können erfordern. Doch welch' prächtige Gestalten findest du unter ihnen beim Spiel und am Tanzboden! Das Auge ergötzt sich an ihren buntfärbigen Trachten. Der Bauernbursche aus dem unteren Czeremoszthale schmückt sich im Sommer das Haupt mit dem hohen Hute aus Strohgeflecht, verziert mit schönen Pfauen- und Hahnenfedern, umgürtet von Bändern und „Giordany“ (Perlenstreifen), im Winter mit der Pelzmütze (kuczma, szapka, kapuca). Über das weitfaltige Hemd hat er den buntbenähten Brustpelz (keptar), sowie den „Serdak“ (einen Mantel aus Schafwolle, welcher gewöhnlich schwarz, in den Dörfern Millie und Zamostie aber weiß ist) angethan; die Hose aus schneeweißem Linnen (im Winter aus weißem, schwarzem oder rothem grobem Schafwolltuche, genannt haczi), sowie hohe Stiefel (czoboty) oder Schnürstiefletten (ezereweki), im Sommer Sandalen (postoly), vervollständigen seine Tracht. Auch einen breiten Ledergürtel, welcher mit Messingknöpfen verziert ist, trägt der Bauernbursche um die Taille.<sup>1</sup> Dieselben Kleidungsstücke werden, von kleinen Differenzen in Schnitt und Verzierung abgesehen, auch in der Pruth- und Dniestrgegend gebraucht, mit Ausnahme des Hutes welcher hier niedrig, mit rundem Boden und auch aus schwarzem Tuche gefertigt wird. Das Mädchen kleidet sich in ein schneeweißes, bis an die Knöchel reichendes Hemd, welches auf der Brust oder an den Hemdärmeln mit bunter Wolle in schönen Mustern benäht ist. Darüber kommt ein ebenfalls buntbenähter Brustpelz, welcher je nach der Gegend theils länger, theils kürzer ist. Den Kopf des mitunter sehr schönen Naturkindes schmückt das mit Bändern durchflochtene lange Haupthaar, welches am Pruth und Dniestr überdies mit einem höheren oder niedrigeren Kopfpuze (kóda) bedeckt wird. Hals und Brust ziert eine reiche Fülle von Glasperlen, Korallen und Münzen (genannt salba oder zgarda), den Unterleib umhüllt das aus schwarzer Schafwolle gefertigte Unterkleid (horbotka), bei feierlichen Veranlassungen ein blaurothes Wollkleid (fota, rikla), wobei an beiden Hüften der Länge nach zusammengefaltete färbige Tüchclen hängen. Die Fußbekleidung bilden lederne Schuhe oder Stiefel aus schwarzem, rothem oder gelbem Leder. Bei kalter Witterung kommt selbstverständlich über den Brustpelz ein serdak oder ein langer Schafpelz auch bei

<sup>1</sup> Im Kozmaner Bezirke ist der färbige Wollgürtel gebräuchlich.

Mädchen vor. Im Winter bedeckt das Mädchen den Kopf mit einem buntfärbigen Tüchel oder mit weißem Handtuche.

Spiele (ihraszki). Verschiedenartig sind die Spiele, welche die erwachsene Dorfjugend vereinigen. Da ist zunächst in der Dniestrgegend ein Spiel üblich, welches nach den Anfangsworten des Liedes, das dabei gesungen wird, „Weidenholzbrettchen“ (werbowaja doszeczka) benannt wird. Die spielenden Mädchen umstehen in einem Kreise einen Jüngling und singen folgendes Lied:

„Dort am dünnen Brettchen von Weidenholz  
Geht herum die Nastia so schön, so stolz.  
Wo bist du, o Nastia, herumgeeilt,  
Als den grünen Hain hat die Glut ereilt?  
Lösschen wollt' die Glut ich im grünen Hain  
Und erspäh'n, wo Liebster doch könnte sein;

Wollte seh'n, woher er gefahren kommt  
Mit Geschenk, das mir, seiner Liebsten frommt.  
Schenken wird er Schuhe mir schön und fein,  
Die in Kossow fertigt das Schusterlein.  
Ja in Kossow sind diese Schuh' gemacht  
Und der Liebsten dargebracht, dargebracht.“

Nach Schluß des Liedes sucht jedes Mädchen den Burschen zu erhaschen und zu umarmen; jene, der dies zuerst gelingt, erhält den Preis, der aus Ostereiern besteht.

Am Pruth und Czeremosz ist besonders das „Eierschlagen“ (czokanje) zu Ostern üblich; wessen Ei, von dem eines Anderen getroffen, sich als das schwächere erweist, der hat das Spiel und das Ei an den Gegner verloren. Aus diesem Grunde sind Eier von Perlhühnern, welche eine sehr harte Schale haben, gesucht und werden theuer gezahlt. In der Pruthgegend ist ferner ein Osterspiel (kiczkaty) bemerkbar, wobei Ostereier, in eine aus zwei Brettchen hergerichtete Rinne gelegt, hinunterkollern. Wessen Ei beim Herabkollern eine Anzahl anderer Eier berührt, der hat die letzteren gewonnen.

Diese Spiele finden im Freien statt. Doch gibt es auch andere, welche minder lärmend verlaufen, so bei Todtenwachen. Ist jemand im Dorfe hingeschieden, so versammeln sich am Abend die Burschen und Mädchen zur Todtenwache, aber auch zu gemeinsamer Unterhaltung. Nicht nur Märchen und Sagen werden da erzählt und Räthsel gelöst, auch Gesellschaftsspiele sind gebräuchlich. Erstere hier anzuführen erlaubt der beschränkte Raum nicht; von den Volksräthseln jedoch sind folgende nennenswerth: Aus einem tiefen Bachesbette flog eine Elster hinaus. — Was ist das? — Der Schuß. Hinter dem Walde, hinter dem Urwalde schreit ein rothes Kalb? — Die Geige. Schwarz und klein, weckte er das Fräulein? — Der Floh. Was ist das für eine Frau im rothen Mantel; kleidet man sie aus, so weint man dabei? — Die Zwiebel. Es steht ein Berg, am Berge ist ein Wald, am Walde ist eine Schlucht voll weißer Menschen? — Das Haupt, das Haar, der Mund, die Zähne.

Und nun wollen wir noch einige Gesellschaftsspiele erwähnen. Ein Bursch steckt seinen Kopf zwischen die Beine eines anderen, und nun schlägt ihn ein jeder der Burschen

auf den Rücken; erräth er, wer ihm den Schlag versetzt hat, so tritt dieser an seine Stelle. Beim Ringspiel (perstinczek) sitzen Bursche und Mädchen im Kreise herum und lassen einen Ring auf einem Faden in schnellem Tempo von Hand zu Hand gleiten. Einer der Burschen muß errathen, bei wem sich der Ring befindet; gelingt ihm dies, so setzt er sich in den Kreis und derjenige, bei dem der Ring gefunden wurde, setzt das Spiel fort. „Lichtchen“ (świeczeczka) ist ein Spiel, bei welchem ein brennender Kienspan im Kreise herumgereicht wird; bei wem er erlischt, der muß alle Mitspielenden küssen — fürwahr, eine für Burschen sehr angenehme Aufgabe!

Am Tanzboden (danec). An Sonn- und Feiertagen, wenn die Geige (skrypka) und die Zimbel (cembaly) oder das Tamburin (wuzkalo, reszeto) ertönt, sieht man Burschen und Mädchen in ihren schönen Trachten dem Wirthshause, im Sommer wohl auch der Hutweide zueilen, um sich hier bei Tanz und Gesang zu belustigen. Der Tanz beginnt gewöhnlich um zwei Uhr Nachmittags und endet mit Sonnenuntergang. Zuerst beginnen nur die Bursche denselben (rozwojdy danec), während die Mädchen abseits vom Tanzboden stehen; dann erst ruft jeder der Burschen seine Liebste dem Vornamen nach zum Tanze auf und nun dreht sich alles bunt im Kreise um die Musikanten herum, die auf einer Bank im Centrum des Tanzbodens sitzen, daß der Staub aufwirbelt. Getanzt wird gewöhnlich: die „Kolomejka“, seltener der „Serbyn“- und der „Arkan“-Tanz, welche letzteren nur die Burschen allein in verschiedenen „Figuren“ aufführen. Hierzu singen die Burschen mit ihren frischen Stimmen folgende Tanzlieder:

„Hei, ihr Burschen tropota,  
Dies ist unsre Arbeit da.  
Teufel wird den Schuster holen,  
Wird er uns nicht Stiefel sohlen.“

„Winde wehen gar so trocken  
Peter mein hat schöne Locken,  
Beutelt mit den schönen Locken,  
Wird mich gleich zum Branntwein locken;  
Ja, zum Branntwein, der wie Honig,  
Süß ist er und gar so wonnig.“

„Hoppa, zuppa bei der Bank,  
Stiefel reißen, Gott sei Dank.“

Im Czereposzgebiete wird der Tanz mit folgenden Liedern eröffnet:

„Wohl, ich will den Tanz beginnen, möge Gott nun walten,  
Doch auf uns, die Dorfesjugend, schaut nicht krumm, ihr Alten!  
Laßt uns frisch zum Tanze schreiten und zusammen singen,  
Jener Maid, die zu geschicht ist, wird's bei uns mißlingen.  
Musikant, du Nowisilker, spiele in der Mitte,  
Daß ich mir' mal eins auftanze, so nach alter Sitte.  
„Tanze, tanz', wie viel man kann, doch an mich schmiege' Dich nicht an.  
Ach, kaum freut das Tanzen mich, bin ich nicht gelehnt an Dich.““

Am Tanzboden bringt der Bursch seine Verhöhnung in Spottliedern zum Ausdruck, um sich an einem Mädchen oder an seinem Nebenbuhler zu rächen.

Aber auch bei der „klaka“ oder „toloká“, das ist bei jenen geselligen Zusammenkünften zur gemeinsamen Aushilfe bei der Feldarbeit, welche die Ruthenen einander an den „kleineren“ Feiertagen unentgeltlich leisten, wird am Abende getanz und gesungen. So beim Haindeln des Maijes:

„Kufuruz ist nicht gehaindel, Kufuruz ist grüne,  
Nach dem Liebsten hárme mich, bin rasend, nicht bei Sinne.  
Kufuruz ist ausgehaindel, hoch hinaufgeschossen,  
Nach dem Liebsten hárme mich, hab' ihn in's Herz geschlossen.  
Traue, Maid, dem Burschen nicht, wie jenem tückén Hunde,  
Kraubt er soust den Kranz Dir schnell und schlägt Dir Herzenswunde.  
Beißt ein tückér Hund auch Dich, kannst Du die Wunde heilen,  
Doch weim Liebster Dich verráth, wird Schmach Dich nur ereilen.“

Beim Schálen des Maijes:

„Überschwemmt der Fluß den Hain, so schwimmen Busch und Zweige,  
Sich, das Schálen dieses Maijes geht schon bald zur Reige.  
Nicht allhier, nur dort im Haine sieht man Raute blúhen,  
Laßt uns alle bald von hier nach Hause hurtig ziehen.  
Laßt uns bald nach Hause ziehen alle schnell und hurtig,  
Denn daheim erwartet man uns gar so ungeduldig.  
Denn daheim späht man nach uns bei Nachbarn ganz beklommen:  
„„Kinder sind zum Tanz geeilt und sind nicht wiederkommen.““

Áhnlich unterhált sich die erwachsene Dorfjugend auch in den Spinnstuben (na weczernycach), welche gewöhnlich bei Witwen eingerichtet werden, die heiratsfähige Tóchter haben. Hier spinnen die Mädchen fleißig, während die Burschen ihre Spáße treiben, singen, Máchren und Sagen erzáhlen und Ráthsel aufgeben.

Die Zahl der Volkslieder ist sehr groß. Die Bukowiner Ruthenen singen überall und bei jeder Gelegenheit: an der Wiege, beim Taufmahle, am Tanzboden, bei der Hochzeit, im Felde bei der Arbeit, daheim und in der Fremde, in guten und in schlechten Tagen; Freud und Leid bringen sie in Liedern zum Ausdrucke.

Liebesleben, Drakel. Bei diesen und áhnlichen Liedern und Zusammenkünften erglúhen oft die Herzen für einander und es beginnt die Liebe mit süßem Zauber den Burschen und das Mädchen zu umweben. Doch selten nur geschieht es, daß wahre Liebe unter den ruthenischen Landleuten den Bund für das Leben schließt. Unser Landmann, welcher von Feldwirthschaft und Viehzucht lebt, sucht (besonders der reichere) für seine heiratsfähige Tochter einen gut situirten Bráutigam zu erwerben. So kommt es denn,



Volkstypen aus der Pruthgegend.

daß bei der Werbung mehr Vater und Mutter, als die Liebe der Tochter über die Zukunft der letzteren entscheidet. Freiere Wahl hat der heiratsfähige Sohn; die Tochter ist meistens darauf angewiesen, sich der Entscheidung der Eltern unbedingt zu fügen.

Deshalb nimmt auch das ruthenische Mädchen nicht bloß aus Neugier zu vielfachen Liebesorakeln, zu Wahrsagerinnen und Be-

sprecherinnen seine Zuflucht. Für das Dorfmadchen ist das Liebesorakel ein Schicksalspruch, dem es sich oft zu seiner Beruhigung willenlos unterwirft. Die erste Frage jeder Dorf-schönen ist wohl die, ob und wie viele Freier sie haben werde. Zu diesem Zwecke streut das Mädchen am Vorabende des Andreasfestes Hanfskörner

in der Holzkammer aus, und schleift sein Unterkleid (horbotka) darüber hinweg, indem es spricht:

„Andreas, Andreas!  
Ich säe Hanf ohn' Unterlaß;

Gebe mir sogleich hier kund,  
Mit wem ich schließ' den Herzensbund.“

So viele Körner an dem Unterkleid hängen bleiben, so viele Freier stehen im folgenden Jahre in Aussicht. Will das Mädchen wissen, von welcher Dorfseite her der

Werber nahen werde, so wirft es am Andreasvorabend seinen Stiefel über die Hütte und schließt aus der Richtung, nach welcher derselbe mit der Öffnung fällt, auf die Gegend, aus welcher der Werber kommen wird. Auch verfertigt an diesem Abende jedes Mädchen je zwei Nudeln: die eine aus Brot, welche es selbst, die andere aus Butter, welche ihren Liebsten vorstellen soll, legt dieselben auf den Fußboden nieder und läßt die Raze ins Zimmer; das Mädchen, dessen Nudel die Raze zuerst auffriszt, heiratet früher. Oder es legen Mädchen ihre farbigen Wollgürtel (bajurki, pojasy) in einen Teigtrog zusammen und beuteln mit demselben; jenes Mädchen, dessen Gürtel zuerst herausfällt, hat Aussicht zu heiraten. Auch aus der Form des geschmolzenen Bleies schließen die Mädchen auf ihre Zukunft; sieht sie dem Kreuze ähnlich, so muß das Mädchen sterben, wenn hingegen einer Blüte, so steht ihr die Heirat bevor. Das Horchen unter dem Fenster ist gleichfalls üblich; hört das Mädchen im Zimmer das Wort „gehe“ aussprechen, so wird es unter die Haube kommen, das erhaschte Wort: „laß“, „sitze“ hingegen prophezeit ihr, daß sie noch sitzen bleiben werde. Ob ihr Mann reich oder arm sein werde, dies zu erfahren begibt sich die Maid mit zugemachten Augen zum Schober und zieht einen Halm heraus; ist dessen Ähre voll, so wird ihr Mann reich, wenn hingegen leer, arm sein. Auch werden von den Mädchen die Zaunpflocke folgendermaßen bei Nacht gezählt: „Nicht einer, nicht zwei, nicht drei“ zc., beim neunten sagen sie: „Dies der Meinige“ und umbinden denselben mit einem Faden. Früh am Morgen betrachten sie dann jeden neunten Pflock: ist derselbe mit der Rinde umgeben, so wird der Mann reich, wo nicht, arm sein. Der Kamm, mit welchem sich das Mädchen am Vorabende des heiligen Andreasfestes gekämmt hat, wird in einen Knäuel Rohgarn gewickelt und unter den Polster, auf welchem die Schöne ruht, gesteckt; im Traume offenbart sich sodann der Schläferin die Zukunft. Stellt sich aber ein Mädchen ganz entblößt um Mitternacht vor einen Spiegel, so erscheint in demselben der künftige Bräutigam. Noch ein derartiges Orakel ist hier erwähnenswerth. Auf den Tisch werden nämlich ein Kreuz, ein Kranz und eine Puppe gestellt und diese drei Gegenstände mit je einem Teller bedeckt. Nun muß ein Mädchen, das bei der Vorbereitung nicht anwesend war, einen der Teller aufheben; findet dasselbe das Kreuz, so stirbt es im nächsten Jahre, der Kranz deutet auf Heirat, die Puppe auf Mutterfreuden oder Schande. Am Vorabende des Weihnachtsfestes treten die Mädchen mit den Löffeln, welche vom Abendessen abgeräumt wurden, hinaus ins Freie und rasseln mit denselben: aus der Richtung, in welcher ein Hund bellt oder ein Hahn kräht, ist der Werber zu erwarten.

Außer diesen Orakeln kennt das ruthenische Mädchen auch mancherlei Mittel, vermöge deren sie die Liebe der Burschen zu erwecken und stets rege zu erhalten glaubt. Nie vergißt sie das Kräutchen „liubestok“<sup>1</sup> im Gürtel mit sich zu führen, da dasselbe den

<sup>1</sup> Liebstüdel (*levisticum offic.*), auch „liuby mene“ (liebe mich) genannt.

Liebsten anziehen soll. Und um gar Gegenliebe zu erreichen, begibt sich die ruthenische Dorfschöne am Chardonnerstage an ein reißendes Wasser und spricht:

„Lieb Wasser, Jordan-Wasser,  
Du wäschst zwei der Ufer  
Und auch die dritte Mitte;  
Drum wäsch' die vierte mich N. N.  
Mich ärmste, abgehärmteste:  
Von der Weiberrache,  
Von der Männerrache,

Von der Burscherrache  
Von der Mädchenrache  
Lieb Wasser, reißend Wasser,  
Zieh' her zu mir den Liebsten,  
Er soll nicht essen, nicht sitzen, nicht schlafen,  
Bevor er nicht erscheint bei mir.“

Auch Hexen und Wahrsagerinnen werden von den Mädchen sehr oft zu Rathe gezogen. Hier ein Zaubermittel: das zauberkundige Weib (czariwnyca) gießt in eine Schüssel Weihwasser, nimmt Basiliumkraut<sup>1</sup> und wäscht damit die im Zimmer befindlichen Heiligenbilder; das Mädchen aber steht vor ihr mit entblößtem Oberleibe. Hierauf wäscht sie letzteres mit dem Weihwasser und murmelt: „Ich N. N. (Name des Mädchens) ging in die Kirche, trug in der Rechten eine Kerze und in der Linken das Wassyliok-Kraut. Da begegneten mir drei Zauberinnen, große Verleumderinnen; sie bespüren mich, bespuckten mich (tfu, tfu, tfu) und gingen weiter. Da stand ich, wie mitten im Wasser und flehte zum heiligen Jesus, zur Mutter Gottes und zum heiligen Nikolaus. Da kamen diese des Weges einher und ich erzählte ihnen mein Leid. Darauf wuschen mich ab: die Mutter Gottes bis zur Brust (sie wäscht dem Mädchen die Brust), Sanct Nikolaus bis unter die Oberarme und Jesus bis an den Gürtel. Darauf kam ich in die Kirche und dort bewunderten meine Schönheit alle Heiligen und die Menschen. Sie frugen: wer ist denn die Schöne, die da kommt; ist es eine Gräfin oder eine Priestersfrau (popadja)? Nein, es ist N. N.“ Hiemit ist die Abwaschung vollendet, das Mädchen schüttet das übriggebliebene Wasser in den Bach und geht mit der Überzeugung nach Hause, daß um ihre Liebe von nun an alle Dorfburschen wetteifern werden. Auch die Fledermaus wird zu Zaubereien gebraucht, wie folgt: Sie wird gefangen und in eine Leinwand gehüllt, welche mit kleinen Löchern versehen ist. Hierauf wird dieselbe auf einen Waldameisenhaufen unter einen neuen Topf gestellt. Die Ameisen verzehren nun die Weichtheile des Thieres und aus dem Skelette desselben sucht sich das Mädchen zwei Knöchelchen heraus, deren eines die Form einer Heugabel, das andere die einer nach innen eingebogenen Hand aufweist. Will nun das Mädchen die Liebe eines Burschen erwerben, so zieht sie ihn mit dem letzteren insgeheim an sich; mit dem ersteren aber wird derjenige weggestoßen, dessen Anträge dem Mädchen lästig sind.

Werbung und Verlobung (swátanje, zarúczyny). Wie bereits erwähnt, werden ohne Einwilligung der Eltern schon deshalb keine Ehen geschlossen, weil von ihnen die

<sup>1</sup> Ocyum basilicum; ruthenisch: Wassyliok.

Mitgift (wino) abhängt, welche die Grundlage der selbständigen Wirthschaft des jungen Paares bildet. Als Regel gilt in der Bukowina, daß ein Bursch nicht früher, als nach vollendetem 24., das Mädchen aber schon mit dem 14.<sup>1</sup> oder 17. Lebensjahre verheiratet werde. Nie darf ferner ein jüngeres der Geschwister vor dem älteren eine Ehe eingehen, doch bilden in dieser Beziehung Burschen und Mädchen getrennte Reihen; Blödsinnige und Krüppel sind ebenfalls aus diesen Reihen ausgeschlossen.

„Ami, ich möchte gerne meinen Sohn verheiraten (ożenyty, zakūtaty)“ beräth der alte Vater mit seiner Gattin und sobald dieselben für ihren heiratsfähigen Sohn (parubok, legini) eine Wahl getroffen haben, laden sie Verwandte und Nachbarn zu einem Familienrathe ein, aus deren Mitte der Werber (stárosta) gewählt wird. In der Regel ist es ein naher Verwandter des Burschen (sein älterer Bruder oder sein Schwager, seltener übernimmt der Vater die Werbung). Ein Zeuge, welcher fälschlich ebenfalls „stárosta“ genannt wird, begleitet den eigentlichen Werber in das Haus des Vaters der Auserwählten. Hier wird jedoch nicht sofort auf den Zweck losgesteuert, sondern unter langandauernden einleitenden Gesprächen über Wetter, künftige Ernte zc. blos darauf hingedeutet, welches ein schönes Paar der Bursch und die Tochter des Hauses ausmachen würden. Der Vater bittet sich eine Bedenkzeit von wenigen Tagen aus und ersucht die Werber, dann wiederzukommen, was schon als Zeichen gilt, daß die Werbung eine willkommene war. Ist diese Bedenkzeit verstrichen, so erscheinen abermals dieselben Werber, um „Anschau zu halten“ (na obzoryny) nach der künftigen Mitgift, halten um die Hand des Mädchens an, erhalten in der Regel einen günstigen Bescheid und nun wird auch formell das Mädchen um seine Einwilligung befragt, welches vorher die Mutter in der kleinen Stube mit guten Worten, seltener mit Drohungen überredet hat, ihr Jawort zu geben.

Schon in den nächsten Tagen kommen mit den Werbern auch die Eltern des Burschen in das Heim des Mädchens; es wird nun daselbst das „slowo“, das heißt, das Ehrenwort, die Zusage getrunken, was zugleich auch die Verlobung nach der Anschauung des Volkes ausmacht. Hier werden die Mitgift, sowie die Geschenke vereinbart, welche Braut und Bräutigam an die gegenseitigen Verwandten zu vertheilen haben, ferner wird ausgemacht, daß zwei Musikbanden gesondert für Braut und Bräutigam gemiethet werden, auch die Anzahl der beiderseitigen Hochzeitsgäste festgesetzt. Wird endlich auch der Tag der Hochzeit anberaumt, so erscheint die Verlobung als unumstößlich abgeschlossen. Willkürliches Brechen des „slowo“ rächt sich oft schwer; denn einerseits kann der schuldige Theil vom Dorfrichter zu Schadenersatz verurtheilt werden, andererseits hüthen sich dann andere Väter, mit demselben eine Verlobung einzugehen.

<sup>1</sup> Besonders in den Dörfern am Dniestr.

Drei bis fünf Wochen lang, während welcher die geistlichen Aufgebote in der Kirche verkündigt werden, dauern die vielfachen Vorbereitungen zur Hochzeitsfeier. Da werden die Häuser der Brautleute getüncht, Geschenke eingekauft, Speisen und Getränke herbeigeschafft, zu deren Besorgung eine Bäuerin als „Köchin“ (kucharka, zapieczna babka) bestimmt wird. Nachdem auch die Musikanten für die Hochzeitsfeier, welche sowohl bei der Braut, als auch beim Bräutigam abge sondert begangen wird, gemiethet sind, wird an die Besetzung der zahlreichen Hochzeitsämter geschritten. Außer dem „Starosten“ und dessen Zeugen werden auch der Brautvater (bakko) und die Brautmutter (matka) aus den Angeesehensten der Familie gewählt.<sup>1</sup> Zu Brautführern (druzba) werden gewöhnlich einer oder zwei Busenfreunde des Bräutigams bestimmt; zwei Freundinnen der Braut erhalten das Amt der Brautmädchen (druzki). Lustige Weiber (swaszki) besorgen die Unterhaltung bei der Hochzeitsfeier durch ihren Gesang und ein kleines Mädchen (switewka) wird zur Lichtträgerin bestimmt. Der „Kodasz“ endlich ist ein Knabe, welcher den Einzug in das Haus der Braut beschließt und „Bojaren“ sind bekannte Burtschen, welche Braut und Bräutigam sich für die Hochzeitsfeier zur Suite auserswählen.

Die Hochzeitsfeier (wesilje). Die ruthenische Hochzeitsfeier währt in der Regel drei bis vier Tage und besteht aus: 1. dem Vortage der Hochzeit (zawódeny). 2. dem eigentlichen Hochzeitstage (sljub), 3. dem sogenannten „Nachtrunk“ (propij) und 4. der Lachfröhlichkeit (smijiny).

Am Vortage der Hochzeit (zawódeny) wird in beiden Gehöften, hier für die Braut, dort für den Bräutigam, der Hochzeitschmuck in feierlicher Weise hergestellt. Für die Braut wird nämlich aus mit Flittergold überzogenen Immergrünblättern (vinca minor) entweder ein bloßes Band zusammengenäht und dies auf dem „kalpak“ am Kopfe angebracht, oder — so in der Czeremozgegend, wo sonst kein Kalpak üblich ist — aus Immergrün, Flittergold, Bändern, Silbermünzen und Knoblauch ein kronenförmiger Kopfsputz hergestellt, unter welchen Rautenblätter zu stehen kommen. Zwei Weiber, die noch mit ihren ersten Männern leben, müssen diesen Kopfsputz nähen, bei welcher Arbeit sie folgendes Lied anstimmen:

„Segne Gott Vater und Mutter mit ihnen  
 Euerem Kinde den Kranz zu beginnen.  
 Mütterchen, reich' die Nadel und den Seidenfaden,  
 Daß ich drei Blätter Immergrün  
 Dem Bräutchen näh' zum Kopfkranz.“  
 „Ach du Kranz aus Immergrün,  
 In der Stadt kauft' ich dich,

In der Truhe barg ich dich,  
 Jetzt muß ich dich räumen,  
 Und mein Leid beweinen.“  
 „Mög' der Wald stets neu erblühen,  
 Der dies Kräutchen uns geliehet,  
 Das im Winter nie erfroren,  
 Sommers auch nicht thut verdorren,

<sup>1</sup> Im Kozmaner und Dniestrgebiete wählt der Bräutigam den bakko, die Braut die matka; im Wijniger Bezirke findet das Entgegengesetzte statt, ja sehr selten sind auch zwei Männer oder zwei Weiber Trauungszeugen.

Das im Winter immer grünt,  
Blühet blau, wenn Lenz beginnt.“

„Musikanten spielen mit den Händen  
Und die Kränze will man schon beenden.“

Für den Bräutigam wird aus vergoldeten Immergrünblättern eine Rose gefertigt, in die ebenfalls Silbermünzen und Knoblauch (um gegen alles Böse zu feien) kreuzweise eingenäht sind; dieser Schmuck wird an die rechte Seite der Pelzmütze befestigt, mit welcher der Bräutigam im Sommer ebenso wie im Winter zur Trauung fährt. Auch diese Rose muß eine Frau nähen, die mit ihrem ersten Manne lebt; hiebei wird gesungen:

„Nicht das rothe Meer ertönet,  
Sondern Sonne hadet sich;  
Bräutigam vergeht vor Sehnen  
Nach der Braut, der holden, schönen.“

„Zwei Pfau die Erde stampften  
Nach der Stadt zwei Brüder gelangten,  
Haben Seide dort erstanden,  
Welche in den Kranz sie wanden.“

„Zwei Entliche Erde stampften  
Nach der Stadt zwei Brüder gelangten,  
Haben Flittergold erstanden,  
Und den Kranz damit vergoldet.“

Sobald die Kopfszierden fertiggestellt sind, so werden dieselben der Braut und dem Bräutigam aufgesetzt, nachdem ihnen zuvor ihre Eltern dreimal mit Brot und Salz den Kopf berührt haben. Hierauf wird ein Tannenbäumchen, hier und dort mit weißen, roth- und gelbgefärbten Federn geschmückt, auf den Tisch gestellt zur Erinnerung an den ersten Sündenfall, worauf sich Braut und Bräutigam, jeder Theil für sich, in das Dorf begeben, um die Gäste einzuladen.

Die Braut begleitet bei dieser Gelegenheit ihre zwei Brautmädchen, welche im Dniestrgebiete in der einen Hand einen Flachsbüschel tragen, die andere Hand mit einem leinenen Tüchel (szereńka) umwickeln. Mit dem Bräutigam gehen ein oder zwei Brautführer, von denen der eine (in der Pruthgegend) einen auf einem Tüchel hängenden Kuchen (kołacz), der andere hingegen einen mit einem leinenen Tüchel umwundenen Stock trägt. Die Einladung geschieht in der Art, daß Braut oder Bräutigam dem zu Ladenden einen Kuchen überreicht und hiebei die Worte spricht: „Es baten Euch Vater und Mutter und auch ich bitte Euch, damit Ihr gütigst zur Hochzeit kommet; wir bitten auf Kolatschen“. Hierauf fügen noch Brautmädchen oder Brautführer hinzu: „Es baten Euch der Dunkel, dessen Weib, die Braut (der Bräutigam) und auch ich bitte Euch, damit Ihr zc.“<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Dunkel und Tante heißt in der allgemeinen Bedeutung „wujko“ und „wajna“. Ladet hingegen ein Waisenkind zu seiner Hochzeit ein, so sagt es: „Es baten Euch Brüder und Schwestern, die Dunkel und Tanten zc.“

Sind die Einladungen beendet, so kehren die Hochzeitsbitter nach Hause zurück, wo sich gegen Abend die Dorfjugend bei Musik und dem von den Brautleuten gespendeten Branntwein unterhalten. Sodann gehen sie Hand in Hand in die große Stube (chata), wovon der Name „zawodny“ (die Hineinführung ins Haus) oder „zaczynajnyca“ (der Beginn) herrührt. Von der Braut erhalten die Burschen gleichsam zum Abschiedsgruß zu Sternen zusammenge-  
nähte, mit Flittergold überzogene Immergrün-  
blätter. Auch wählen an diesem Abende Braut und Bräutigam ihre „Wojaren“ (Hochzeits-  
begleiter) und schmücken Hüte und Brust derselben mit vergoldeten Immer-  
grünblättern. Eine Ver-  
bindung zwischen den beiden Häusern findet an diesem Abende nur insoferne statt, als die „swaszki“ unter lustigen Gesängen in das Haus des Bräutigams das gestickte Hemd und das Schnupftuch (szereńka) tragen, welche die Braut ihrem Verlobten zu spenden verpflichtet ist, worauf andere „swaszki“ vom Bräutigam die gelben Stiefel und ein feines Stück Leinwand (rantuch oder pokrywalo) der Braut als Gegengeschenk überbringen.



Volkstypen aus der Dniestrgegend.

Am eigentlichen Hochzeitstage (sljub) in der Früh bereiten sich Braut und Bräutigam zum Kirchgange vor. Es versammeln sich hier wie dort der „balko“, die „matka“ und andere Gäste, von denen die Männer zwei Kuchen und eine halbe Oka

Branntwein oder ein Stößel Salz,<sup>1</sup> die Frauen eine Henne als Geschenk mitbringen. In der Mitte des Zimmers wird eine Holzbank aufgestellt, auf welcher die Eltern Platz nehmen, Brot und Salz in der Hand; zu ihren Füßen liegt eine Strohgarbe ausgebreitet, auf derselben ein Kissen (Hausteppich) mit einem Polster. Auf diesen Polster nun kniet Braut oder Bräutigam nieder und der angesehenste der Gäste recitirt folgenden Segensspruch: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen. Niedergekniet ist dieses Kind und beugt seinen Kranz vor dem väterlichen Sitze, vor Gott dem Herrn, vor der allerreinsten Jungfrau, vor der Welt so hell, vor den Angehörigen so schön, vor dem Tisch so ehrbar, vor den Gaben Gottes; vor Vater und Mutter, vor Brüdern und Schwestern, vor Brautvater und Brautmutter, vor Onkeln und Tanten, vor allen Verwandten, vor allen Nachbarn und vor Euch allen, ihr ehrbaren Christen, verbeugt es sich, wie das helle Wachslicht vor den Kirchenbildern. Das Licht erglänzt und flammt und schlägt den Feind mit der Flamme nieder. Dieses Kind aber erbittet sich Verzeihung: vorerst bei Gott dem Herrn und vor Euch verbeugt es sich, bittet Euch um Verzeihung und den Segen, Ihr ehrbaren Christen möget alle es segnen mit Glück und Gesundheit, mit vielen Jahren und Wohlstand; Ihr möget es begleiten zur glücklichen Stunde auf den langen Lebensweg. Auch zum zweiten Male erbittet sich dieses Kind Verzeihung und Segen, und zum dritten Male bittet es 2c.“ Nach jedem Male antworten die Anwesenden: „Gott möge dir verzeihen, Gott möge dich segnen.“ Bevor Braut und Bräutigam die elterlichen Häuser verlassen, um getrennt in die Kirche zu ziehen, werden sie mit Weizen beworfen. Begleitet wird die Braut auf ihrem Gange von den zwei Brautjungfrauen, der Brautmutter, einer „swaszka“ und ihren „Bojaren“; der Bräutigam von den Brautführern, dem Brautvater, der „świtewka“ und seinen „Bojaren“. An der Spitze der beiden Züge schreiten die letzteren, während auf dem ersten der nachfolgenden Wagen das Tannenbäumchen prangt. Während des Ganges zur Kirche singen sie unter Musikbegleitung folgende Lieder:

„Wohin geht die Reise heute?  
In den Wald und Hain so weite?  
Nicht zum Wald und Hain, ihr Leute,  
In die Kirche zieh'n wir heute.  
Nicht das Meer thut so ertönen,  
Bräutchen weint vielmehr schon Thränen,

Ruft den Vater an im Schmerze:  
Liebes, trautes Vaterherze  
Rette mich aus diesem Meere.  
„Wenn dies, Kind, mir möglich wäre!  
Dies hängt ab von jenem Herrn,  
Der Dich wird zur Frau begehren.““

Vor der Kirche treffen beide Züge zusammen; in derselben findet die Trauung durch das Wechseln der Ringe und Auflegen der Kränze auf die Köpfe des Paares statt,

<sup>1</sup> In letzter Zeit werden die Hochzeitsfeierlichkeiten zu Folge der Nüchternheitsbewegung in der Bukowina fast durchgehend ohne Branntwein begangen.

wobei draußen Pistolenschüsse abgefeuert und drinnen beim Umzug um den Altartisch über die Köpfe der Braut und des Bräutigams Zuckerstückchen oder Haselnüsse gestreut werden. Als Trauungszeugen walten hierbei der Brautvater und die Brautmutter. Wenn beide Verlobten vor dem Altare stehen, so trachtet eines dem anderen auf den Fuß zu treten, da sie glauben, daß derjenige Theil, welchem dies gelingt, über den anderen herrschen werde.

Auf anderen Wegen, als sie in die Kirche gingen, und wieder getrennt, kehren die Neuvermählten nach der Trauung in ihre elterlichen Häuser zurück.

Sobald die Braut sich dem Hausthor nähert, singen die „Bojaren“ folgendes Lied:

„Komm' lieb' Mutter mir entgegen  
Mit „Kolaschen“ schön geflochten  
Und mit gutem Willen.  
Willst Du mich denn nicht begrüßen,  
Willst von mir du gar nichts wissen,

Ob von Ferne wir gelangen,  
Wie es uns ist dort ergangen?  
Trefflich' Glück hab' ich erschauet,  
Gleich hat man mich angetrauet.“

Beim Einzug ins elterliche Haus empfängt die Mutter die Braut sowohl, als auch den Bräutigam feierlich mit Kuchen und Salz. Indem das Bäumchen vorangetragen wird, begiebt sich alles Hand in Hand in das Haus, an der Spitze der Brautführer, welcher mit seinem Stocke den Thürstock kreuzweise berührt, wobei folgendes Lied dem „Kodasz“ gesungen wird:

„Hoza, hoza, hoza-scha,  
Nicht verlieret Kodaszja;  
Werfet Groschen ihm zusammen,

Kaufet ihm ein Pferd mitfammen.  
Kodasz hat's bei uns verdient,  
Daß zu Fuß er nicht mehr miunt.“

Dieser aber ist so übermüthig geworden, daß er mit einem in ein Tüchdel gewickelten Steine den Thürstock als letzter im Zuge tüchtig bearbeitet.

Wenn die Braut beim Einzuge hinter dem Tische zu stehen kommt, so singen die Anwesenden:

„Jetzt kommt uns're Braut  
Von der Trauung zurück,  
Verbeugt sich vor dem Tische:  
Tischchen, Tischchen mein,  
Es muß geschieden sein,

Von der Mutter muß mich trennen.  
Ach, ein großes Leid zieht durch's Zimnergrün,  
Nicht die Schneeballstande knicket,  
Bräutchen, Abschiedsgruß schon nicket,  
Denn sie zieht von Vater, Mutter.“

Hierauf findet hier ebenso, wie beim Bräutigam ein festliches Mahl statt, bei welchem zur Rechten und Linken der Braut die Brautmädchen sitzen. Diese wenden sich nach dem Mahle zum Bruder der Braut, welcher hier der Festordner ist, mit folgendem Gesange:

„Du Täuberich — Führer,  
Du Bruder, unser Führer!  
Haft uns eingeführt in's Haus,

Führe uns auch gleich hinaus;  
Führe uns zum Tanz, dem netten,  
Daß wir draußen Erde treten.“

Und nun erwartet man bei froher Unterhaltung die Ankunft des jungen Mannes. Dieser aber ist ungeduldig und läßt inzwischen, nachdem sich die Gäste mit Speise und Trank gestärkt, die Vorbereitungen zur Abfahrt um die Braut treffen. Dieser Zug findet gewöhnlich gegen Abend mit festlichem Gepränge statt. An der Spitze schreitet der Bräutigam mit seinen Genossen und der Musik einher; hinter ihm fahren einige Wagen, auf dem ersten die Brautmutter, die „świtewka“ und die „swaszki“. Hierauf folgen die anderen Hochzeitsgäste, deren Zahl schon beim „slowo-Trinken“ bestimmt wurde und welche stets eine ungerade sein muß, so daß bei der Rückkehr mit der Braut die Zahl gerade wird. Gelangt der Festzug vor die Wohnung der Braut, so wird der Schwiegerjohn mit Brot und Salz empfangen.

Doch bleibt der junge Mann vorläufig noch vor dem Thore mit seinen Begleitern stehen und sendet den Werber und den Brautführer als Parlamentäre in das Innere des Hauses. Der erstere überreicht der Braut im Namen des Bräutigams einen Kuchen mit Flittergold verziert und kauft die Braut von den Brautjungfrauen los. Die Braut nimmt den Kuchen, bekreuzt sich und schaut durch das Loch desselben, indem sie sich nach allen vier Weltgegenden wendet, worauf sie für den Bräutigam einen gleichen Kuchen als Gegengeschenk übergibt. Sobald nun die Brautführer herbeikommen, so wird von Gästen das Lied angestimmt:

„Ach ein großes Leid zieht durch's Immergrün.  
Falken kommen schon geflogen  
Aus dem fernen Erdenbogen:  
Schwalben, müßet euch erheben,  
Falken diesen Platz vergeben.“

Die Brautmädchen aber, welche bei Tische sitzen, verspotten die Brautführer und singen:

„Ach, ein großes Leid zieht durch's Immergrün.  
Dort am Himmel Mond so helle,  
Hier schön Brautführer zur Stelle;  
In die Tasche wird er langen  
Uns mit seinem Gelde fangen.“

Die Brautführer müssen so lange Kleingeld in einen Teller werfen, bis die Brautmädchen zufriedengestellt sind, worauf diese sich von den Plätzen erheben, die sie bis dahin neben der Braut eingenommen hatten.

Und nun nähert sich der Bräutigam mit seinen Gästen der Hausthür; an der Spitze des Zuges der Werber mit dem Bäumchen und der Brautführer. Auf der Schwelle steht der Vater der Braut, „swat“ genannt, mit der Branntweinflasche in der Hand. „Guten

Tag, swat“ ruft diesem der „staroste“ zu, worauf die Antwort erfolgt: „Gebe Euch Gott Gesundheit.“ Darauf fragt der Werber: „Wohin führt unser Weg in's Haus?“ Der Hauswirth zeigt ihm zunächst eine falsche Richtung; erst wenn diese Frage zum dritten Male wiederholt wird, während welcher Zeit alle mit Branntwein bewirthet werden, und vor dem Hause tanzen, kann der Bräutigam seinen Einzug in's Haus halten.<sup>1</sup> Alle fassen sich nun bei den Händen und ziehen unter Gesängen in die Hütte ein. Der „starost“, dessen Mantel bereits mit einem bunten Tüchel oder einem weißen Handtuche, welches er sich rings um den Oberleib bindet, geschmückt wurde, entfernt das mit Federn geschmückte Bäumchen der Braut von dem Tische, und setzt dafür das Bäumchen des Bräutigams hin; dann geht er dreimal um den Tisch, wobei ihm alle Ankömmlinge folgen. Die Braut weint indessen Abschiedstränen, den Kopf über die vor ihr stehenden Kuchen gesenkt; so oft jedoch der Bräutigam während des Umzuges an ihr vorbeigeht, hebt er ihr gleichsam zum Troste den Kopf mit einem Tüchlein empor. Ist der dreimalige Umzug beendet, so setzt sich der Bräutigam zur Linken der Braut am Ehrenplatze nieder und sucht gleichzeitig einen Zipfel des Pelzes der Braut unter sich zu bringen, um in der Folge sein Weib zu beherrschen. Links vom Bräutigam setzt sich der Brautführer, nunmehr mit drei Tücheln geschmückt, deren eines ihm die Braut, die zwei anderen die Brautmädchen spendeten. Neben dem Brautführer haben der Brautvater und die Brautmutter ihren Sitz; auch diese wurden von der Braut mit Tücheln oder mit Handtüchern beschenkt. Hinter dem Brautpaare aber steht die „świtewka“ und leuchtet über den Häuptern des Paares mit jenen zwei Kerzen, welche die Brautzeugen bei der Trauung gehalten hatten. Weiterhin nach rechts und links vertheilen sich um den Tisch herum die angesehensten Hochzeitsgäste je nach Rang und Alter und werden gastlich bewirthet. Nach dem Mahle zieht der Brautvater jenes Stück feiner Leinwand, welches der Bräutigam tagsvorher überschickt hatte, hervor und gibt dasselbe dem älteren Bruder der Braut, von dem der Bräutigam die Schwester vorerst etwa um ein Federmesser loskaufen mußte. Derselbe hebt dieses Tüchel (genannt rantuch oder pokrywalo) auf zwei Stäbchen und läßt dasselbe auf den Kopf der Braut niedergleiten, durch welchen Vorgang sie schon zum Weibe eingekleidet worden ist. Im Koźmaner Bezirke erfolgt jetzt die Besenkung der Anverwandten des Bräutigams.

Nachdem man sich noch bei fröhlichem Tanze ergötzt, wird endlich zum Aufbruch gemahnt. Nun wird die große Kiste (skrynia), welche das bewegliche Eigenthum der jungen Frau (dzestry) — Wäsche und Kleidungsstücke — enthält, auf jenen Wagen gehoben, auf welchem die Brautmutter, die „świtewka“ und die „swaszki“ sitzen. Der Bräutigam gibt noch der Braut zum Zeichen seiner Herrschaft über sie auf den mit einem Polster bedeckten Rücken drei Schläge mit einer Ruthe, setzt sich mit ihr auf den ersten

<sup>1</sup> Besonders im Czermoszhale gebräuchlich.

Wagen und fort geht's nach seinem Heim, wohin ihm alle seine Gäste, die mit ihm gekommen waren, unter entsprechendem Gesang in langer Reihe folgen. Auf einem anderen Wege, als der, auf welchem sich der Hochzeitszug zum Hause der Braut bewegt hatte (damit die junge Frau nicht den Weg zu ihren Eltern finde, falls sie etwa ihrem Manne entlaufen wollte), nähert man sich nun der elterlichen Wohnung des Bräutigams. Ist der Zug vor dem Thore angelangt, so ertönt folgender Gesang:

„Öffne, lieber Swat, das Fenster vor Wonne,  
Wir bringen dir 'ne junge Frau, wie eine Sonne.  
Laß', lieb Mutter, das Thor öffnen der Holden,  
Ihr, die wir bringen, der Gold'nen.  
Schnell die Kiegel von dem Hause entfernt,  
Wir bringen die junge Frau, die euch gehöret.“

Die „Bojaren“ schaffen hierauf den Koffer der jungen Frau, die Pöfster zc. in die Hütte und nun fassen sich alle Ankömmlinge — der „Starost“ mit dem Bäumchen der Braut an der Spitze — bei den Händen und ziehen, vom Vater oder der Mutter des Bräutigams mit Brot und Salz empfangen, in das Heim der Neuvermählten ein, wobei ebenfalls ein entsprechendes Lied gesungen wird. Sodann setzt sich das junge Paar auf den Ehrenplatz an der Ostwand des Hauses, das Gesicht gegen Westen gewendet, zu Tische, links vom Bräutigam der Brautführer, nach ihm dem Range nach die anderen Gäste. Im Czeremoszgebiete beschenkt die Braut erst jetzt die Angehörigen und Dienstboten des Bräutigams mit Gegenständen der Hausindustrie. Darauf folgt Mahl und Tanz. Endlich wird das junge Paar von der Brautmutter in ein Kämmerlein geführt und die Gäste entfernen sich, um daheim der Ruhe zu pflegen.

Am folgenden Tage versammeln sich in der Wohnung des jungen Mannes abermals die Gäste zum sogenannten „Nachtrunk“ (propij), an welchem auch schon die Angehörigen und Gäste der jungen Frau theilnehmen. Um Brautvater und Brautmutter werden in feierlicher Weise der Brautführer und die „swaszki“ mit einem Kuchen entsandt und werden diese Würdenträger in ebenso feierlichem Aufzuge unter Gesängen von ihren Wohnungen abgeholt. Ist nun der Zug im Hause angekommen, so setzen sich Männer und Weiber um den Tisch und singen: „Alles wäre gut, nur eins uns verdrießet, daß man das junge Pärchen vermisset.“ Der Brautführer sucht hierauf die Neuvermählten auf, diese setzen sich zu den Gästen an den Tisch und heute bewirthe schon die junge Frau mit Branntwein, wofür dieselbe von den Männern mit Geld, von den Frauen mit Handtüchern und dergleichen beschenkt wird. Essen wollen jedoch die Gäste nicht, bevor man sie nicht oft dazu gebeten hat. Zum Abschiede wird ein Danklied von den Gästen angestimmt. In der Pruthgegend werden an diesem Abende Strohwiße an Pflocken befestigt und angezündet.

Am vierten Tage, welcher den sonderbaren Namen „Lachfröhlichkeit“ (smijiny) führt und gegenwärtig nur noch sehr selten gefeiert wird, besucht das junge Paar mit den Verwandten des Mannes die Eltern der jungen Frau; hier wird gegessen und getrunken und findet die Hochzeitsfeierlichkeit endlich ihren Abschluß.

Mann und Weib. Mann (czołowik, muž) und Weib (zinka, gazdynia) tragen nach ihrer Vereinigung eine viel einfachere Tracht als während des ledigen Standes. Das Weib bedeckt von nun an den Kopf mit einem schneeweißen Handtuch (rueznyk oder peremitka), unter welchem ein Bergballen (kerpa genannt) eine Erhöhung bildet. Im Hause trägt es wohl auch ein farbiges Tuch um den Kopf, oder, wie in einigen Gemeinden des Kozmaner Bezirkes, einen rothen Fez.

Sein Los ist kein besonders beneidenswerthes. Durch die drei Schläge auf den Rücken, welche die Braut vom Bräutigam beim Verlassen ihres Heims erhielt, hat der Mann bereits deren untergeordnete Stellung durch das ganze Eheleben angedeutet.<sup>1</sup> Ja, im Czeremoszgebiete bezeichnet bisweilen, wenn auch sehr selten, der Mann seine Frau nicht mit ihrem Namen, sondern mit „ceszja“ = „diese“ oder „czeliadyna“ = „die zum Hausgesinde gehörige“. Ruft hier der Bauer sein Weib an, so hängt er an den Vornamen derselben ein „nia“ an, wie man wohl Thiere anzurufen pflegt. Ja selbst der Tänzer ruft sein Mädchen bisweilen mit einem Pfiff zum Tanze herbei. Stirbt ein ruthenisches Weib, so meldet der Gatte diesen Vorfall dem Priester hie und da mit den Worten: „Mir ist die zum Hausgesinde gehörige umgestanden.“ So hat sich leider seit Jahrtausenden die niedrige sllavische Stellung des Weibes beim ruthenischen Landvolke erhalten, worauf auch das Sprichwort hindeutet: „Langes Haar, kurzer Verstand“ oder: „Höher ist die Pelzmütze (kuczma) als die „kerpa“ (Bergballen).“ Doch gilt das Gesagte nicht von der ganzen ruthenischen Bevölkerung.

Das Weib scheint nie auf den Gedanken einer Trennung der Ehe zu verfallen; der Mann schafft sich mitunter selbst „Recht“, jagt wohl auch, wenn ihm sein Weib gar unnütz erscheint, dasselbe davon. Stellt es sich in der Folge heraus, daß die Frau nichts verschuldet habe, so verhängt der Dorfrichter über den Mann die Arreststrafe. Hat sich ein Mann gar an seinem Weibe vergriffen und dasselbe mißhandelt, so zahlt er ihm ein Schweig- und Schmerzensgeld, damit es ihn nicht „verklage“. Treulose Frauen werden in der Regel sofort gezüchtigt, und ihrem Verführer lauert (pidsidaje) der beleidigte Mann mit seinen Freunden unter einem Baume so oft auf, bis sie auch ihn oft in schrecklicher Weise bestraft haben.

Die Wirthschaft wird von beiden Ehegatten gemeinsam geführt. In der ersten Zeit, solange das Ehepaar im Hause der Eltern des Mannes wohnt, ist die Stellung des letzteren

<sup>1</sup> Hierauf deutet sogar zu grell das ruthenische Sprichwort: „Das nicht geprügelte Weib gleicht einer nicht geschärften Sense.“ (Zinka nebyta, jak kosá nekłepana.)

und noch mehr die seines Weibes eine völlig untergeordnete. Beide wohnen im kleinen Zimmer (chateczéna) und führen sie auch einen eigenen Haushalt, so bleiben sie doch völlig der Aufsicht und den Rathschlägen der Eltern unterworfen. Erst wenn der junge Ehemann sich auf einem eigenen, als Ausstattung übernommenen Grundstücke seine Hütte erbaut hat, erfolgt die Begründung einer selbständigen Wirthschaft und dann heißt es: „er hat sich losgetrennt“ (win widdilywsja, widokromywsja). Dahin führt der neue Wirth (gazda) nun auch die ihm versprochenen Geräthe und Viehstücke, und ist dies geschehen, so ist er ganz selbständig geworden. Er ist das Haupt in seinem Heim und bei der Wirthschaft, welchem sich alles fügen muß.

Vor allem ist der Ruthene sehr fromm; er unterläßt es fast nie, sein Morgen- und Abendgebet zu sprechen und geht er schlafen, so murmelt er noch, den Polster bekreuzend, folgendes Sprüchlein:

„Hohes Kreuz zu Häupten,  
Gottes Kraft zu Füßen,

Keiner Ort unter mir,  
Gott mein Hort über mir.“

Die Bauern fasten sehr viel. Außer den kirchlichen Fasten beobachten sie noch freiwillige, so zum Beispiel während einer Krankheit, „auf den Kopf des Feindes“, zur Zeit eines Rechtsstreites, um eine „napast“ (ungerechtfertigte Beschuldigung) abzuwenden und dergleichen. Als Amulet trägt der ruthenische Landmann mitunter ein Stückchen zu Ostern zugleich mit dem Osterbrot geweihten Holzes (klokiczka). Im Verkehr mit anderen Dorfbewohnern ist derselbe sehr artig. Ausdrücke, wie: das Hemd, die Unterhose, das Schwein, der Hund u. wird er nicht eher aussprechen, bevor er nicht vorausgeschickt hat: „indem ich die Heiligenbilder, die Sonne und Euch, artiger Herr, hochachte“. Landleute gleichen Alters rufen einander mit dem Ausrufe: „Moj!“ oder „Moj-ty-mo!“ („mein, du mein“, scilicet: Freund) an. Den Tag theilt der Ruthene nach den drei Essenszeiten ein, und zwar: „obid“ bis 9 oder 10 Uhr Vormittags; „poludenok“ = Mittagszeit, endlich in der Dämmerung die „weczerja“ (Nachtmahl). Besucht ihn Jemand, während er speißt, so fragt der Angekommene: „czas do obidu?“ (Zeit zum Essen?), worauf ihm der Essende antwortet: „es ist Zeit, wir bitten auch Euch.“ Die Mittagszeit und die Zeit um Mitternacht gelten als unglückbringend. Geschieht an einem Tage ein Unglück, so sagt der Landmann: „se foralna dnyna“ (dies ist ein Unglückstag). Auch gibt es nach der Ansicht des Volkes Stunden, in denen Segen und Fluch sofort in Erfüllung gehen können, sowie die ungeraden Zahlen als unglückbringend gemieden werden. Geht der Ruthene an eine Arbeit, so spuckt er in die Hände, denn dadurch soll man an Kraft gewinnen. Von den Monatsnamen sind ihm nur folgende drei allgemeiner bekannt: Mart oder Marot = März, Berezeń (Birckenmonat) = April und Traweń (Grasmonat) = Mai. Geschieht während des Gesprächs des Teufels Erwähnung, so fügt der Ruthene hinzu: „szczaz-by“ (er möge verschwinden

oder: „ne snyw-by-se“ (er möge mir nicht träumen); spricht er vom Wolfe in Gegenwart eines Wiegenfindes, so pflegt er hinzuzufügen: „ein heißer Stein sei ihm in den Zähnen und der Abend hinter dem Meere“. Lobt Jemand das schöne Aussehen seines Kindes, so entgegnet der Ruthene sofort: „niwroku“ (keinen bösen Blick!) oder „cur (pfui) den garstigen Augen“!

Die Nahrung des Bukowiner Ruthenen besteht hauptsächlich aus der „kulesza“ oder „mamalega“ (Polenta), welche bei keiner Speise fehlen darf, ferner aus „borszez“



Ruthenisches Bauernhaus aus Lentouz (Bruthgegend).

(Saueruppe), „pyrohy“ (Mehltaschen), „malaj“ (Maisplageln), Erbsen, Bohnen, Fijolen, Gurken, „haluszki“ (mit Graupen gefüllte Krautblätter), Erdäpfel, Kraut — seltener Schweine- und Hühnerfleisch.

Was der Mann im Hofe und bei der Feldwirthschaft, das bedeutet die Frau im Inneren des Hauses und im Gemüsegarten. Hier trachtet sie die schönste Ordnung aufrecht zu erhalten, fegt beide Stuben (chata und chatzena) am Abend immer rein, damit die Engel in der Nacht die Bewohner derselben besuchen, sie kocht, backt Brot, melkt

die Kühe, schlägt Butter, reinigt, putzt, webt und versieht überhaupt alle Arbeiten, die ihr zugehören. Beim Schlagen der Butter spricht das ruthenische Weib Folgendes:

„Bettler prügelten einander,  
Erbsen haben sie verschüttet,  
Ich N. N. ging und las sie auf;

Butter habe ich geschlagen,  
Zusammen Butter, zusammen Butter,  
Zusammen, zusammen, zusammen Butter.“

Wenn beim Brotbacken der Sauerbrei (keselyca) angemacht wird, so spricht das Bauernweib:

„Es ging ein Greis über's Eis,  
Verlor den Wein und den Meth

In Euere Sauerjuppe (kwasza),  
In unsern Sauerbrei.“

Schiebt sie sodann das Brot in den Backofen, so macht sie über dem ersten Laib mit der Hand, sowie nachher vor dem Anschneiden des schon gebackenen Brotes mit der Messerspitze über dem letzteren das Kreuzzeichen.

Das Vermögen wird in der Regel vom Manne und vom Weibe gemeinschaftlich verwaltet, doch hat meist nur der Mann das Verfügungsrecht über dasselbe. Nur Kleider und Wäsche, welche das ruthenische Weib als Mitgift bekommen hat, sind ihr unangreifbares Eigenthum. Stirbt die Frau nach kurzer Zeit kinderlos, so fällt ihr unbewegliches Eigenthum wieder an ihre Eltern zurück.

Haus und Hof (chata, podwirje, obystje). Will der junge Chemann seine selbständige Wirthschaft gründen, so geht er vorerst an den Bau des Hauses und veranstaltet zu diesem Zwecke eine „klaka“ oder „toloká“, das ist er ladet Nachbarn und Verwandte zur unentgeltlichen Hilfeleistung ein, wofür er sie dann mit Speise und Trank bewirthet. Das Baumaterial, woraus die Wände verfertigt werden, besteht je nach der Gegend aus Stein, Holz oder Ruthengeflecht, das Dach wird aus Stroh, Schilf oder Schindeln hergestellt. Hat die Aufführung der Hütte begonnen, so legt der Meister in eine Ecke derselben zwischen zwei Balken Salz, Ladanum und einige Brocken geweihten Osterbrotens und besprengt den Ort mit Weihwasser. Ist der Bau vollendet, so findet nicht selten auch eine kirchliche Hausweihe statt. Doch häufiger, als die kirchliche Weihe ist folgender Brauch: Der Wirth wirft einen oder zwei Tage vor seinem Einzuge in das neue Haus einen schwarzen Hund oder Hahn in die Stube; auf dieses Thier werden alle Übel und Krankheiten übertragen, welche die künftigen Bewohner der Hütte hätten treffen sollen.

Die durchschnittliche Länge einer ruthenischen Bauernhütte beträgt 8 bis 10 Meter, ihre Breite etwa 5 Meter. Sie ist mit der Längsseite, in welcher die Eingangsthür sich befindet, meist gegen Süden gewendet. Durch die Eingangsthür gelangt man in ein Vorhaus (siny oder chorómy), aus welchem eine Thür zur rechten Hand in die große Stube (chata), zur linken Hand in die kleine Stube (chatezena) führt. Treten wir zunächst in die erste ein. An der Süd- und Ostwand finden wir daselbst lange

und breite Bänke (lawy) befestigt. Vor der Bank an der Ostseite steht der Tisch, während an der Ostwand selbst die Heiligenbilder hängen; diesen schreibt man, je älter sie sind, besondere Kräfte zu. Wenn in der Nachbarschaft ein Haus brennt, so trägt der gefährdete Landmann ein Heiligenbild, ein Stück Salz und zwei Brote vor seine Hütte und hält hierdurch dieselbe für vor jeglicher Gefahr gefeit. Die gebräuchlichsten Bilder bei den Ruthenen sind: Die Kreuzigung Christi, die Mutter Gottes, St. Nikolaus, St. Barbara und St. Georg u., welche sie mit verschiedenen Blumen schmücken. In einer Reihe mit den Heiligenbildern bringt man auch die Bilder des Kaisers, der Kaiserin und der Mitglieder des Kaiserhauses an der Ostwand an. An der Nordwand erblicken wir den Kleiderrechen (zerdka) und das Bett (postil), vor welchem die Kleiderkiste (skrynja) ihren Platz hat; an der Westwand endlich befindet sich der Herd (piecz) und der Geschirrkasten (zamyśnyk). Die kleine Stube, die vorzüglich für den Winteraufenthalt bestimmt ist, enthält an der Südwand eine Bank, an der Ostwand einen Geschirrkasten, welcher mit Schüsseln, Töpfen und Krügen, die in Kolomea verfertigt werden, angefüllt ist, an der Nordwand einen Backofen mit warmer Schlafstätte (horn) für die Winterszeit, an der Westwand einen Esstisch.

An die Hütte des Ruthenen lehnt sich die Winterstallung (prytuła) unter gemeinsamem Dache für das Vieh. Daneben erheben sich im Hofe die wenigen anderen Wirthschaftsgebäude: gegenüber dem Hause eine Kammer (komora) zur Aufbewahrung der Speise- und Getreidevorräthe, daneben der Kukuruzkorb (kosznyca), die Sommerstallung für das Vieh (kolésznia), eine Umfriedung für Kälber, dann auch Kammern für Schweine (karmnyk) und Hühner (kurnyk). Selten fehlen auch ein Brunnen (kernyca) mit einfachem, offenem Geländer und ein Keller (piwnyca, potajnyk). Hinter dem Hofe oder auch hinter dem Hause dehnt sich der Gemüsegarten, oder auch ein Obstgarten aus, in welchem Weichsel-, Zwetschen-, Apfel- und Birnbäume zu erblicken sind. Auch ein kleiner Blumengarten, in welchem Basiliumblumen, Nelken, Malven, Asters, Päonien und das Liebstöckel prangen, ziert bisweilen das bescheidene Heim des ruthenischen Landmannes.

Das ruthenische Dorf (selo). Selten leben ruthenische Nachbarn unter einander in Frieden und Eintracht. Deshalb sagt des Sprichwort: „Wer sich eine Hütte bauen will, der suche einen guten Nachbarn.“ Der Zaun, der benachbarte Gründe trennt, der Baum, der auf dem Raine wächst, das Ei, welches die Henne auf fremdem Boden legt, werden oft die Veranlassung zu großem Streite. Dann hört man die Leute sagen: „Sie zanken wie die Hunde über den Zaun.“ Besitzt einer der Nachbarn zusammengewachsene Augenbrauen, so hat er böse Augen; hat ein anderer Sommersprossen, so ist er gut, fleißig und arbeitsam. Wirft ein Nachbar einen langen Schatten, so soll er gut und gerecht sein; Brandstifter hingegen hätten keinen Schatten. Von nichtgeachteten Nachbarn sagt der

Volksmund: „Auch der Hahn ist am Mist ein Wirth.“ Von einem Nachbar, welcher nachbarliches Gut und Hilfe mißbraucht, heißt es: „Mit des Nachbars Dreschflegel ist leicht Dornsträucher zu dreschen.“

Indem sich Gehöfte an Gehöfte, ein Nachbar an den andern reiht, entsteht das Dorf. Die einzelnen Gründe werden durch Zäune, Raine (mezi), Erdhaufen oder Erdlöcher (kipci, kopanké) abgegrenzt; auch das Dorf hat seine Grenzen gegen die Nachbardörfer, welche im allgemeinen „hotari“ oder „hrancyei“, wofern sie Erdhügel sind: „mohyly“ genannt werden. Die Grenzen zu verschieben ist eine schwere Sünde; deshalb behauptet das Volk, daß Nachbarn, welche hienieden der Grenze wegen in Unfrieden leben, jenseits einander auf einem Raine an den Haaren hin- und herzerren würden. Als gemeinsames Gut gelten den Dorfbewohnern: Das Wasser in den Bächen und Flüssen sammt den Fischen, die Hutweide, die Kirche, der Friedhof mit seinen Obstbäumen, die Wege, die Brunnen im Felde, die Bachbrücken, der Schotter an den Flüssen, das dürre Holz im Walde, die einzelnen Ähren auf dem Felde nach der Ernte, die Pilze, Erd- und Brombeeren, endlich auch das Wild im Walde.

Die oberste Stelle im Dorfe bekleidet bekanntlich neben dem Grundherrschaft und Priester der Dorfrichter (dzwirnek, nacزالnek oder predstojetel); unter ihm stehen die Geschworenen (prysiażni oder dzuraty). Ist ersterer unbeliebt, so sagt man: „Der Dorfrichter bereißt das ganze Dorf“, ist er unbeholfen, so heißt es: „Er will Alle lenken, und kann keine Ahle schärfen.“ Neben dem Dorfrichter ist vorzüglich der Pfarrer (panotec), wenn er beliebt ist, eine sehr einflußreiche Person im Dorfe, der allgemeine Rathgeber und Helfer bei Processen, Krankheiten, Heiraten und in ehelichen Zwistigkeiten, wobei die streitenden Theile sich oft seinem Urtheile unterwerfen. Eine minder günstige Stellung nimmt der Dorflehrer (uczitel) ein. Ihn betrachten die Landleute als den Grund zum Bestande der Schule und da sie dieselbe hassen, so sind sie auch dem Lehrer nicht sehr gewogen. Doch hat sich dieses Verhältniß in neuerer Zeit wesentlich gebessert. Einflußreiche Personen im Dorfe sind ferner noch: die Gemeindefecretäre (pysar), der Kirchenjäger (djak oder daskal), reiche, redegewandte Wirthe und auch alte ausgediente Soldaten.

An Sonn- und Feiertagen versammeln sich die Dorfbewohner im Wirthshause, auf der Hutweide, oder wo ein solcher besteht, im Lesevereine (czytalnia), zur gemeinsamen Unterhaltung und Berathung. Gastfreundschaft hält der ruthenische Landmann sehr hoch. Liebe Gäste empfängt er oft schon an der Thür mit Salz und Brot, und wenn der Gast Abschied nimmt, so begleiten (wirjadzajut) ihn noch die Hausgenossen mit Speise und Trank bis zur Thür, bis hinter das Thor, ja selbst bis an die Dorfgrenze.

Rechtsanschauungen. Nach der Anschauung des Volkes ist der Todtschlag, den ein Betrunkener ausführt, kein schweres Verbrechen, der nicht beabsichtigte Todtschlag

soll gar nicht bestraft werden. Die Tödtung eines zänkischen Weibes oder eines Juden wird sehr milde beurtheilt, woraus die niedrige sociale Stellung des Weibes und des Juden ersichtlich ist. Andererseits zählt die Profanirung des Kreuzes, ferner Kirchenraub und Priestermord zu den schwersten Verbrechen. Nicht minder heilig sind dem Ruthenen die Eltern. Dem Kinde, das seine Hand gegen Vater oder Mutter ausstreckt, muß dieselbe verdorren, oder das Kind Wahnsinn unnachten. Elternmord ist daher das ruchloseste Verbrechen, ebenso die Tödtung eines schwangeren Weibes. Auch die Beraubung einer Leiche und der Diebstahl im Hause einer armen Witwe wird aufs Strengste beurtheilt. Merkwürdig ist die Strenge, mit welcher der Bienendiebstahl beurtheilt wird. Mit Abscheu begegnet das Volk dem Selbstmorde. Es hält darauf, daß der Selbstmörder abseits, an einer besonderen Stelle des Friedhofs beerdigt werde. Dagegen gilt der Räuberhauptmann Dowbusz, welcher im Jahre 1745 erschossen wurde, nicht für einen Räuber, wiewohl er gemordet und geplündert hat, sondern geradezu für einen Helden, welchen das Volk in großen Ehren hält. Erzählt doch die Sage von ihm, daß er den Teufel erschossen habe, dafür von einem Engel heimgesucht und von Gott mit unendlicher Stärke ausgestattet worden sei. Dowbusz und seine Genossen waren nach der Meinung des Volkes nicht gewöhnliche Räuber (rabiwnyki), sondern „opryszki“ oder „hajdamachi“, welche den Kampf gegen die Bedrücker des Volkes führten, und nur Verräther aus dessen Mitte verfolgten.

Vom Advocaten heißt es: „Der Advocat schreibt und schreibt, aber stets auf deiner Haut“, daher ist der Landmann meistens bestrebt, ohne Inanspruchnahme der Gerichte seine Streitigkeiten vor dem Dorfrichter oder einem anderen Schiedsrichter zu schlichten. Die Seele des Meineidigen verfällt nach dem Volksglauben dem Teufel; doch wer bei der Leistung eines Meineides einen Stein unter dem Arme versteckt hält, dem soll sein falscher Schwur nicht schaden, denn die Strafe für die Sünde treffe dann den Stein.

Für gute Nachbarn gilt das Vorkaufsrecht, wofür der Nachbar nur denselben Preis wie der Fremde bietet. Wird ein Pferd oder ein Rind verkauft, so ist im Kaufpreis stets auch der Halfter mitinbegriffen. Ist der Verkauf abgeschlossen, so wirft der Verkäufer eine Glücksmünze (na szezistje) auf die Erde; fällt dieselbe auf den Adler, so wird es dem Käufer mit dem erstandenen Thiere gut ergehen. Wird das Thier dem Käufer mit dem Halfter übergeben, so sagt der Verkäufer: „Gebe Euch Gott Glück mit dem Thiere und mir mit dem Gelde“, worauf dann der Kauftrunk (mohoriez) folgt. Finderlohn zu geben ist beim Ruthenen üblich, doch hängt die Höhe desselben vom Gutdünken des Eigenthümers ab. Fängt ein Landmann auf seinem Boden einen Bienenschwarm ein, so betrachtet er ihn als einen ihm gehörigen Fund, falls sich der Eigenthümer nicht meldet.

Feldebau und Viehzucht. Heilig ist dem ruthenischen Landmanne die Mutter Erde (swjata zemlyca); er ruft sie als seine Ernährerin im Gebete an und küßt dieselbe,

wenn er seine Kniebeugungen (poklony) verrichtet. Auf seinem Felde ruht sein ganzes Hoffen; kein Wunder also, wenn er durch geheimnißvolle Bräuche seiner Saat Fülle und Segen zu sichern sucht. So bestreicht der Säemann bei der Aussaat des Weizens seine rechte Hand mit zu Ostern geweihtem Speck und wirft die ersten Samenkörner mit geschlossenen Augen auf das Ackerfeld; auch muß er stumm bleiben, wenn ihn Jemand hiebei anspricht, denn sonst würden die Späßen den Weizen am Halm beschädigen. Der Ruthene fürchtet die Hagel- und Gewitterwolken sehr und nimmt deshalb seine Zuflucht zu Zaubermitteln und Hagelbeschwörern, welche nach seiner Meinung die Macht besitzen sollen, die Hagelwetter aufzuhalten; ja er leistet dem Hagelbeschwörer bisweilen selbst Abgaben an Getreide und Mehl. Um den Gurkenpflanzen schöne und viele Früchte abzugewinnen, streuen die Bauernweiber taube Gurkenblüten, welche keine Früchte erwarten lassen, auf Kreuzwegen aus und peitschen dieselben.

Sein Vieh beschützt der Ruthene vor dem „bösen Blicke“, indem er an die Zäune seines Hofes Thierschädel aufhängt und schönen Kühen oder Kälbern ein rothes Band um den Hals bindet. Gefährlich sind den Kühen nach der Volksmeinung die Hexen. Am St. Georgstage werden die Kühe zum ersten Male auf die Weide getrieben. Am Mitternacht vor diesem Feste versammeln sich alle Hexen auf den Grenzhügeln und berathen dort, wie den Kühen die Milch benommen werden solle; deshalb wendet der Landmann Zaubermittel gegen den bösen Einfluß der Hexen an.

Festkalender. Zahlreich sind die Festtage, welche der Landmann unter Fasten, Gebeten und Arbeitsfeier, sowie mit Gebräuchen begeht, welche noch an die heidnische Vorzeit erinnern. Den Reigen derselben eröffnet das Weihnachtsfest (rizdwo [25. bis 27. December a. St., 6. bis 8. Jänner n. St.]). Am heiligen Abend (swjatej weczer) wird in der großen Stube mit Labanum vorerst geräuchert, dann, um die Krippe nachzuahmen, unter dem Tische Stroh und auf dem Tische unter das Tischtuch Heu ausgebreitet; in das Heu kommen noch Hanffamen, Knoblauch und ein Vorhängeßloß, um alles Böse zu bannen. Hierauf versammeln sich die Hausgenossen an dem Tische, wo sie nach langem und strengem Fasten (pelepiwka genannt) ein reichliches Mahl erwartet. Kuchen (knyszi), Saueruppe (horszcz), mit Graupen gefüllte Krautblätter (haluszkki oder holubei), frisches und gedörrtes Obst (suszenýci), vor allem aber in Honig eingemachter Weizenbrei (pszenyca oder kutja) werden als Festspeisen aufgetragen. Bevor man diesen Brei kostet, wirft man von demselben einen Löffel voll gegen die Stubendecke; so viele Körner an derselben haften bleiben, ebenso viele Bienenschwärme wird der Hauswirth im folgenden Jahre sein eigen nennen. Verwandte, Nachbarn und gute Freunde senden einander an diesem Abende einen Theil der Fastenspeisen zu; dieser schöne Brauch, welcher auf die bei den Slaven einst gebräuchliche Hausgemeinschaft hindeutet, heißt „das Nachtmahltragen“ (weczeryju nesty).

Unterdessen versammelt sich die erwachsene männliche Dorfjugend an einem vorher verabredeten Orte; ein Bursch wird nun als Greis (did), ein anderer als Ziege (kozá) verkleidet. Beide ziehen sodann, von den Sängern (koliadnyki) begleitet, von Hütte zu Hütte; überall singen sie unter den Fenstern ihr Weihnachtslied (koliada) und treiben ihre derben Spässe, wofür sie vom Wirth mit einigen Kupfermünzen und Brot oder Kukuruz beschenkt werden. Mehrere solcher Weihnachtslieder geben wir hier wieder:

„Oh' noch begann die Erschaffung der Welten,<sup>1</sup> Hei gebe Gott!  
 War weder Himmel, noch Erde zu sehen; Hei gebe Gott!  
 Nur war zu schauen ein blaues Meere, Hei gebe Gott!  
 Auf diesem Meere ein grüner Ahorn,<sup>2</sup> Hei gebe Gott!  
 Auf diesem Ahorn saßen drei Täubchen, Hei gebe Gott!  
 Saßen drei Täubchen, riethen, beriethen; Hei gebe Gott!  
 „Brüder, wie könnten die Welt wir erschaffen? Hei gebe Gott!  
 Tauchen wir bis auf den Grund dieses Meeres, Hei gebe Gott!  
 Heben von dort her goldenen Sand wir, Hei gebe Gott!  
 Lasset uns schaffen aus goldenem Sande, Hei gebe Gott!  
 Dann einen Mond, den sichelgeformten, Hei gebe Gott!  
 Der wird leuchten in Nächten, den dunklen, Hei gebe Gott!  
 Sonne wird strahlen an heiteren Tagen, Hei gebe Gott!  
 Sterne, so kleine am Abend, dem stillen, Hei gebe Gott!  
 Brüder, enteilet zum Meeresgrunde, Hei gebe Gott!  
 Hebet nur schnell den Sand, ja den gold'nen. Hei gebe Gott!“

„Tief betrübten sich Berge und Thäler,<sup>3</sup> Hei gebe Gott!  
 Daß sie nicht zeugten Korn und Weizen;  
 Aber sie zeugten grünende Ranken,  
 Grü nende Ranken wanden sich aufwärts,  
 Wandten sich aufwärts, blühten taubengrau,  
 Blühten taubengrau, trugen gar reichlich,  
 Diese hütete artiges Fräulein N. N.  
 Als es stand Wache, nähte es fleißig,  
 Da es genäht hat, schlief es so fest ein.

Da flogen herbei paradiesische Vögel,  
 Aßen und tranken die grünenden Ranken,  
 Aßen und tranken, schlugen mit Flügeln,  
 Beckten das artige Fräulein N. N.  
 Da wird es munter, wehrt mit dem Ärmel:  
 Hela, ach hela! Ihr himmlischen Vögel,  
 Eßet und trinket nicht grünende Ranken,  
 Hab einen Bruder, der nicht vermählt ist,  
 Selbst bin ich auch noch gar jung.“

In derselben Weise werden die drei folgenden Tage gefeiert, wo auch die „Kirchenbruderschaft“ singend im Dorfe umherzieht und Abgaben für die Kirche einsammelt. Es gilt für sündhaft, am Weihnachtsfeste die Ruchlein mit dem Lockrufe: cip, cip, cip! anzurufen, da sie sonst keine Eier legen würden; die Pelzmütze auf den Tisch zu legen, weil sonst Maulwürfe das Feld durchwühlen; im Gespräche des Mohnes zu erwähnen, da sonst

<sup>1</sup> Ein Weihnachtslied aus der Dniestrgegend.

<sup>2</sup> Ahorn = jawir (platanus orientalis).

<sup>3</sup> Ein Weihnachtslied aus der Pruthgegend.

die Flöhe sich vermehren müßten; oder auch die Bohne, weil dies das Anschwellen der Halsdrüsen (Halsentzündung) nach sich ziehe.

Neujahrstfest (nowej rik [1. Jänner a. St., 13. Jänner n. St.]). Am Vorabende dieses Festes haben in manchen Gegenden nur die Dorfknaben das Recht, singend durch das Dorf zu ziehen. Ihr Lied lautet:

„Eine Schwalbe kam geflogen,  
 Setzte sich am Fensterbogen;  
 Dort begann sie so zu singen:  
 Wirth, steh' auf, sieh' nach den Dingen.  
 Wirth, steh' auf, sieh' nach dem Stalle,  
 Schon gefalbt haben die Kühe,  
 Lauter Döxslein ohne Mühe,  
 Döxslein alle goldbehrnt,  
 Diesem Wirth zu seinem Heil!

Auch geworfen haben die Stuten,  
 Lauter Pferdchen brachten sie,  
 Pferdchen auf der Stirn gefleckt,  
 Diesem Wirth zu seinem Heil!  
 Und die Schafe warfen Lämmer,  
 Widder sind es insgesammt,  
 Lauter Widder krummgehört,  
 Diesem Wirth zu seinem Heil!“

In der Nacht vor Neujahr schlafen nur wenige Dorfbewohner. Da bringen die umherziehenden Knaben selbstverfertigte Lose (zerebci), das ist Figuren, welche eine Kirche, ein Kreuz, die Sonne, das Glück, das Grab, den Greis, den Burschen, das Mädchen u. darstellen und lassen die Hausbewohner einen dieser Gegenstände ziehen, woraus sie dann die Zukunft jedes Einzelnen bestimmen. Um Mitternacht öffnet sich der Himmel, um diese Zeit sprechen auch die Hausthiere eine dem Menschen verständliche Sprache; doch muß, wer dieselbe hört, bald sterben. Auch brennen in dieser Nacht die Schätze, welche in der Erde verborgen sind. Am Neujahrsmorgen kommen Glückwünschende in die Häuser, bewerfen die Bewohner derselben mit Weizen und recitiren folgenden Segensspruch:

„Säe Dich, wachse Korn und Weizen  
 Und jegliches Thierfutter;  
 Du Hanf bis zum Boden,

Du Hemd bis zur Erde,  
 Du Flachs bis an die Knie,  
 Auch möge Euch der Kopf nie schmerzen.“

In der Dniestrgegend schreien die Dorfknaben am Vorabende des Neujahrstfestes unter den Fenstern folgenden Glückwunsch aus:

„Hej, hej! Deine Döhsen, meine Döhsen.  
 Hej, hej! Dein Pflug, mein Pflug,  
 Hej, hej! Wie viele im Zaune Pflöcke, so viele  
 (mögen gedeihen) dem Wirthe Döhsen.

Hej, hej! Wie viele im Siebe Löcher, so viele  
 (mögen gedeihen) dem Wirthe Schafe.  
 Hej, hej! Wie viele in der Sigbank Stüken, so  
 viele (mögen gedeihen) dem Wirthe am  
 Backofen Büblein.“

Am Neujahrstage darf man weder zanken, noch Jemandem Geld borgen, denn dies müßte man dann nach der Volksmeinung das ganze Jahr hindurch thun. Auch wird das Wasser, womit an diesem Tage das Geschirr gewaschen wird, in einer Flasche aufbewahrt und werden damit die Bienenschwärme besprengt, welche entfliehen wollen.

Fest Erscheinung Christi (widorszi, Jordan [6. Jänner a. St., 18. Jänner n. St.]). Am Vorabende dieses Festes zieht ein Bursch in Begleitung von einigen Sängern als „Małanka“ (verderbt aus „heilige Melania“, deren Gedächtnisfeier auf diesen Tag fällt) verkleidet, im Dorfe umher und ahmt in possirlicher Weise die Thätigkeit einer Hausfrau nach, wobei gesungen wird:

„He, Wirth, Du mein lieber Wirth,  
 Daß' herein nur die Małanka.  
 Un're Małanka ist 'ne Wirthin,  
 Sie kann tünchen, sie kann waschen.“

Schüssel steh'n dort unter Bänken,  
 Sind bewachsen schon mit Graße;  
 Töpfe wieder sind zu sehen,  
 Ganz bewachsen schon mit Unkraut.“

„Unsere Małanka weidete Enten,  
 Sieben Paar Stiefel trug sie hiebei;  
 Bis sie alle hat getränkt,  
 Hat sie sieben Paar Stiefel getragen;  
 Bis sie alle hat eingetrieben,  
 Hat sie sieben Paar Stiefel zertreten.  
 Un're Małanka ist vom Dniestr,  
 Sie trank stets nur Dniestrwasser,  
 Hat am Stein die Füße gewaschen,

Ihr feines Fürtuch naß gemacht.  
 Wehe Wind, du so gewaltig,  
 Trockne das gar feine Fürtuch;  
 Wehe Wind, du längs der Straße,  
 Weh' zu unserer Małanka;  
 Wehe Wind, so mir nichts, dir nichts,  
 Trockne das Fürtuch, wie Mohu, wie Mohu.  
 Wehe Wind, du aus Zakuce,  
 Trockne das Fürtuch, wie Fußsegen.“

Am Vorabende des „Jordanfestes“ wird ebenso wie zu Weihnachten der Familientisch gedeckt und, nachdem jeder Hausgenosse etwas Weihwasser getrunken hat, das Festmahl genossen. Wird es dunkel, so kommen die Dorfknaben und singen folgendes Lied:

„Schön' guten Abend am heil'gen Abend.  
 Ist denn zu Hause der Herr Wirth?  
 Diener sagen, er sei nicht zu Hause  
 Doch ich weiß es, er ist zu Hause,  
 Setzt sich am Tische, sende,  
 Angethan mit großem Pelze;  
 Doch im Pelze ist ein Täschchen,

Dort im Täschchen sind hundert Goldfische,  
 Diesem, jenem schenkt er je einen;  
 Für uns Knaben je ein Brotlaib,  
 Für euch Mädchen je ein Kränzchen,  
 Für euch Greise je einen Kuchen,  
 Für euch Mütterchen je eine Ruthe,  
 Und nun leb' wohl, du Herr Wirth.“

Am Festtage selbst findet an einem fließenden Wasser die kirchliche Wasserweihe statt. Das Volk entzündet während derselben Bündschwämme und für jede Familie wird ein am unteren Ende in Basiliumkraut gefülltes und mit einem Tüchel umwickeltes dickes Wachslicht (trijca) geweiht. Sobald der Priester die Wasserweihe beendet hat, ruft die versammelte Volksmenge: „jordan woda, gerelejsom“. <sup>1</sup> Vierzehn Tage nach dem Jordanfeste darf in den Bächen und Flüssen keine Wäsche gewaschen werden, weil das Wasser geweiht ist.

Christi Darstellung (stritenje [2. Februar a. St., 14. Februar n. St.]). An diesem Tage, sagt der Volksglaube, ist die Gottesmutter in die Kirche gegangen, um das

<sup>1</sup> Dies bedeutet: „Jordan-Wasser, Kόριε ελεισον!“

Reinigungsgebet zu hören und findet nach der Meinung der Landleute die Begegnung zwischen Winter und Sommer statt. Auch werden an diesem Festtage die Jordanslichter (trijcy), welche bis dahin in der Kirche deponirt waren, nach Hause abgeholt, um sie hier während eines Gewitters als Schutz gegen dasselbe anzuzünden. Mit dem an diesem Tage getrockneten Rinderkoth werden diejenigen, die an den Ohren erkrankt sind, geräuchert.

Mariä Verkündigung (błahowiszczenje [25. März a. St., 6. April n. St.]). An diesem Feste wird das Stroh, mit welchem zu Weihnachten die Krippe nachgeahmt wurde und mit dem nachher die Obstbäume zum Schutze gegen die Kälte oder die Raupen umwunden wurden, verbrannt und die Überreste werden in fließendes Wasser geworfen. Eine Bauernregel sagt: „Wie das Wetter an diesem Tage ist, ebenso wird es auch am Ostersonntage sein.“ Wer an diesem Festtage die Gluckhenne zum Brüten ansetzt, dem werden Küchlein mit zwei Köpfen ausgebrütet werden.

Weisse Woche (bilej tyzden oder masnyca) und Osterfasten (howinje oder welykej pist). Die letzte Woche vor Beginn des Osterfastens heißt „weisse Woche“ (bilej tyzden); während derselben wird kein Fleisch mehr, wohl aber noch Milch und Käse genossen, weshalb auch der Name „fette Woche“ (masnyca). In dieser und in der auf dieselbe folgenden Woche des großen Fastens darf weder gesponnen noch gewoben werden, sonst bilden sich in der Milch und im Käse Würmer. In der ersten Fastenwoche aber darf nicht gesponnen werden, „weil der heilige Theodor im Winkel steht“. Deshalb werden in dieser Woche alle Winkel rein gepußt und gefegt.

Die Charwoche (welykej oder strastnyj tyzden). Am Mittwoch der Charwoche, im Volksmunde auch „der schwarze Mittwoch“ genannt, darf Niemand in ein neues Haus einziehen, weil dies ein Unglückstag ist. Am Gründonnerstage (zywnej czetwerj) baden die Landleute in Bächen, um vor Hautkrankheiten geschützt zu sein. Dieser Donnerstag heißt deshalb „zywnej“, weil, als Christus starb, der Sperling „zyw! zyw!“ gerufen haben soll. Am Charsamstage werden die Schalen der Eier, welche zur Bereitung des Osterbrottes verwendet werden, in die Bäche und Flüsse geworfen, um in ein fernes Land zu fließen, wo die Rachmanen (Wesen, die halb Mensch, halb Fisch sind) wohnen. Bis die Eierschalen dahin gelangt sind, werden sie wieder zu Eiern und in ein solches Ei theilen sich zwölf Rachmanen. Dies soll alljährlich am Mittwoch der vierten Woche nach Ostern geschehen, weshalb dieser Tag im Volke „rachmanskej Welykden“ genannt wird. Am Charsamstage oder Gründonnerstage wird auch der „Did“ (Alte), das ist ein Haufen Stroh verbrannt, um die Ohnmacht des Winters und den Einzug des Frühlings zu feiern.

Das Osterfest (Welyk den). An diesem größten aller Feste, werden früh morgens bei der Kirche die Osterbrote (paski), Würste, Käse, Fleisch, Speck, Kren, Knoblauch, sowie geschälte Eier und farbige Ostereier (pesanki) geweiht. Nach dem Gottesdienste eilt alles

aus der Kirche nach Hause, um vom „Geweiheten“ (dorá, śwjaczene) zu kosten. Sie kosten vorerst vom geweihten Ei, weil dies gegen Magenkrämpfe schütze; vom Kren, um so gesund wie dieser, vom Speck, um fett und vom Käse, um gegen Fieber gefeit zu sein. Hierauf ertönt vom Kirchturme Glockengeläute, welches durch drei Tage andauert und Groß und Klein eilt zur Dorfkirche, um daselbst an den Osterspielen theilzunehmen. Statt der gewöhnlichen Begrüßung reden die Landleute einander mit „Christos woskres, — woistynno woskres“ (Christ ist erstanden, — wahrlich, er ist erstanden) an. Auch wird bei der Kirche von den Mädchen so manches Liedchen angestimmt. Am Ostermontage läßt sich das ruthenische Mädchen von ihrem Burschen und seinen Freunden mit Wasser begießen, um frisch und gesund zu bleiben; dafür werden die Burschen mit Ostereiern beschenkt, welche oft sehr schöne Musterzeichnungen aufweisen. Am Osterdientage hingegen steht den Dorfschönen das ausschließliche Recht zu, die Burschen zu begießen. Will Jemand Glück im Fischfange haben, so lehrt ihn der Volksmund, am Ostersonntage, wenn der Priester zum ersten Male: „Christos woskres“ ausruft, statt: „woistenno woskres“, zu entgegnen: „ja lowju rybu“ (ich fange Fische). Diejenige Maid, welche am Ostersonntage zuerst die Glocken läutet, heiratet bald. Am Ostersonntage darf Niemand Salz in die Hand nehmen, am allerwenigsten ein Mädchen, weil es sonst Schweißhände bekäme.

St. Georgstag (den św. Jurija [23. April a. St., 5. Mai n. St.]). Der heilige Georg gilt als Beschützer des Viehes und der Felder vor den Nachstellungen der Hexen und der Wölfe. Am Vorabende dieses Festes gräbt der Ruthene Rasenstücke (kecki) von quadratischer oder runder Form aus und setzt dieselben auf's Thor, um den Hexen den Eintritt ins Gehöft zu verwehren. Auf die Thüren der Kuhställe werden Kreuzzeichen mit Theer gemalt und die Eingänge zu den Stallungen überdies mit verkehrten Eggen verbarricadirt, damit den Kühen durch die Hexen die Milch nicht benommen werde. Vor Sonnenaufgang wird am St. Georgstage selbst die ganze Viehherde auf die Weide getrieben, damit selbe mit dem Graze den Frühthau verkoste, was die Thiere fett erhalten soll.

St. Marcustag (den św. Marka). Dieser Tag wird vom Volke, wiewohl er Arbeitstag sein soll, als „Ochsenfeiertag“ (wołowe śwjato) stets gefeiert. Der Ruthene verwendet an diesem Tage seine Ochsen zu keiner Arbeit, da dies Schaden bringen könnte.

Pfingsten (śwjata nedilja, zeleńi śwjata). Am Samstag vor Pfingsten werden die Bauerngehöfte mit grünem Laube und die Fensterscheiben mit Liebstöckelblättern geschmückt, weshalb auch der Name „grüne Feiertage“. An diesem Tage werden auch die Friedhöfe in feierlichem Aufzuge besucht und auf den Gräbern über den mitgebrachten Liebesgaben (wie Kuchen, Milch, Salz zc.) Gebete für die Todten (prówody) verrichtet. Am Pfingstmontag, oder, wenn es regnerisch ist, am nächstfolgenden Sonntage werden die Felder in Procession begangen und die Saaten und Brunnen geweiht (pole śwjatyty).

Bis zum Pfingstsonntage darf man nicht baden, da der Damwiderhandelnde leicht von den „Niauki“ (Wassernymphen) unter das Wasser gezogen werden könnte. Letztere haben auch die Macht, die Wolken „zu sperren“ und den Regen nicht zur Erde zu lassen.

St. Prokopiustag (św. Prokopija [8. Juli a. St., 20. Juli n. St.]) wird bei der Landbevölkerung als „Feuerfesttag“ (wohnowe śwjato) gefeiert und darf daher an diesem Tage im Hause kein Feuer brennen; auch gearbeitet wird nicht, wiewohl die Kirche die Arbeit nicht verbietet. — St. Elias (św. Ili [20. Juli a. St., 1. August n. St.]) wird ebenso, wie „Hawriila“ (Gabriel 13./25. Juli) und „Foki“ (Phokas 12./24. August) als „Donnerfeiertag“ (hromowe śwjato) gefeiert. Nach diesem Feiertage (Elias) gibt es keine Gewitter mehr mit Blitz und Donner. Bezeichnend ist für diesen Festtag die Legende, welche über den heiligen Elias im Volke umgeht. Als Gott die Welt erschuf, ließ er auch Blitz und Donner werden und übergab beide dem Teufel, welcher damit Mißbrauch trieb. Da ließ Gott alle Gewässer 24 Klafter tief einfrieren und unter dieser so dicken Eisdecke schlief der Teufel. Darauf beorderte aber Gott den heiligen Elias, dem schlafenden Teufel Blitz und Donner zu stehlen, was ihm auch nach hartem Kampfe gelang. Seitdem fährt Elias auf seinem Wagen und führt Ruchen mit sich, wenn es donnert. Bis St. Elias fliegen auch die Bienenschwärme aus — sagt das Volk — nachher geschieht dies nicht mehr. — Fest Maria Schirm (Pokrowa) 1./13. October. An diesem Tage sagen die Mädchen, welche bald heiraten wollen, folgenden Spruch her:

„Heilige Maria mein,  
Bedecke mir das Köpflein

Mit einem Fegen gut oder schlecht,  
Daß ich mich als Mädchen nicht plagen möcht!“

St. Demetrius (Dmytria [26. October a. St., 7. November n. St.]). Diesen Heiligen, wie noch mehr den heiligen Nikolaus (Nykolaja, 6./18. December) rufen alle Schwerkranken an und erhoffen von ihnen Genesung. Bis zu diesem Tage werden die Felder jährlich verpachtet. — St. Andreastag (św. Andreja [29. November a. St., 11. December n. St.]). Die Gebräuche, welche am Vorabende dieses Festes üblich sind haben wir schon beschrieben. Wir fügen nur noch hinzu, daß dies Fest auch Mädchenfeiertag (diwocze śwjato) genannt wird.

Teufel und Gespenster (czorty i duchi). Den Teufel stellt sich das Volk in menschlicher Gestalt vor; doch ist derselbe schwarz, hat am Kopfe Hörner, besitzt einen Schweif und hinkt am linken Fuße, welcher dem einer Ziege gleicht. Die Namen des Teufels sind: „ditko“ (Alterchen), „czort“ (der Schwarze), „neczystej“ (der Unreine), „sezaz-bý“ oder „sezaznyk“ (möge er verschwinden, der Verschwindende), „duch śwjatyj pry nas“ (Gottseibeins). Seine Begleiter in der Hölle sind Gespenster, Zauberer, Hexen und unredliche Ärzte. Die Hölle befindet sich in der Mitte der Erde, wo der Teufel das ewige Feuer von Schwefel und Pech schürt, in welchem die Sünder ohne Erbarmen

gemartert werden. Den Eingang zur Hölle kennt Niemand, doch soll er in furchtbaren Tiefen liegen. Erscheint ein Irrlicht auf einem sumpfigen oder Moorgrunde, so ist dies ein Werk des Teufels, welcher die Menschen ins Verderben locken will. Hier, in alten Mühlen und in Ackerfurchen wohnt er und zeigt sich den Menschen in verschiedenen Spuckgestalten: bald als schwarzes Kalb, bald als schwarzer Hund oder Kaze und dies Ändern der Gestalt nennt das Volk: „perekedatysja“. Wenn es donnert, so fürchtet der Bauer auf der Feldmark zu sitzen, weil der Teufel sich dort herumtreibt und Niemand anderen neben sich dulden will. Auch den Hagel erzeugt der Böse, indem er ein weißes Pferd reitet, und wenn es im Walde stark braust oder der Wind gewaltig heult, dann treibt sich der „Schwarze“ in der Luft umher. Dauert der starke Wind zwei bis drei Tage lang an, so hat sich Jemand erhängt und der Teufel führt seine Seele in die Hölle.

Leidet Jemand an Mpidrücken, so sitzt ihm der Teufel auf der Brust und benimmt ihm den Athem. Läßt sich ein Mensch abwägen, so wägt sich der Teufel unsichtbar mit. Juden und Geizhalse halten den Teufel als „Hausgeist“ im Schornstein versteckt, wofür er ihnen Reichthum bringt. Wenn Jemand einen Gegenstand verliert, so bindet er um den Tischfuß einen Bindfaden und sagt, um das Verlorene wieder zu finden: „Teufel, Teufel, spiele Dich nicht, gib mir das Verlorene zurück.“ Wer die Feder in sein eigenes Blut vom kleinen Finger (mizennej palec) taucht und hiemit um Mitternacht seine Seele dem Teufel verschreibt, der hat von diesem zeitlebens Reichthum und Befriedigung aller Wünsche zu gewärtigen; nach dem Tode aber verfällt die verschriebene Seele dem Teufel.

Außer dem Teufel glaubt das ruthenische Volk auch an „Bampyre“ (opyr). Die Bampyre sind stets männlichen Geschlechts und zu solchen werden nach dem Tode gewöhnlich Beprecher, Hagelbeschwörer, Selbstmörder, Hingerichtete und auch betrogene Liebhaber. Ein Bampyr (opyr), welcher bei Lebzeiten einen Schweiß hat, ist nach dem Tode durch seine auffallend rothe Gesichtsfarbe erkennbar. Wird er beerdigt, so findet er im Grabe keine Ruhe, sondern zieht von Mitternacht an auf der Erde umher, saugt Kindern und jungen Mädchen das Blut aus und erdrosselt sie bisweilen. Kräht aber der Hahn zum ersten Male nach Mitternacht, so muß der Bampyr wieder in sein Grab zurückkehren, das gewöhnlich an dem eingefallenen Grabhügel und an einem Loch in demselben zu erkennen ist. Ja selbst Hagel und Unwetter verursachen die Bampyre; will man sich davon überzeugen, so öffne man ein solches Grab und man wird um den Mund des Bampyrs Hagelschlossen und Schnee liegen finden. Deshalb soll man den Bampyr mit dem Gesichte nach abwärts in den Sarg legen und ihm einen Pfahl durchs Herz treiben, worauf er das Grab nicht mehr verlassen wird.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> So geschah es vor etwa 20 Jahren im Dorfe Luzan, daß einige Bauern einen Selbstmörder, welcher auch nach dem Tode roth im Gesichte war, bei Nacht ausgruben und in den nahen Pruthfluß warfen, um vor dem Gewitter verschont zu bleiben.

Zauberei (czariwnyctwo). Die gefürchtetsten Zauberinnen im ruthenischen Volke sind die Hexen (widmy), welche bei Ausübung ihrer Zauberwerke und bei ihren geselligen Zusammenkünften mit aufgelöstem Haare umhergehen und in der Rechten eine Schaufel (hopata) oder einen Besen (mitka), in der Linken aber einen Milchkübel (dijnycza) tragen, welcher mit der fremden Kühen abgenommenen Milch gefüllt ist. Am Mitternacht vor dem St. Georgstage kommen die Hexen je zwölf und zwölf auf den Grenzhügeln (mohyly) der Dörfer zusammen, tanzen dort und spielen mit Feuer (St. Elmsfeuer). Will man daher die Kühe vor dem Zauber dieser bösen Weiber schützen, so streut man am Vorabende des St. Georgstages um die Kuh Mohn oder Mehl und spricht dazu: „Erst wenn Du diesen Mohn (Mehl) aufgeklaut haben wirst, sollst Du meiner Kuh N. N. die Milch nehmen.“ Ist trotzdem eine Kuh verzaubert worden und zwar in der Art, daß ihr das Euter blutrünstig, oder daß sie milcharm wird, so nimmt die Bauernfrau einen Strick und schleift denselben am Morgen des St. Georgstages im Thau umher. Der Strick wird sodann zerstückelt und mit Salz gemischt der Kuh auf das Futter gestreut. Der Zauber schwindet, sobald die Kuh davon gefressen hat.

Zauberinnen (czariwnycki) im engeren Sinne des Wortes sind junge Frauen oder Mädchen, welche junge Burschen mit ihren Glutangen, mit Kräutern und geheimen Liebestränken an sich fesseln und ihre Opfer in Verzweiflung und Tod treiben. Hieran erinnert das bekannte Spinnstubenlied: „Gehe nicht, Hryciu, in Spinnstubenzusammenkünfte u.“

Besprecher und Besprecherinnen (prymiwnek, prymiwnyca) werden solche Männer und Weiber genannt, welche Menschen und Thiere durch geheimnißvolle Mittel von Krankheiten und Übeln befreien. Die Besprechungsformeln gegen die Krankheiten zu erfahren ist sehr schwer; doch ist es mir gelungen, einige derselben kennen zu lernen. Hier zwei Beispiele:

Durch neun Tage murmelt die Besprecherin gegen Magenkrämpfe Folgendes:

„Festgezogen haben sich die Krämpfe  
Zur Zeit des Neumonds  
So schmerzend, so stechend,  
Das Blut aussaugend,  
Früh und Abends,  
Mittags und um Mitternacht.  
Ich fordere Euch zurück,  
Ich rufe Euch hinweg  
Sieben und Siebzimal.  
Hier möget Ihr nicht weilen,  
Um den Leib zu schwächen,

Um das Blut zu trinken;  
Aber hinweg in die finsternen Berge,  
In die Tiefe des Meeres,  
In den gelben Flugsand,  
In den Roth und Moorgrund!  
Doch diesen gereinigten,  
Getauften Knecht Gottes N. N.  
Möget Ihr lassen  
Gesund,  
Wohlauf!“

Gegen das Anschwellen des Ruhueters wird Folgendes neunmal gesprochen:

„Geschwulst, Du Hundspfole,  
Wurdest groß wie ein Apfel,  
Vom Apfel (kleiner), als eine Ruß,  
Von der Ruß, wie Bohne,  
Von der Bohne, wie Erbse,  
Von der Erbse, wie Mohnkorn,

Vom Mohnkorn (schwandst du), wie nichts  
So soll auch diese Geschwulst schwinden,  
Wie schwindet  
Der Schaum auf dem Wasser,  
Der Thau auf dem Grase,  
Das Wachs auf dem Feuer.“

Wahrjägerinnen (worożké) sind alte, erfahrene Weiber, welche sich mit der Bereitung von Liebestränken beschäftigen und dieselben für Geld oder Geldeswerth verkaufen; mit Zaubersprüchen Liebespaare an einander fesseln (so das Rufen des Liebsten durch den Schornstein); unfruchtbaren Frauen Hilfe leisten; Diebstähle aufdecken, Träume deuten und die Zukunft aus Karten, Kukuruzkörnern oder Bohnen voraussagen. Zwei solcher Wahrjägerinnen lebten und erfreuten sich eines großen Rufes: die eine im Dorfe Borouž (Bezirk Kozman), die andere in Czartoria (Bezirk Storożynež). Das Wahrsagen mit den Bohnen geschieht folgendermaßen: Die Wahrjägerin nimmt 41 Körner oder Bohnen und murmelt hiebei: „Bierzig Bohnen und eine, sagt die Wahrheit, wie eine“, indem sie die Bohnen gleichzeitig in drei beliebige Häufchen theilt. Von jedem der drei Häufchen nun werden so lange je vier Körner weggenommen, bis an Stelle jedes der drei Häufchen nur noch vier, drei, zwei oder ein Korn liegen. Dies setzt man noch zweimal fort, bis man ganz andere drei Reihen erhält. Aus der Stellung der Körner in den drei erhaltenen Reihen und aus der Anzahl dieser Körner wird dann die Zukunft vorhergesagt.

Will Jemand einem verhassten Menschen etwas Schlechtes anthun, so legt er in einen alten Topf Haare, ein Stückchen vom Besen und gewisse Kräuter und stellt sodann diesen Topf sammt dem Inhalte an einem Wege auf, welchen sein Feind oft passirt. Schrittet dieser darüber hinweg, so wird er wahnsinnig oder wenigstens dahinsiechen. Diese Art der Verzauberung heißt: „Jemand unterschütten“ (kohoś pidsypaty). Diebe verschaffen sich ein menschliches Schienbein, entfernen daraus das Mark und gießen durch das Loch des Schienbeines ein Licht. Dieses Licht soll nun, wenn man mit demselben dreimal um ein Haus geht, die Eigenschaft haben, alle Bewohner desselben in einen todähnlichen Schlaf zu versenken, so daß die Diebe dann alles stehlen können, ohne Gefahr zu laufen, ertappt zu werden.

Traumdeutung und Vorzeichen. Der Ruthene legt den Träumen eine große Bedeutung bei; doch dieselben zu deuten ist schwer, dies ist schon Sache besonderer alter Leute im Dorfe, welche sich hiezu berufen fühlen. Nach ihrer Meinung kommen gute Träume von Gott, die bösen Träume vom Teufel.

Es gibt aber auch Vorzeichen (dobri oder zli znaké), aus denen man das Künftige erfahren kann. Die Zahl dieser Vorzeichen, auf welche besonders alte Leute sehr achten, ist eine bedeutende.

Hier einige Beispiele: Wenn eine Fliege in die Milch fällt, so hat man ein Geschenk zu erwarten. Begegnet man Jemandem, der leere Kannen trägt, so gilt dies als schlechtes Vorzeichen; volle Kannen bedeuten Glück. Wer einem Juden begegnet, dem wird es auf seinem Gange gut ergehen; wer hingegen einem Priester begegnet, dem wird es schlecht ergehen, und um dies abzuwenden, müsse man dem Priester insgeheim einen Stein oder Stroh nachwerfen. Am Montage darf kein Geld gewechselt werden, weil man sonst die ganze Woche hindurch nur Ausgaben machen müßte. Wer am Freitag lacht, muß am Sonntag weinen und umgekehrt. Wenn Jemandem der Frost durch Mark und Bein geht (moroz tilom ide), so steht ein Unglück oder Krankheit bevor. Läuft einem Reisenden ein Hase quer über den Weg, so darf er keinen Erfolg erhoffen u. s. w.

Heilkunst (liké, znachárstwo). Wiewohl der Bukowiner Ruthene sich stets einer rüstigen Gesundheit erfreut, so wird derselbe doch auch von Krankheiten nicht verschont. Dagegen wenden nun arzneikundige Männer und Weiber im Dorfe Mittel an, deren Mehrzahl wohl mehr durch den starken Glauben, den der Kranke auf dieselben setzt, als durch eigenthümliche Heilkraft wirkt. Gewisse Kräuter, Wurzeln oder Blüten bei Regenwetter, im Frühjahr nach der Schneeschmelze, bei Neumond oder in der Nacht vor gewissen Feiertagen eingesammelt, bilden, verbunden mit gewissen Formeln und Bräuchen, Volksarzneimittel, denen der Landbewohner eine untrügliche Kraft zuschreibt. Doch ist es schwer, diese Sprüche und Formeln von den Heilkundigen zu erfahren, denn sie werden in den einzelnen Familien stets mit größter Sorgfalt geheimegehalten und vom Vater auf den Sohn vererbt. Nach dem Volksglauben besitzt der Letztgeborene (mizynok) eines Ehepaares ganz besondere Fähigkeiten, ein Heilkundiger zu werden. Doch können nicht nur Männer, sondern auch Weiber heilkundig sein, welche dann stets ein Mittelchen gegen die Krankheiten von Menschen und Thieren vorrätzig haben und sich in ihrer Gegend eines ganz besonderen Ansehens erfreuen. Im Folgenden wollen wir nun aus der großen Menge der Volksarzneien wenigstens die gebräuchlichsten aufzählen:

Gegen das Erschrecken (wid strachú) wird durch drei Tage vor Sonnenaufgang nachfolgender Spruch über dem Kranken, welcher ein Messer im Munde hält, recitirt:

„Ich ging durch den Hain,  
 Traf da eine wilde Kuh.  
 Da fing ich an um Hilfe zu rufen,  
 Da fing ich an zu schreien,  
 Zur heiligen Jungfrau zu flehen:

Allerheiligste Jungfrau  
 Erhöre mein Flehen.  
 Beginn zu erfragen  
 „„Womit ist dir zu helfen?““  
 Im Namen des Vaters und Sohnes

Möge dieser Schrecken  
Sich heben von dir hinweg  
In die Berge,  
In den zerklüfteten Felsen,  
In den zerrinnenden Schnee.  
Nicht möge er dich martern;  
Mit dem Wasser möge er zerfließen,  
Steine drehen möge er gehen,

Aufhören, dich zu martern,  
Dein Blut zu trinken,  
Deine Knochen zu schwächen,  
Fliehen soll er, wie das Blatt auf dem Wasser  
Von dir, du Getaufte,  
Gereinigte,  
Der heiligen Gottesgebälerin  
Ergebene N. N."

Den Augenstaar (hilmó) heilt man durch das Besuchen des kranken Auges mit der Milch einer Frau, welche das erste Kind säugt. Noch häufiger werden in das kranke Auge pulverisirter Zucker oder Gewürznelken hineingeblasen und hiezu wird folgender Spruch dreimal täglich gemurmelt:

„Ging da vom weißen Berge herunter 'ne Maid  
Mit weißen Händen, mit weißen Füßen,  
Mit weißer Schulter.  
Zu ihr gesellte sich die Gottesmutter:  
Geh', weiße Maid, zum gereinigten, getauften  
Diener Gottes N. N.  
Und thue ihm den Staar

Mit dem Spaten ausgraben,  
Mit dem Rechen wegreinigen,  
Mit der Schaufel wegwerfen,  
Mit dem Besen wegfegen.  
Lasse das Auge rein sein,  
Wie eitel Gold, wie Sonne so klar.“

Gegen das Fieber (frebro, triasawyca, teta) räuchert man den Kranken mit einer Fledermaus oder einem Igel ein. Auch räth man ihm an, Wasser auf den umgekehrten Boden einer Kanne zu gießen und dasselbe auf der Zimmerschwelle auszutrinken.

Gegen Abscesse (ezeraké): Man kerbt in ein Stück Holz so viele Einschnitte ein, als der Kranke Abscesse hat und wirft es auf die Straße. Wer dies Holz findet, auf den gehen dann alle Geschwüre über, während der Kranke dieselben verliert.

Gegen Fraisen (frass oder skusa): Man entwende aus der Kirche einen Rehrbesen, schlage damit dem Kranken dreimal über das Gesicht und spreche: „Jakej hist, takej kolacz“ (wie der Gast, so der Kolatsch [Bewirthung]).

Wer an der Krätze (korósta) leidet, muß sich vor Sonnenaufgang entkleiden und ein bethautes Hanffeld durchlaufen, worauf er gesund wird. Warzen (borodawki) werden mit Hilfe des Saftes, welchen die Kröten ausscheiden, beseitigt. Magendrücken (bil zolotnyká) wird durch das sogenannte „Toppumkehren“ (hornje perewertaty) geheilt. Auf den Nabel des Kranken wird nämlich ein Töpfchen umgekehrt, worunter ein Bergballen brennt. Ein Säufer (pijak) wird geheilt, indem man ihm Branntwein zu trinken gibt, in welchem vorher Kürbisblüten geweicht wurden.

Himmelskörper und Naturerscheinungen. Sieht der Landmann sich an schönen Abenden den bestirnten Himmel an, so ist er der Meinung, daß jeder Stern ein

Menschenleben darstellt. Die hellfunkelnden Sterne sind die Seelen der Gerechten, die trübleuchtenden die Seelen der Sünder. Fällt eine Sternschnuppe (padúca zwizdá), so ist nach seiner Meinung irgendwo ein Leben verloschen, ein Mensch gestorben. Von den Sternbildern sind ihm bloß bekannt: der große Bär (kuraszka), der Krebs (rak) und der Steinbock (czepeha). Erglänzt die Milchstraße (doróha) am Firmamente, so ist gutes Wetter zu erwarten. Von großer Bedeutung ist für den Ruthenen das Erscheinen eines Kometen (wichá); leuchtet derselbe roth, so wird es Krieg geben, wenn jedoch weiß, so ist Hungerstoth oder Seuche zu gewärtigen. Sonnen- und Mondesfinsternisse (zatminje sonca, misiaća) sollen deshalb stattfinden, weil die Weiber am Sonnabend oder am Sonntage Morgens die Knüpfäden (zászczinki), welche die Falten am Hemdfalten zusammenhalten, annähen, was eine Sünde sei. Neumond (nowej misiać) ist die geeignetste Zeit, um gewisse Heil- und Zauberkräuter einzusammeln.

Blitz (blyskáwycy) und Donner (hrim) sind zugleich mit den anderen Körpern von Gott erschaffen und dem Teufel übergeben worden; doch nahm ihm diese, wie schon erwähnt, der heilige Elias ab. Schlägt irgendwo der Blitz ein und zündet er, so kann dieses Feuer nur mit Ziegenmilch gelöscht werden. Einen vom „Donner Erschlagenen“ halten einige für einen Gerechten, andere hingegen betrachten seinen jähen Tod als eine Strafe Gottes. Daher der Fluch: „Hrim-by tebé tris“ = der Donner soll Dich treffen.

Ein Werk des Teufels ist ferner der Hagel (hrad, túcza). Doch es gibt Männer, welche ihn besprechen und dahin lenken, wo er keinen Schaden anrichten kann. Ein solcher Hagelbeschwörer heißt „hradowej“ (Hagelmann) und führt seine Beschwörung folgendermaßen aus: Sobald die graugelbe Hagelwolke naht und in der Luft ihr Säusen vernehmbar wird, entkleidet sich der Beschwörer entweder ganz oder behält nur das Hemd an; mit der einen Hand ergreift er sodann einen alten Hut, mit der anderen eine Sense und segnet damit die herannahende Wolke viermal mit den Worten: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen (viermal); Seminte, Binte, Hegi,<sup>1</sup> Elias, Du Schlager! Trage diese Wolken hinweg auf die Wälder, auf die Felsen, dorthin, wo weder Ackerfeld, noch Obstbäume zu finden sind; und solltest Du dies nicht thun, so wirst vor Gott Du der Schuldige sein.“ Hierauf kommen noch kurze Gebete. Um ein Saatfeld vor Hagelschlag zu beschützen, gräbt man wohl auch an den vier Seiten desselben geweihtes Osterbrot (ártos) ein. Auch werden bei herannahendem Gewitter die Kirchenglocken geläutet, sowie eine Schaufel und ein Besen kreuzweise vor die Hausthür geworfen. Nach dem Regen erscheint dann gewöhnlich der Regenbogen (duhá, wesélka), welcher nach der Meinung des Volkes den Regen aus den Wolken auffaugt, worauf schönes Wetter eintreten muß.

<sup>1</sup> Mir unverständliche Zauberworte.

Der Ruthene hat schließlich auch eine Anzahl Wetterregeln, von denen hier einige folgen mögen: Große Schneeverwehungen deuten auf ein gutes, fruchtbares Jahr. — Wird ein Schwein geschlachtet und ist die Milz desselben lang, so wird der Winter lang andauern; ist sie hingegen kurz, so naht bald der Frühling. — Fliegen die Raben in Schwärmen unruhig umher, so bedeutet dies je nach der Jahreszeit Schnee oder Regen. — Tragen die Schweine Stroh in das Lager, steht Regen bevor. — Viele Maikäfer deuten auf eine zu gewärtigende gute Kukuruzernte. — Fliegende Herbstfäden (babske lito genannt) künden einen lang andauernden Herbst an.

Der Tod und die Leichenfeier. Wenn die Gule (sowá) ihr umheimliches Geschrei auf einem Hause ertönen läßt, oder wenn der Kufuf (zazulia) in der Nähe des Gehöftes neun- oder elfmal kurz hinter einander ruft, so ahnt der Ruthene, daß in seinem Hause oder wenigstens in der Nachbarschaft Jemand sterben muß. Hat der Tod an die Thüre des Landmannes geklopfelt und ist ein Mitglied des Hauses verblieben, so wird der Todte zunächst gewaschen, mit den Kleidern, wie er sie im Leben trug, angethan und sodann auf der breiten Sitzbank, welche an der Südwand des Hauses angebracht ist — die Kinder auch wohl auf dem Tische — aufgebahrt. Den Kopf bedeckt man dem todten Manne und Jünglinge mit seiner Pelzmütze, dem Weibe wird er mit dem weißen Handtuch umwickelt; das erwachsene Mädchen wird mit einem runden Kopfsputz, welcher in der Pruthgegend „karabuli“ heißt, und mit Bändern und Blumen geschmückt, dem kleinen Kinde ein Kranz von Immergrün um die Schläfen gelegt. Hierauf wird der Leichnam mit einem weißen Leinen (rantuch)<sup>1</sup> bis zum Halse hinauf bedeckt; die Hände liegen kreuzweise ineinander geschlungen und halten die Kerze, bei welcher der Verstorbene ausgerungen hat. Doch trennt sich die Seele (duszá) nach der Meinung des Volkes sehr ungern vom Körper. Sie hält sich bis zur Beerdigung des Körpers in der Nähe desselben auf und kehrt auch noch nach der Beerdigung in die Stube des Verbliebenen ein. Deshalb wird sehr oft am Fußende im Sarge ein viereckiges Loch, „das Fensterchen“ (wikonce) genannt, ausgefägt, um den Verkehr der Seele mit dem Körper nach dem Tode nicht zu behindern. Zu Häupten des Aufgebahrten steht ein Leuchter, an den die Besucher ihre Wachskerzen befestigen, welche Tag und Nacht für das Seelenheil des Todten brennen. Dieser liegt auf weiß überzogenen Pölstern, neben den Pölstern werden alle seine übriggebliebenen Kleidungsstücke ausgebreitet und sodann über den Sarg hinweg vor dem Hause an Verwandte oder Dorfarme vertheilt.<sup>2</sup>

So lange die Leiche im Hause liegt, gehen die männlichen Mitglieder desselben ohne Kopfbedeckung, die Mädchen mit aufgelöstem Kopfhaar umher. Am Abend versammelt

<sup>1</sup> Verderbt aus dem deutschen „Randtuch“.

<sup>2</sup> Dies geschieht besonders im Kozmaner Bezirke, sobald die Leiche vor das Haus hinausgetragen wurde.

sich, wie schon erwähnt, die erwachsene Dorfjugend, um Todtenwache (Iubok oder prewetje)<sup>1</sup> zu halten und gesellige Spiele, selbstverständlich ohne Gesang, aufzuführen.

Wird der Sarg gehoben, um aus der Stube zunächst in die Kirche und dann auf den Friedhof getragen zu werden, so senkt man denselben dreimal über jeder Schwelle des Hauses, als wenn der Todte Abschied nehmen wollte; die Angehörigen aber bleiben in der Stube zurück, schließen schnell Thür und Fenster zu, daß nicht der Todte Jemanden nach sich rufe und kommen erst nach einer Weile heraus, um an der Beerdigung theilzunehmen. Die Hinterbliebenen sowohl, als auch bestellte Klageweiber stimmen nun unterwegs Klagelieder an. „Ei, wie konntest Du uns, lieb' Mütterchen, so lassen? Wer wird uns jetzt Essen verabreichen? Wer wird uns jetzt pflegen und kämmen? — O! meine theuere Mutter, wie wirst Du hier so vereinsamt liegen“, — so beklagen die Töchter den Tod ihrer Mutter. „Ei, Söhnchen, mein Söhnchen, Welch' kleine Hütte hast Du Dir erbaut; wer wird Dich von nun an herzen und kosen, wie wird es Dir so kalt in der Erde sein; wer wird Dich nähren und kämmen“, — so jammert die Mutter um ihr verstorbenes Kind. Dem Erwachsenen wurde in früheren Zeiten ein Kuchen, seltener eine gebratene Henne oder eine Flasche Branntwein in den Sarg mitgegeben; doch hat dieser Brauch schon überall aufgehört. Stets aber erhält der Todte einen oder zwei Kreuzer, die ihm auf die Brust gelegt oder dem Sarge nachgeworfen werden (ähnlich dem Obolos im Alterthum).

Ein großer Laib Brot, in welchen fünf bis neun Stäbchen mit daran befestigten Lebkuchen, Zwetschken und Äpfeln gesteckt werden, genannt „parastas“ oder „derewcé“, wird dem Sarge vorangetragen und deutet auf einen alten Opferbrauch hin.<sup>2</sup> Auch pflegt man eine lebende, schwarz befiederte Henne über das Grab hin dem Todtengräber als Entlohnung für seine traurige Dienstleistung zu reichen und dem Todten ins Grab Geld oder Erdklumpen nachzuwerfen.

Die Trauerandacht, gleichfalls „parastas“ (Todtenmesse, Requiem) genannt, für das Seelenheil des Todten, verbunden mit einem Todtenmahl, wird in der Regel in sieben, neun, vierzehn, vierzig Tagen oder in einem Jahre nach beendeter Seelenmesse im Trauerhause selbst abgehalten, worauf gekochter Weizen (kolowo) und andere Speisen genossen und unter die Gäste kleine Kuchen mit Wachslöchtern, sowie Töpfchen, die mit Wasser gefüllt sind, vertheilt werden. Bei der Übergabe der Kuchen und Töpfchen wird stets der Name des Verstorbenen genannt, für dessen Seelenheil (za duszu N.) die Gabe gespendet wird. Auch für sein eigenes Seelenheil pflegt der Hausvater ein Töpfchen mit den Worten zu spenden: „Im Vorhinein für meine Seele“ (na wpered moji duszi). Hernach werden

<sup>1</sup> Iubok = Liebesdienst; „prewetje“ = vom rumänischen priveghierea = Wachen, Bewachen.

<sup>2</sup> παρastas das Danebenstehende, weil dieses so aufgepußte Brot sowohl im Trauerhause, als auch in der Kirche neben dem Leichnam aufgestellt wird. Wird das Schlußgebet für den Todten verrichtet, so wird der „parastas“ dreimal gehoben und gefenkt.

die Lieblings Speisen des Verstorbenen unter die Theilnehmer des Todtenmahles vertheilt. Trinkt der Landmann bei dieser Gelegenheit, so läßt er einige Tropfen zur Erde fallen, das ist er opfert sie den Todten (libatio).

Am Samstag vor Pfingsten (subota pomerszych, prowidná) werden hierlands die Grabkreuze mit Kränzen geschmückt und auf den Grabhügeln Kerzen angezündet, worauf der Priester über jedem Grabe Gebete für die Todten verrichtet.

Die Trauer nach einem theueren Verbliebenen dauert in der Regel ein Jahr, mindestens jedoch sechs Wochen im Rokmaner Bezirke. Will aber ein Mädchen nach Ablauf dieser sechs Wochen tanzen, so „kauft es sich von der Trauer los“ (wukupjujesja), indem es auf den Tanzboden einiges Kleingeld wirft.

Das Weltende (konec swita) schließlich stellt sich der Bukowiner Ruthene folgendermaßen vor: Zunächst werden viele blutige Kriege (wojny), Hungersnoth (hólod) und Heuschreckenschwärme (sarancza) die Erde heimsuchen, Vögel mit eisernen Schnäbeln werden erscheinen und allen Lebenden die Augen aushacken; ein riesiger Auerochs (bujwol) wird alles Wasser der Flüsse und Teiche austrinken und die Wiesen und Felder abweiden. Darnach wird die Erde sieben Klafter tief brennen und ein Sturm auf der ganzen Erde tosen, der drei Erdhügel in die Josaphatebene zusammenwehen wird. Dann erst wird Christus erscheinen, um auf jenen Hügeln das große Weltgericht zu halten. Während aber das Urtheil über die Ungerechten gesprochen werden wird, wird die heilige Gottesmutter in tiefen Schlaf versenkt liegen, damit durch ihre warmen Fürbitten der Lauf der ewigen Gerechtigkeit nicht gehemmt werde.

### Die Huzulen.

Den Ruthenen im engeren Sinne oder, wie sie sich selbst nennen, den Rusnaken, sind die Huzulen engverwand. In Sprache und Sitte stehen sie ihnen sehr nahe, und deshalb sind sie, wie dies auch die Behörden zu thun pflegen, den Ruthenen im weiteren Sinne zuzuzählen, welche außer ihnen und den bereits geschilderten Rusnaken bekanntlich auch noch andere, einander überaus nahe verwandte Zweige umfassen. Von den galizischen Huzulen werden jene in der Bukowina durch das Thal des Czeremosz, des weißen Czeremosz und des Perkalabbaches geschieden; doch stehen sie einander sehr nahe. Das stärkste Unterscheidungsmerkmal ist wohl das verschiedene Religionsbekenntniß; während nämlich die Huzulen Galiziens griechisch-katholisch sind, gehören diejenigen der Bukowina fast ausschließlich der griechisch-orientalischen Kirche an. Doch auch in Sitten, Kleidung und Sprache machen sich einzelne Unterschiede bemerkbar. So wird der nationale Rock der huzulischen Frauen in Galizien aus zwei Schürzen gebildet, während die Huzulin in der

Bukowina bloß eine breitere Schürze rings um den Leib schlingt; auch der merkwürdige galizische Frauenmantel, die „guglia“, ist in der Bukowina nicht zu finden, und wird hier durch einen gewöhnlichen Mantel vertreten. Bezüglich der Sprache ist zu bemerken, daß jene der bukowiner Huzulen reicher an romanischen Elementen ist, als die der galizischen; diese Erscheinung findet ihre Erklärung in dem Verkehre mit den rumänischen Anwohnern. Von der oben angeführten Westgrenze bewohnen nämlich die Huzulen das Bergland der Bukowina bis in das große Sereththal, wo ihre Nachbarn im Hügellande die stammverwandten Rusnaken sind. Ferner besiedeln sie das obere Suczawathal bis Frassin, woselbst das k. k. Gestüt sie scharf von den weiter thalabwärts wohnenden Rumänen scheidet. Weiter südwärts zieht sich ihre Grenze gegen die Rumänen am linken Ufer des Brodinabaches. Es ist bezeichnend, daß ein rechter Zufluß des genannten Baches, die kleine Brodina, den rumänisch ausklingenden Namen Brodinoara führt, ein linker Zufluß aber mit dem rein slavischen Namen Czorny potok, das heißt der schwarze Bach, bezeichnet wird. Auf dem Berge Heppa, welcher sich im Winkel zwischen dem linken Ufer der Brodina und dem Suczawaflusse erhebt, findet man bei den Huzulen bereits dieselben Gebräuche und Volksüberlieferungen, wie sie in anderen Theilen des Gebirges bekannt sind. Weiter südwärts wohnen die Huzulen jenseits der Wasserscheide der Brodina im Thale der Moldawika in Ardzel und Ruß-Moldawika, ferner jenseits der Wasserscheide der oberen Quellbäche der Suczawa im Moldawathale bis Briaza, endlich im Südwesten bis Kirlibaba im Bistrizthale. Getrennt von der Masse ihrer Stammesbrüder wohnen Huzulen auch noch im Thale der Sucha, eines südlichen Zuflusses der Moldawa.

Die bukowiner Huzulen wohnen somit durchaus im Gebirge; im Osten und Südosten sind sie durch die Rumänen vom Hügellande völlig abgeschlossen. Daher weisen die Huzulen alle Eigenthümlichkeiten auf, welche den Gebirgsbewohnern eigen zu sein pflegen. Sie sind, insofern übermäßiger Branntweingenuß oder ausschweifender Lebenswandel nicht entnervend einwirkte, kräftiger und selbstbewußter als die Bewohner des Hügellandes; die alten Sitten bewahren sie überaus treu, so daß z. B. bei ihnen sich noch deutliche Überreste der altslavischen Hausgenossenschaft finden. Die reiche Fülle ihres Aberglaubens, ferner ihrer Mythen und Sagen, ebenso der Räthsel und Sprichwörter legt Zeugnis ab von einer lebhaften Phantasie; und wenn auch die Liebe zum Gesange nicht sehr entwickelt ist, so zeigen die Huzulen im Dichten kleiner Lieder und in der Handhabung ihrer Blasinstrumente, vorzüglich des langen Alphorns, der Trembita, nicht geringes Geschick. Der Aufenthalt im Gebirge hat auch einzelne merkwürdige Einrichtungen und manche Eigenthümlichkeit in Sitten und Anschauungen gegenüber den stammverwandten Hügelländern hervorgerufen.

Einige dieser charakteristischen Züge mögen hier Erwähnung finden. So vor Allem die überaus weitgehende Gastfreundschaft, welche der Huzule jedermann zu Theil werden

läßt, der sein Gehöfte betritt, und welche die Haupttugend dieses Völkchens ist. Daneben muß aber auch sofort ihre größte Schwäche, die lose sittliche Anschauung, genannt werden, welche ebenfalls eine Folge der eigenthümlichen Verhältnisse des Gebirges ist. Auch der Umstand, daß die Huzulen gegenüber den verwandten Kusnaken des Hügellandes, welche sich vorzüglich des Wagens bedienen, gewandte Reiter sind, erklärt sich aus der Beschaffenheit ihrer Wohnsitze. Die weiten Entfernungen, welche er oft in die nächste Stadt oder auch schon



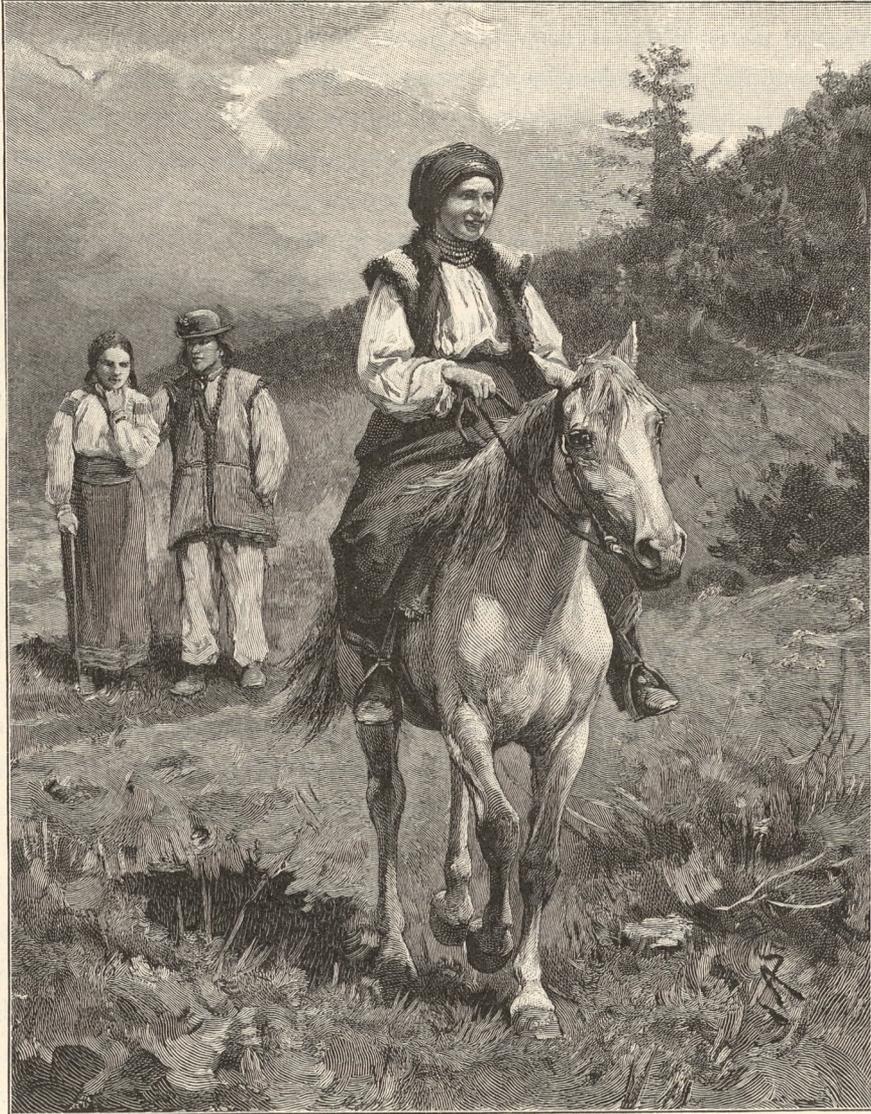
Huzulen aus dem oberen Moldawathal.

in das nächste Dorf, zur Kirche, zum Gericht zurückzulegen hat, nöthigen ihn, auf ein rasches Fortkommen bedacht zu sein; für Wagen sind aber auch jetzt noch zahlreiche Thäler nicht fahrbar und vor nicht allzulanger Zeit waren Fahrstraßen in diesem Gebirgstheile überhaupt nur sehr selten. Es entspricht also durchaus den natürlichen Verhältnissen, wenn die Huzulen ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters gute Reiter sind und das Pferd hoch schätzen. Ihre kleinen, aber ausdauernden und tüchtigen Pferde, die nach ihnen „Huzulen“ genannt werden, erfreuen sich übrigens auch über die Grenzen ihrer Heimat eines guten Rufes. Bezeichnend ist ein Sprichwort, welches das Pferd geradezu in eine

Parallele mit dem Menschen stellt. Will nämlich der Huzule das deutsche Sprichwort „Irrer ist menschlich“ zum Ausdruck bringen, so sagt er: „Das Pferd hat vier Füße und stolpert; soll da der Mensch, der nur zwei hat, nicht stolpern?“ Zu den merkwürdigsten Einrichtungen, welche durch die Verhältnisse im Gebirge geschaffen wurden, zählt ferner vor Allem noch das System der sogenannten *hodowanci*. Alte, meist familienlose Huzulen nehmen nämlich oft selbständige und wohlhabende Wirthsleute unter der Bedingung an Sohnesstatt an, daß diese die Adoptiveltern bis zum Tode pflegen und schließlich standesgemäß beerdigen, wofür ihnen das Vermögen derselben zufällt. Zu solchen „Adoptivkindern“ wählt man nicht selten Juden, weil vorausgesetzt wird, daß diese die übernommenen Verpflichtungen im eigenen Interesse einhalten werden; mit Verwandten tritt man dagegen höchst selten in ein derartiges Verhältniß, weil von diesen, die ohnedies erberechtigt zu sein glauben, die Einhaltung der Vertragspunkte nicht erwartet wird. Es ist übrigens klar, daß das Verhältniß zwischen dieser Art von Adoptiveltern und Adoptivkindern im Vergleiche zu unseren gewöhnlichen Anschauungen geradezu ein verkehrtes ist. Der Adoptirte ist eigentlich der Ernährer und die Adoptirenden sind die Pflinglinge. Trotzdem sprechen die Adoptirten die sie Adoptirenden mit „Väterchen, Mütterchen“ an und werden von diesen mit „Söhnchen“ angeredet. Zuweilen werden übrigens zwei „*hodowanci*“ angenommen, und zwar mitunter ein Huzule und ein Jude. Auch geschieht es in einzelnen Fällen, daß die Pflegeeltern dem „Adoptivkinde“ die Nutznießung der Wirthschaft schon bei Lebzeiten übertragen. Die Verträge, welche diesen Adoptionen oder Adrogationen stets zu Grunde liegen, werden in der Regel schriftlich, seltener mündlich vor Zeugen abgeschlossen. Hält der „*hodowancy*“ seine Verpflichtungen nicht ein, so kann der Vertrag aufgehoben werden. Die Entwicklung dieser eigenthümlichen Einrichtung erklärt sich leicht aus den Lebensverhältnissen im Gebirge, die insbesondere alten vereinsamten Leuten unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten. Mit dem Schwinden dieser mißlichen Verhältnisse infolge der fortschreitenden Cultur und dem gleichzeitig wachsenden Werthe des Grundbesitzes beginnt in manchen Gegenden diese Institution bereits abzukommen.

Es ist selbstverständlich, daß das Gebirge auch auf die anderen Lebensverhältnisse, besonders auf Kleidung und Beschäftigung, mannigfaltigen Einfluß äußert. Das wichtigste Unterscheidungsmerkmal in der Tracht der Huzulen gegenüber derjenigen des Hügelländers ist die Kürze seines ärmellosen Pelzes und des darüber getragenen Mantels; dies entspricht offenbar den Bedürfnissen des Gebirgsbewohners. Nur bei besonderen festlichen Anlässen, z. B. der Trauung, ferner bei anhaltendem Regenwetter und strenger Kälte wird über den kurzen Mantel auch noch ein langer umgeworfen. Dieser zweite Mantel entspricht dem Bedürfnisse nach wärmerer Kleidung im Gebirge. Auch die wollenen Frauenhojen, welche aus zwei getrennten Stücken bestehen und unter dem auch bei den Kusnaken und Rumänen

üblichen Schürzenrocke im Winter getragen werden, verdanken ihr Entstehen den Bedürfnissen der Gebirgsbewohner; im Hügellande findet man dieselben nirgends unter der Landbevölkerung. Übrigens gleicht die huzulische Tracht in vielen Stücken derjenigen ihrer



Huzulen in Sommerkleidung am Werktag.

Nachbarn, nur ist sie durchaus farbenprächtiger, reicher und malerischer. Die Hausindustrie hat hier in ihren gelungenen Stickereien, den mit bewunderungswürdiger Kunstfertigkeit hergestellten Taschen, die bald aus Leder und Metall, bald wieder aus mit unechtem Gold-

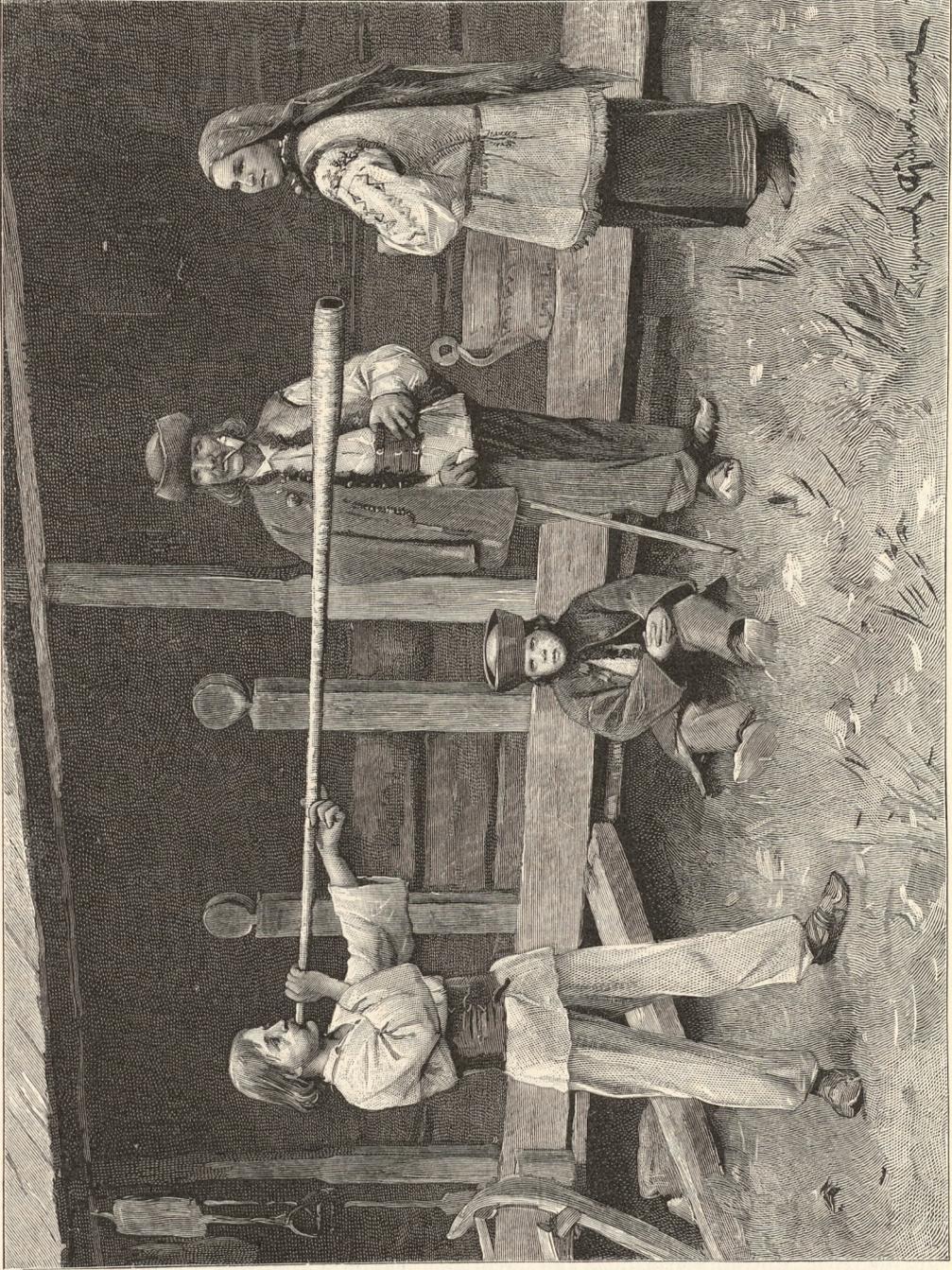
und Silberdraht durchzogenem Gewebe angefertigt sind, ihr Bestes geleistet; nicht zu vergessen sind die mit Metall und Horn eingelegten und mit schönen Ornamenten versehenen Gehstöcke, deren es drei verschiedene Formen gibt. Vom Mantel bis zum Pfeifenstierer des Mannes und der Spinnwirtel des Weibes legt jedes Stück Zeugniß ab von der Geschicklichkeit dieses Völkchens und seiner Freude an Schmuck und Zier. Der Händler liefert den Huzulen nur verhältnißmäßig wenig für ihren Hausrath und ihre Kleidung. Ermöglicht wird diesen Gebirgsbewohnern die zeitraubende Herstellung ihrer Bedarfsgegenstände durch den Umstand, daß sie verhältnißmäßig über sehr viele freie Zeit verfügen. Besonders die häusliche Thätigkeit der Frauen ist eine geringfügige. Da der Garten- und Feldbau ein sehr beschränkter ist und die innere Hausarbeit, insbesondere das Kochen, ebenfalls nicht viel Zeit in Anspruch nimmt, die Viehzucht aber zum großen Theile Beschäftigung des Mannes ist, so erübrigt dem Weibe sehr viele Zeit für hausindustrielle Arbeiten; nur zur Zeit der Heumahd sind alle Hände vollauf beschäftigt. Auch die Männer liefern mannigfaltige Erzeugnisse des häuslichen Fleißes; sie sind Kürschner, Weber, Metallarbeiter, Bötticher, überaus gewandte Schnitzer und dergleichen. In früherer Zeit warf auch die Jagd und Fischerei manchen Verdienst ab; gegenwärtig gehört zu ihren lohnendsten Arbeiten die Beschäftigung in den Holzschlägen und das Holzflößen, in dem die Huzulen Meister sind. Vor allem aber sind die Huzulen Viehzüchter. Die Herden bilden den wichtigsten Bestandtheil ihres Besitzes. Nach der Anzahl der Kinder, Pferde und Schafe, ferner der Ziegen und Schweine schätzen sie ihr Vermögen; auf die Ausdehnung des Grundbesitzes wird dagegen weniger Rücksicht genommen, weil derselbe von verhältnißmäßig geringem Werthe ist. So wurde zur Zeit, da die Gemeindeauschüsse die Steuerbeträge an die einzelnen Insassen vertheilten, die Höhe derselben nicht nach dem Grundbesitze, sondern nach dem Viehstand bemessen. Wer wenig oder gar kein Vieh hat, ist arm. Aus dem jährlichen Zuwachs an Viehstücken wird gewöhnlich nur derjenige Theil verkauft, zu dessen Ernährung die zur Verfügung stehenden Wiesen und Weiden nicht hinreichen. Im Sommer des Jahres 1895 geschah es, daß ein Huzule auf der Alme Jarowiga bei Szopot Kamerale an der Suczawa sich das Leben nahm, weil er nicht genügendes Futter für sein Vieh hatte. Fürwahr ein bezeichnendes Selbstmordmotiv für einen Huzulen! Mit Hinsicht auf den Charakter der Huzulen als Viehzüchter ist es erklärlich, weshalb in ihren sprichwörtlichen Redensarten mit Vorliebe der Hausthiere Erwähnung geschieht. Eine derartige Redensart haben wir schon oben kennen gelernt. Hier mögen noch einige andere angeführt werden. Um anzudeuten, daß die Handlungsweise eines Menschen dem von ihm vorausgesetzten Charakter entspricht, heißt es: „Wie der Stier gewohnt ist, so brüllt er.“ Unser Sprichwort „Leben und leben lassen“ umschreibt der Huzule folgendermaßen: „Sowohl die Ziege ist ganz, als auch der Wolf nicht hungrig.“ Um auszudrücken, daß

einem Reichen alles gelingt, dient die Redensart: „Der Hahn legt ihm Eier und der Stier wirft ihm ein Kalb.“ Um anzudeuten, daß man Beschäftigung, Verdienst sucht, daß man seiner gewohnten Arbeit nachgeht und dergleichen, wird gesagt: „Die Henne scharrt, damit sie etwas ausscharre.“ Schließlich heißt es über die Hartnäckigkeit der Weiber: „Leichter ist's von einer milchlosen Kuh Milch zu erhalten, als von einer Hexe die Wahrheit zu erfahren.“ Anknüpfend an die letztere Redensart mag bemerkt werden, daß es ähnlicher die Frauen herabsetzender Sprichwörter eine ganze Reihe gibt, und daß das Weib bei den Huzulen überhaupt nur eine sehr untergeordnete Stellung einnimmt.

Die Viehzucht im Gebirge ist im Großen und Ganzen eine Nomadenwirthschaft. Der Auftrieb auf die Almen findet im Juni statt, wenn der Schnee geschmolzen ist. Die Armen übergeben ihre Viehstücke den Reicheren zur Obhut und Pflege; auch aus dem Hügellande führen ihnen die Landleute ihre Herden zu. Die Milchwirthschaft auf den Almen wird nur von Männern betrieben. Von dem großen Schafhunde und dem Pferde begleitet, das die nöthigen Geräthe und den Sack mit Kukuruzmehl für die Kulejscha (dicker Brei) auf dem Rücken führt, zieht der Senne unter den Glückwünschen der Seinen mit den Herden auf die Hochwiesen. Auch sein langes Alphorn, die Trembita, vergißt er nicht daheim; mit ihren langgezogenen Tönen pflegt er den seiner Alme sich nahenden Wanderer schon aus der Ferne zu begrüßen. Sobald die Hirten mit ihren Herden auf den Bergwiesen angelangt sind, wird zunächst das sogenannte lebendige Feuer angefacht. Zu diesem Zwecke wird ein Holzstück an einem Ende mit einem Spalt versehen und in denselben ein Zündschwamm geklemmt. Durch starkes Reiben an einem anderen Holze wird dann der Schwamm zum Glühen gebracht und mittels desselben das Feuer in der Sennhütte angezündet. Dasselbe darf bis zum Abtreiben der Herden nicht verlöschen; würde dieses geschehen, so sähe man darin ein böses Vorzeichen für den Besitzer der Alme. Über die Asche des Feuers treibt man aber die Viehstücke, um sie gegen böse Mächte und jeden Zauber zu schützen. Besonders viel hat das Vieh durch die „bösen Blicke“ neidischer und schlechter Menschen zu leiden; um es dagegen zu schützen, bindet man, besonders den schönen Thieren, rothe Bänder um den Hals und an den Schweif. Ist sich ein Viehbesitzer oder ein Hirt bewußt, daß er einen „bösen Blick“ habe, so ertheilt er einem seiner Hausgenossen den Auftrag, ihn insgeheim Teufel oder Räuber zu schimpfen, sobald er sich dem Vieh nähert; dies soll die Wirkung des bösen Blickes aufheben. Viel Leid thun vor Allem aber die Hexen den Kühen an. Sie verstehen es auf mannigfaltige Weise fremden Kühen die Milch zu nehmen und sich dieselbe anzueignen. So führen die Hexen Beutel mit sich, in welchen sich die Milch von den Kühen ansammelt, welche sie mit ihrem bösen Blick behexen. Der Beutel wird sodann mit einer Zauberschmür zugebunden und bleibt zum Gebrauche der Hexe stets mit der Milch gefüllt, welche die verzauberten Kühe verloren.

Ein anderes Mittel besteht darin, daß die Hexe an der Stelle, wo die Kühe gewöhnlich gemolken werden, eine Kuh aus Holz anfertigt und das bei dieser Arbeit verwendete Messer in den Boden steckt. Den Kühen ist nun die Milch „wie mit einem Messer abgeschnitten“; der Hexe gibt aber die hölzerne Kuh die Milch aller Kühe, die an jenem Orte gemolken wurden. Ebenso können übrigens die Hexen, abgesehen von vielen anderen Mitteln, aus den Thürpfosten, einer Bank oder einer Ölpresse Milch gewinnen. Besonders an gewissen Tagen des Jahres ist die Macht der Hexen und bösen Geister über das Vieh sehr groß; wir werden dieselben sofort bei der Schilderung des huzulischen Festkalenders kennen lernen. Hier sei nur noch erwähnt, daß die Huzulen besondere Feste feiern, um die Raubthiere, besonders die Wölfe und die von ihnen allgemein für giftig gehaltenen Wiesel, für ihre Herden versöhnlich zu stimmen.

An den Festkalender der Huzulen knüpft sich der wichtigste und merkwürdigste Theil ihrer Volksüberlieferung. Vor Allem weist das Weihnachtsfest, diese uralte Feier der geheimnißvollen Wiedergeburt alles Lebens, eine Fülle uralter Gebräuche auf. Das Stroh, welches die Huzulen unter das Tischtuch des Weihnachtstisches legen, um dasselbe drei Tage nachher als den „Did“, das heißt den „Alten“, vor dem Hause zu verbrennen, versinnbildet den bösen Winter; seine Herrschaft ist nach dem kürzesten Tage des Jahres gebrochen und mit der wiederkehrenden Sonne, die fortan immer größere Bögen beschreibt, kehrt auch neue Hoffnung für die Zukunft wieder. Das lebendige Feuer, welches am Weihnachtsabend auf ähnliche Weise, wie dies in den Sennhütten zu geschehen pflegt, angefacht wird, und wenigstens durch die ganze Nacht, mitunter aber bis zum heiligen Dreikönigstage ohne Unterbrechung unterhalten wird, ist das schönste Sinnbild der neubelebten Sonnenwärme. Und wie zur Zeit dieses Festes, an das die christliche Kirche so sinnreich die Feier der Geburt Christi geknüpft hat, die Erneuerung alles Lebens geheimnißvoll vor sich geht, so wohnt demselben auch etwas Ahnungsvolles inne; keine Zeit ist so geeignet die Zukunft zu enthüllen, wie der Weihnachtsabend. Der Hausvater stellt Drakel an, wie die Wirthschaft im folgenden Jahre gerathen werde; so wirft er z. B. einen Löffel voll Weizenbrot gegen die Decke, und schließt aus der Anzahl der an derselben haften gebliebenen Körner auf sein Glück in der Bienenzucht. Damit der Hagel im folgenden Sommer die Saaten nicht vernichte, wird er an diesem Abend auf merkwürdige Art beschworen und zum Weihnachtstisch als Gast geladen; das Mädchen erforscht ihr künftiges Liebesglück in oft höchst phantastischer Weise. Ganz merkwürdig ist es auch, wie in dieser heiligen Nacht die guten und bösen Mächte noch mit einander ringen. Die Brunnen fließen um Mitternacht voll Wein, aber ebenso ist alle Welt erfüllt von bösen Geistern, die den Menschen und Thieren Schaden zuzufügen suchen. Wer vergessen hat, zauberkräftigen Knoblauch an die Thürverschlüsse der Stallungen zu befestigen und das Rückgrat der



Gruppiengruppe mit einem Alpenhornbläser.

Thiere mit demselben zu bestreichen, dem schleicht sich der Böse ins Haus und reitet und springt so ungestüm auf den Thieren umher, daß diese vor Ermüdung noch in derselben Nacht zu Grunde gehen oder doch sehr abmagern. Aber auch die auf das Weihnachtsfest folgenden Tage sind durch zahlreiche Gebräuche ausgezeichnet. Es währt mehrere Tage bis die Bögen der wiederkehrenden Sonne merklich größer werden, und deshalb dauert auch die Feier dieser Wiederkehr zwölf Tage, nämlich von der Weihnacht bis zum Dreikönigsfest. Es ist schon bemerkt worden, daß in manchen Gegenden das lebendige Feuer durch alle diese Tage erhalten wird. Anderwärts darf man von Weihnachten bis zum Dreikönigstage draußen nicht essen, damit die Mäuse nicht die Saaten verzehren und die Getreidevorräthe schädigen. Besonders die Neujahrsnacht ist während dieses Zeitraumes der Wunder voll. In derselben sprechen, wie übrigens auch in der Weihnacht, die Thiere; nur darf man ihr Gespräch nicht belauschen, weil man sonst sterben könnte. Ferner brennen in dieser Nacht die verborgenen Schätze und reinigen sich hiedurch. Man muß an der Stelle, wo die Flammen erschienen sind, Pflöcke einschlagen, damit man im Frühjahr nachgraben könne. Auch sucht man an diesem Tage durch verschiedene Mittel die Zukunft zu erforschen. Um z. B. zu erfahren, wer übers Jahr an diesem Feste noch leben und wer bis dahin mit Tod abgehen werde, füllt man eine Schüssel mit Asche und zieht durch diese eine breite tiefe Furche. Rechts und links von derselben werden zwei Späne hineingesteckt, von denen der eine den Pfarrer, der andere den Kirchenjänger versümmildet. Ebenso wird für jede anwesende Person zu einer Seite der Furche, die gleichsam das Grab vorstellt, ein Span in die Asche gestoßen. Diese Hölzchen werden sodann angezündet und man achtet darauf, wohin die Asche der verglimmenden Kohlen fällt. Sinkt sie in die Furche, so stirbt die betreffende Person bis zum nächsten Neujahrstage; fällt sie seitwärts von der Furche, so bleibt der Mensch am Leben. Am Dreikönigstage findet wie anderwärts bei den orientalischen Christen die große Wasserweihe statt. Durch zwei Wochen nach diesem Feste ist daher alles Wasser geweiht, und man darf an den Bächen und Flüssen keine Wäsche waschen. Da auch die Erde geweiht ist, so ziehen in der Nacht nach dem Feste alle bösen Geister, wie auch die Seelen der Ertrunkenen, die sonst im Schoße der Erde weilen, unstät über dieser umher; auch die Seelen der ungetauft gestorbenen Kinder flattern durch die Lüfte und bitten um die Taufe.

Ebenso wie die geschilderten Gebräuche und Aberglauben auf das alte Fest der Winter-Sonnenwende hindeuten, zeigen die Feste in den folgenden Monaten bis Ostern, dann dieser hohe Festtag selbst und endlich einige Festtage nach Ostern deutliche Spuren der Feier der Tag- und Nachtgleiche im Frühling. So mag z. B. hier erwähnt werden, daß am Feste Christi Darstellung (14. Februar) nach dem Volksglauben Sommer und Winter einander begegnen. Ist dieser Festtag mild, so kommt der Bär aus seiner Höhle

hervor, aber nur zu dem Zwecke, um dieselbe besser zu verwahren, denn der Winter wird noch lange anhalten. Ist es aber kalt und brausen die Schneestürme, dann bleibt der Bär in der Höhle; es tritt aber um so früher die milde Jahreszeit ein. In die zweite Hälfte des März fallen die Tage der Baba Feudocha (Eudoxia), über welche die Huzulen ebenso wie die Rusnaken und Rumänen viel zu erzählen wissen; sie ist aber offenbar eine Personification des Winters: wie dieser nun völlig erstirbt, so erfriert oder versteinert die „Alte“ Feudocha. Der Feier des Sieges des Frühlings über den bösen Winter war aber das Osterfest in seiner ursprünglichen Bedeutung geweiht. Wie nach Weihnachten der „Alte“ verbrannt wurde und im März die „Alte“ zu Grunde geht, so wird nun auch am Gründonnerstag der „Alte“ verbrannt. Die Huzulen nennen diese Sitte geradezu den Judas (das heißt den Teufel) verbrennen, woraus klar hervorgeht, daß es sich um die Vernichtung des winterlichen Gottes handelt. Am Gründonnerstag baden sich morgens die Mädchen im fließenden Wasser, um schön zu werden und gesund zu bleiben. In derselben Absicht geschieht das Begießen der Burschen und Mädchen am Ostermontag und -dienstag: dem von seinen winterlichen Fesseln befreiten Wasser wohnt offenbar ganz besondere Kraft inne. Wie zur Weihnachtszeit, so beobachtet man auch zu Ostern allerlei Orakel. Am ersten Ostertag strebt jeder möglichst rasch am Glockenstrang zu ziehen; denn man ist der Ansicht, daß jedem, dem dies gelingt, im nächsten Jahre die Hände von der Arbeit nicht schmerzen werden, und daß ihn das Glück so überhäufen werde, wie die Klänge aus der Glocke quillen. Deshalb hört man auch die Glocken während der Ostertage fast ununterbrochen, und so sehr erscheint dies Geläute von der Osterfeier untrennbar, daß das Volk dasselbe auch an der Stätte abgetragener Kirchen zu vernehmen glaubt. So erzählen die Huzulen, daß am Ostersonntag auch die Glocken jener Klosterkirche läuten, welche einst an der Grenze der Gemeinden Ploska und Serdzie an der Stelle stand, wo der Löstumbach in die Putilsjuka fällt. Die Mönche hatten ein unsittliches Leben geführt, daher war das Kloster aufgehoben und die Kirche abgetragen worden. Eine von den Glocken desselben wurde an der Klosterstätte verscharrt und diese läutet auch jetzt noch am Ostersonntag. Fünfundzwanzig Tage nach Ostern, also stets auf den Mittwoch der vierten Woche nach Ostern, fällt das merkwürdige Fest „Rachmanenostern“, das übrigens auch von den Rusnaken und Rumänen gefeiert wird. Die Huzulen erzählen, daß diese Rachmanen Zwerge seien, die am fernen Meeresgestade wohnen und so klein sind, daß zwölf derselben in einem Backofen dreschen können. Dieselben seien überaus rechtschaffen und ein Muster für die Menschen; aber sie wußten nicht, zu welcher Zeit das Osterfest gefeiert werden solle. Da hatten die Menschen beschlossen, ihnen Nachricht hievon zu geben. Man warf daher die Schalen der zu Ostern verzehrten Eier in die Bäche und Flüsse, damit diese den Zwergen die Botschaft brächten. Als nun die Schalen dahingelangten, feierten die

Rachmanen Ostern. Das geschieht nun alle Jahre und mit den Rachmanen feiern auch die Menschen diesen Tag.

Als erster Frühlingstag gilt bei den Huzulen das St. Georgsfest (5. Mai). Am Vorabende zündet man am Hofe wieder große Feuer an. Vor Allem muß man aber an diesem Abende Anstalten treffen, welche die Hexen vom Gehöft und Vieh fernhalten; denn in der Nacht vor St. Georg werden die bösen Mächte den Rühen besonders gefährlich. Man pflegt daher auf die Pflöcke beim Hofthore und den Stallthüren Rasenstücke zu stellen, in welche die am Palmsonntag geweihten Zweige oder auch Zweige von der Silberpappel gesteckt werden. Auch werden auf die Thore Kreuzzeichen mit Theer gemalt. Die Rühle bestreut man aber mit Lehm und beräuchert sie mit Weihrauch oder Schlangenhaut. Am Vorabende des Georgsfestes finden auch die großen Zusammenkünfte der Hexen statt. Sie fahren zu denselben durch den Ofenschlauch auf dem Ofenschürholz oder einem Besen. Auf dieser Reise erscheinen sie als Funken und Sternchen. Stimmen die Hexen einen Gesang an, so ist's, als ob der Sturmwind durch die Lüfte und die Wälder erbrausen würde, und die Erde erzittert.

Um die Zeit der Sommer Sonnenwende, da die Sonnenstrahlen fast senkrecht auf die Erde herabfallen und die Feuer des Himmels am häufigsten und heftigsten zur Erde herniederzucken, fallen die zahlreichen Festtage des Feuers und des Blitzes. Dieselben werden zumeist im Juli und August gefeiert; kein Huzule wird an diesen Tagen arbeiten, denn er huldigt der Überzeugung, daß sonst sein Gehöfte vom Feuer verzehrt oder vom Blitze getroffen würde. Vor allem ist der Tag des heiligen Elias (1. August) dem Donner heilig. Elias ist nämlich der Donnergott, der mit dem Teufel sich im Kampfe befindet und diesen mit dem Blitze zu tödten sucht. Wo der Blitz einschlägt, hat Elias denselben nach dem Teufel geschleudert.

Von den Herbstfesten ist besonders der Andreastag zu erwähnen, an dem auch die huzulischen Schönen ihr Liebesglück der Zukunft durch mannigfaltige Mittel abzulauschen suchen.

### Die Lippowaner.

Noch bevor die Bukowina unserem mächtigen Kaiserstaate einverleibt wurde, wanderte ein Theil der von der russischen orthodoxen Kirche Abgefallenen, welche von den Russen mit dem Namen „Raskolniki“, das ist Abtrünnige oder Schismatiker belegt wurden, aus der Moldau und Bessarabien nach der Bukowina aus. Diese Einwanderer nennen sich selbst „Lippowaner“. Der Name stammt angeblich von Philipp her, weshalb sie auch von den Nachbarn Philippowaner oder kürzer Lippowaner benannt wurden.



Lippovener Kloster Biala-Kriniha.

Die Lippowaner der Bukowina sind seit jeher in zwei religiöse Lager getheilt. Die eine Partei ist priesterlos, da sie behauptet, daß das wahre Priestertum auf Erden nicht mehr bestehe. Sie heißt daher „bezpowsčina“, ist die extremere, aber an Zahl die geringere, etwa nur 400 Seelen zählende Partei. Die Bezpowszy bewohnen einen Theil von Klimouß und Mechindra (bei Lufawez), woselbst ihre von der anderen Partei „czasownia“ genannten Kirchen von Kirchenfängern, welchen sie aber den pomphafteren Namen „nastawniki“, das ist Vorsteher, beilegen, geleitet werden.

Die priesterliche „powsčina“ genannte 2400 Seelen zählende Partei besitzt im Centrum ihrer Niederlassung Biala-Kriniça oder Fântâna-albă eine Kirche, ein Mönchs- und ein Nonnenkloster und in den Dörfern Sokolinze oder Mitokul-Lippoweny, heute Lippoweny, Lufawez und Klimouß je eine Pfarrkirche. Diese Partei wird heute von ihrem Oberhirten Athanasie Makurow geleitet, welcher sich den volltönenden Titel: „Erzbischof von Biala-Kriniça und Metropolit aller altgläubigen Lippowaner“ beilegt. Diesem zur Seite steht ein mit bischöflicher Weihe versehener „namestnik“, das ist Stellvertreter in der Person eines gewissen Mimpie, welcher aber in Tulceza in Rumänien residirt.

In den letzten Jahren sind etwa 200 Bezpowszy aus Klimouß zum griechisch-orientalischen Glauben übergetreten. Dasselbst haben sie eine kleine Kirche und einen aus ihrer Mitte entnommenen Seelsorger.

Die Lippowaner haben von der Gnade Seiner Majestät unseres Allergnädigsten Kaisers und Herrn vielseitige Privilegien erhalten, darunter, daß ihre wehrpflichtigen Söhne nur zur Sanitätsstruppe assentirt werden. Übrigens entziehen sie sich gerne jedem Militärdienste, angeblich weil derselbe mit ihren religiösen Grundsätzen im Widerspruche steht, was sie aber nicht hindert, vom Wildschützenhandwerk auf Kosten der Wildeigenthümer recht fleißig Gebrauch zu machen.

Die Lippowaner sind von hohem, kräftigem Wuchse mit hellblonden, meist schönen, sehr oft aber blatterspurigen Gesichtern. Diese Verunstaltung ihres Antlitzes haben sie ihrem Widerwillen gegen die Kuhpockenimpfung zu verdanken. Ihre Augen sind gewöhnlich blau oder grau, die Nase proportionirt, der Mund mittelgroß, die Zähne gesund und weiß, die Kopf- und Barthaare blond.

Sie kleiden sich gerne in buntfärbige Stoffe. Ihre Hemden sind zumeist roth oder bunt, wenn aber weiß, so am Kragen, an den Rändern der Ärmel und am unteren Saume roth eingefast und schließen immer an der linken Schulter. Der Schlitze der Hemden der Lippowaner Weiber und Mädchen aber öffnet sich vorne an der Brust. Das Hemd wird von den Männern über die Hose getragen und mittelst eines buntfärbigen engen Wollgürtels um den Körper gebunden. Die weiten, dunkelfärbigen Weinkleider werden in den hohen Stiefelröhren getragen.

Die Oberkleider der Männer sind lang und nach russischem Schnitt derartig geformt, daß der Leib passend, die Ärmel eng und möglichst lang ausfallen, während sich die Schöße vom engen Leib nach unten glockenförmig und faltenreich erweitern. Diese



Lippowaner Erzbischof in vollem Ornat.

Oberkleider werden für Männer, wie für Frauen aus Manchester, Blüsch oder dunkelblauen Wollstoffen angefertigt und bekommen für den Wintergebrauch eine noch längere Form und ein vorne an den Rändern mit Fuchsthteilen besetztes Lamm- oder Schaffellfutter.

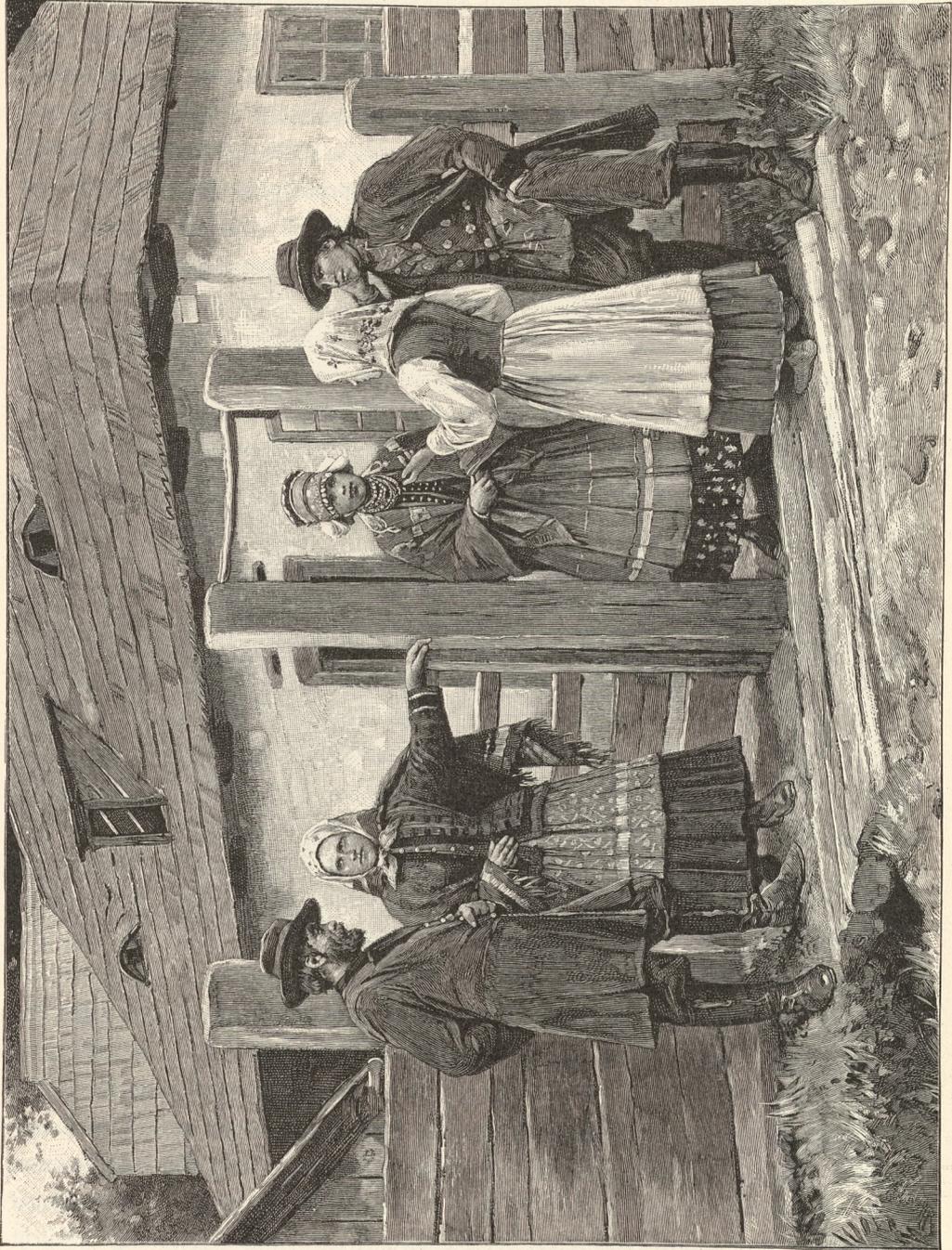
Zum Schutz des Körpers wird die rechte Brustklappe über die linke geschlagen und dann an der linken Brustseite mittelst kleiner, runder, grauer vom Halse bis zum Gürtel herab angebrachter Zink- oder Stoffknöpfe zusammengehalten. Die Männer tragen über dem Kleide einen schmalen Woll- oder Ledergurt. Männer, Frauen und Kinder pflegen auf der Brust unter dem Hemd ein metallenes an eine Schnur befestigtes Kreuz als eine Art Amulet zu tragen. Die Kopfbedeckung der Männer ist im Sommer ein gewöhnlicher Filzhut; im Winter wird eine schwarze oder graue Lammfellmütze, die man bei großer Kälte bis über die Ohren zieht, getragen. Männer und Burischen tragen Sommer und Winter faltenreiche Röhrenstiefel aus russischem Leder.

Die Frauen und Mädchen tragen besonders bei Hochzeiten über ihre breiten Manchesterjacken noch ein buntfarbiges Tuch, welches derartig über die Schultern geworfen wird, daß es ein Dreieck bildet. In der Hand halten sie ein rothes Taschentuch und die Ohren schmücken große Metallohrgehänge. Die Kopfbedeckung der Frauen besteht in buntfarbigen Seiden- oder Wolltüchern. Darunter tragen sie einen aus Haaren und Leinwandstücken bestehenden, „obrucznik“ oder „kiczka“ genannten Keif, der sie von den Mädchen unterscheidet. In früherer Zeit war der Kopfschmuck der Mädchen an Festtagen die hohe diademförmige „Pereweska“, welche heute bloß noch die Bräute zur Trauung tragen. Die Pereweska wird mit Vorliebe vorne mit bunten Steinen, Perlen, Glittern, Knöpfen etc., rückwärts mit herabwallenden buntfarbigen Seiden- oder Wolltüchern geschmückt. Das Zopfende wird mit rothen Bändern gebunden, die sammt dem schöngeflochtenen Zopfe auf den Rücken herabhängen. Die bis an die Knöchel reichenden faltenreichen, bunten, bei älteren Frauen aber weniger bunten Oberröcke werden von den Lippowanerinnen mittelst Achselträger in die Höhe gehalten und Binde- oder Gürtelbänder lose dicht unter dem Busen gebunden. Die Frauen tragen im Sommer Stiefeletten aus Kordovan- oder Lackleder, im Winter Stiefel.

Frauen wie Mädchen tragen buntgefärbte Schürzen, die sie aber beim Kirchgange ablegen müssen. Die in den Städten wohnenden wohlhabenderen Lippowaner entfalten in ihrer Kleidung einen großen Luxus und tragen sogar moderne Kleider, obwohl ihre Religionsgrundsätze angeblich jede Neuerung in der Kleidung verpönen. Oft spazieren an Sonn- und Festtagen die Männer in modernen Kleidern, die Frauen in Sammt und Seide herum.

Das Kopfsaar wird von den Lippowanern gestutzt getragen. Gingegen verbieten ihnen ihre strengen Religionsgrundsätze, das Barthaar zu scheeren oder zu rasiren, weshalb manche ein recht verwahrloftes Aussehen aufweisen.

Sie sind Gegner der Matrifienführung, theatralischer Vorstellungen, des Kaffeegenusses und besonders des Tabakrauchens. Die Tabakpflanze wird für ein aus dem



Stippomaner-Gruppe.

Blute des Teufels entsprossenes Kraut gehalten, weshalb sie nicht nur selbst nicht rauchen, sondern das Tabakrauchen in ihren Häusern auch Anderen nicht gestatten. Daher fehlen in ihren Dörfern die Tabaktrafiken. Eidesablegung ist ihnen unter keiner Bedingung, nicht einmal vor Gericht, gestattet, weshalb sie daselbst nach den abgegebenen Depositionen folgende Formel hersagen: „Ej, ej, ja istina pravdu kazal!“, das ist „wahrlich, wahrlich, ich habe die reine Wahrheit gesagt!“ Doch wird in letzter Zeit oft davon Umgang genommen und entweder vor einem vom Hause mitgebrachten oder vor dem Gerichtskreuz geschworen. Früher sträubten sie sich gegen die Zählung und die Zeichnung ihres Viehstandes mit Brand- oder sonstigen Malen, indem sie dies als nach ihren religiösen Grundsätzen verpönt und unzulässig erklärten. Auch bekommt man noch zu hören, daß einer gezähnten Kuh das Futter verdorre und versiege und die Milch einer gezeichneten Kuh ungenießbar sei.

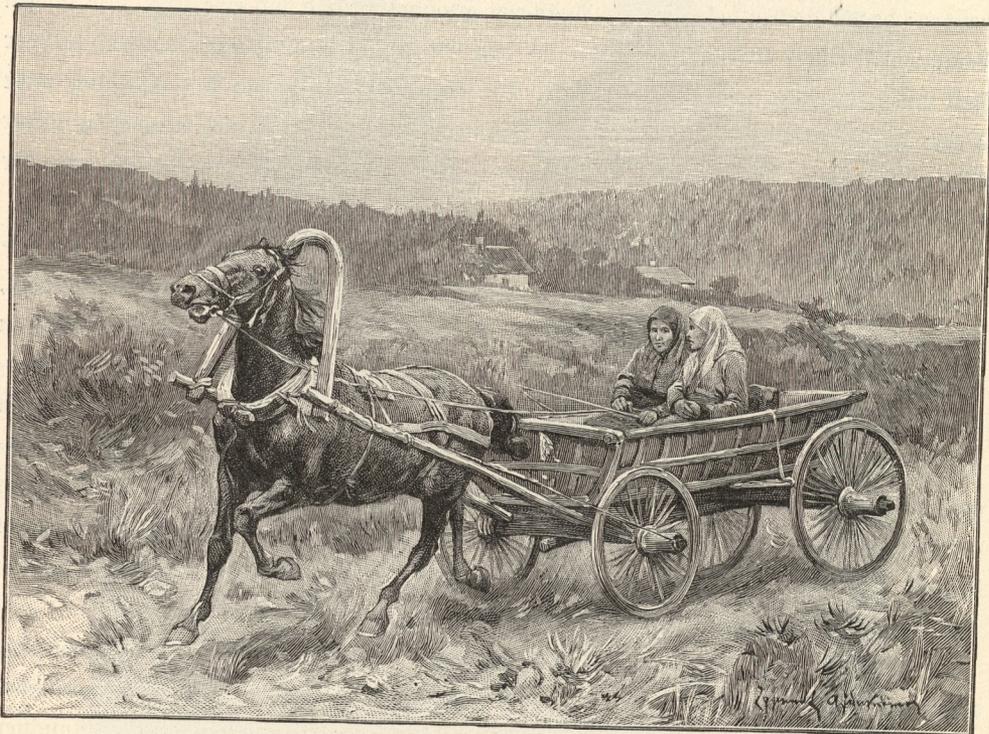
Erwähnenswerth ist der Umstand, daß sie ihre in den Städten erkrankten Brüder sofort nach ihren Dörfern transportiren, wodurch oft ansteckende Krankheiten auf's Land verschleppt werden. Ärzte ziehen sie auch bei den schwersten Krankheitsfällen nicht zu Rathe, weil Gott allein alle Krankheiten heile. Kartenaufschlagen, Beschwören zc. wird für sündhaft gehalten. Die Hunde verachten sie als die unreinsten Thiere; dieselben dürfen ihre Häuser nicht betreten, obwohl sie deren nächtliche Wachsamkeit in Höfen und Obstgärten vielfach in Anspruch nehmen.

Die Lippowaner sondern sich ängstlich von den Andersgläubigen, die sie als unrein betrachten, ab und beschränken ihren Verkehr mit denselben auf die dringendsten Geschäfte. Doch glauben sie, daß ein verheiratheter Mann seine Ehefrau verlassen oder wegzagen und mit einer Jüdin leben dürfe, wenn es ihm nur gelinge, selbe dem Christenthume zuzuführen. Um sich durch den Besuch von Andersgläubigen nicht zu verunreinigen, hielten sie früher für solche eigene Teppiche in Bereitschaft, womit die dem Gaste zum Sitzen dargebotene Bank bedeckt wurde. Falls sich aber der Ankömmling auf eine bloße Bank niedergelassen hatte, so wurde dieselbe nach dessen Abgang blank geschouert.

Sie essen und beten nie mit Andersgläubigen zusammen, auch trinken sie selten aus dem Glase eines Nichtlippowaners, weshalb manche auf Reisen ein eigenes Trinkgefäß mit sich führen. Wenn sie trinken wollen, so bekreuzigen sie sich zuerst, worauf gewöhnlich der ganze Inhalt des Glases in einem Zuge ausgetrunken wird. Dieser Vorgang wird ganz genau auch vor und nach dem Essen beobachtet. Ihre Priester aber müssen vor dem Essen und Trinken die Speisen und das Getränk segnen. Sie bekreuzigen sich mittelst des Zeige- und Mittelfingers im Gegensatz zu den Orthodoxen, die das Kreuz mit dem Daumen, Zeige- und Mittelfinger machen. Auch der Segen wird mittelst der obenangeführten Finger von ihren Priestern ertheilt. Das Kreuz der Lippowaner hat folgende Form , besteht also aus vier Balken und acht Enden. Die Kreuze an ihren Kirchen sind nicht aus Metall,

sondern von Holz mit einer Weißblechumfassung und zwar aus dem Grunde, weil der Heiland nicht auf einem metallenen, sondern einem hölzernen Kreuze starb.

Sie halten nicht viel auf auswendig vorgetragene Predigten, da man so leicht irren könne; daher werden in ihren Kirchen die gedruckten Predigten der alten Kirchenlehrer vorgelesen. Die Lippowaner Priester benützen zur Proskomedie nicht wie die Orthodoxen einen Diskos (Scheibe), sondern drei. Auf den ersten legen sie das Christustheilchen, auf den zweiten das der Muttergottes und auf den dritten die für die Heiligen, Lebenden und Todten herausgezogenen Theilchen.



Lippowanerinnen in der Sibitka fahrend.

Ihre Religion verbietet den Lippowanern den Tanz, den Genuß geistiger Getränke und die Musik, was das Fehlen von Musikanten und Tänzen hinlänglich erklärt. Mit dem Verbote der geistigen Getränke und des Tanzes nehmen sie es freilich nicht sehr genau, daher kann man an Markttagen in den Stadtschänken von Alkohol berauschte Lippowaner tanzen, singen und lärmen sehen. Lobend muß erwähnt werden, daß in ihrem Dorfe Biala-Krinitza die Wirthshäuser fehlen.

In den Orten, wo sie mit Andersgläubigen zusammenleben, pflegen sie ihre Wohnungen und Gärten mit hohen Zäunen zu umgeben, um dieselben den neugierigen

Blicken der Fremden zu entziehen und um ihr Eigenthum zu schützen, was ihren Häusern einen geheimnißvollen Anstrich verleiht. So mittheilsam sie ihren Stammesbrüdern gegenüber sind, so mißtrauisch sind sie gegen Fremde, weshalb man auch über ihr geselliges Leben, wenn bei ihnen überhaupt von einem solchen die Rede sein kann, wenig oder nichts erfährt.

Ihre Feste und Hochzeiten erhalten durch das Absingen etwas monotoner religiöser Gesänge und weltlicher Liebeslieder eine originelle Abwechslung. Um heiraten zu können, soll der Bursch, wenn er auch kein Haus und Feld sein eigen nennt, doch Wagen und Pferd besitzen; das Mädchen bekommt zur Aussteuer gewöhnlich Feld und eine Kuh. Die jungen Leute wohnen stets ein bis zwei Jahre bei den Eltern des Bräutigams, während welcher Zeit ihnen ein eigenes Haus gebaut wird. Die Ehen der Bezpopowcy sind eigentlich wilde Ehen; dagegen sind die letzteren bei den Popowcy streng verpönt; wer dennoch in wilder Ehe leben würde, dem würde das Brunnenwasser, das Betreten der Straße und der Kirchenbesuch durch sieben Jahre verwehrt.

Die Nahrung der Lippowaner ist gewöhnlich eine vegetabile und besteht aus Hülsenfrüchten und verschiedenem Obst. Fleisch genießen sie nur im Winter namentlich im Fasching, Mönche und Nonnen aber nie. Ihre Kochkunst ist höchst einfach. Die Speisen werden in Thontöpfen in dem sehr heißen Backofen zum Dünsten zugestellt. Hierauf wird die Backofenöffnung mit einem halbkreisförmigen Brett oder Stein, „zastlonka“ genannt, verstellt, um den Zutritt der Luft hintanzuhalten. Zur Essenszeit werden dann die Töpfe mit den gutgekochten Speisen herausgenommen und die letzteren aufgetischt. Durch diesen Vorgang erhalten sie ihre Speisen im warmen Zustande auch über die gewöhnliche Mittagszeit hinaus. Doch wird auch viel auf dem Herde gekocht. Ihre Fasten sind streng und dauern 186 Tage im Jahr.

Die Masse des Lippowaner Volkes will von einer modernen höheren Schulbildung nichts wissen, im Bewußtsein, daß jede höhere Bildung ihre religiösen Anschauungen über den Haufen werfen müsse. In neuerer Zeit aber scheinen fortschrittsfreundlichere Ansichten bei ihnen Eingang gefunden zu haben, denn sie beginnen ihre Kinder auch auf Mittelschulen zu schicken, von denen zwei bereits maturirt haben und einer Namens Epiphantias Balanowicz sich ein Officierspatent im k. und k. Heere erwarb, dessen Bruder Eutychie aber griechisch-orientalischer Pfarrer in Petersburg ist. Epiphantias Balanowicz, der durch drei Jahre in Wien die Medicin studirte, dies Studium aber wegen Abgang von Existenzmitteln unterbrechen mußte, ist gegenwärtig öffentlicher Lehrer an der Schule in Klimouß, wo er sich um die Bildung der Lippowanerkinder, für die er eigene Bibeln herausgegeben hat, erfolgreich bemüht. Doch stehen derartige Fälle höherer Bildung bei den Lippowanern bis heute vereinzelt da. Hingegen kann fast jeder Lippowaner, Mann oder Weib,

jung oder alt, seine rituellen altrussischen Bücher lesen. Nicht selten kann man in den Städten Lippowaner oder Lippowanerinnen hinter ihrem Obsttisch ein religiöses Buch lesen sehen.



Lippowaner Mönche aus Fântâna alba.

Die zerstreut lebenden Lippowaner führen ihre Todten auf ihre eigenen Friedhöfe. Vor der Beerdigung werden die Todten nur von den Angehörigen, ohne daß man Klageweiber bestellt, beweint. In die Hand gibt man dem Todten einen von dem Priester ausgestellten Zettel, eine Art Reiseschein, „rukopisanie“ genannt, worin es heißt, daß er vor Gott stehen könne.

Außer ihrer Muttersprache, dem Großrussischen, bedienen sich die Lippowaner oft und ziemlich geläufig der rumänischen Sprache. Für das Wohlergehen ihrer Stammesbrüder aus aller Herren Länder zeigen sie stets ein großes Interesse und stehen mit denselben, trotz vieler ihnen in den Weg gelegter Hindernisse, durch Boten in Fühlung. Die in Noth befindlichen Stammesbrüder werden von Allen reichlich unterstützt. Hoch in Ehren halten sie jeden älteren Stammesbruder; sie ziehen vor demselben die Mütze ab, vor dem älteren Verwandten aber macht jeder jüngere eine Kniebeugung, „poklon“ genannt, bei welcher man sich so tief beugt, daß mit der Stirne fast die Erde berührt wird. Die Hand küßt man nur dem Geistlichen.

Ihre Häuser bestehen durchwegs aus Holz, sind in der Regel mit einem Schindeldache gedeckt und werden durch das Vorhaus in zwei Theile getheilt. Aus dem Vorhause geht man rechter Hand in das Wohnzimmer und links in die Küche. Links von der Küche, unter demselben Dache befindet sich die Stallung sammt Wagenhöpchen. In einer vorderen Ecke des Wohnzimmers sind die Heiligenbilder und vor denselben Öllampen angebracht. Auch in der Küche befinden sich — freilich minder werthvolle — Heiligenbilder sammt Öllampe. An der Westwand des Wohnzimmers befindet sich das tannenhölzerne Ehebett, welches vor neugierigen Blicken mittelst eines rothen Vorhanges geschützt wird. Längs der Nord- und Ostwand stehen Holzbänke und davor ein manchesmal angestrichener Tannentisch. In der Küche steht gleich beim Eingange der Feuerherd sammt dem Backofen, welcher letztere im Winter als Schlafstätte benützt und deshalb auch mittelst eines rothen Vorhanges verdeckt wird.

Die verwitweten Lippowaner Priester, deren Bildung nicht über die Kenntnisse des Lesens und Schreibens in der Muttersprache und des Kirchenrituals hinausreicht, dürfen keinen Seelsorgedienst versehen, sondern müssen Mönche werden. Doch sind Fälle vorgekommen, daß sich solche Priester wieder verheirathet haben. Ihre Mönche stehen auf einer noch niedrigeren Bildungsstufe, denn die meisten können wohl die Kirchenbücher lesen, nicht aber auch schreiben. Einer ihrer Mönche namens Nikolai Czerniszew gab vor einigen Jahren die „Staroobrjadec“ genannte Zeitschrift in Kolomea (Galizien) heraus, um ihre von der Welt angefochtenen religiösen Grundsätze zu vertheidigen. Denselben Zweck verfolgt heute die wieder von Czerniszew ebendasselbst herausgegebene Zeitschrift „Drewnija Russ“. Auch der zu den Lippowanern übergetretene Jude Michailo Karlowicz hat vor einigen Jahren in drei Bänden, wovon ein Band in Petersburg, zwei aber in Czernowitz gedruckt wurden, die Religion derselben, freilich nicht sehr zutreffend, zu rechtfertigen gesucht.

Die Kleidung der Mönche besteht in einem langen mit einem pelerinartigen, roth oder blau umsäumten Kragen versehenen schwarzen Talar. Als Kopfbedeckung dient ihnen eine schwarzsammtene, kegelförmige Mütze, worüber beim Kirchgange eine schwarze Kapuze

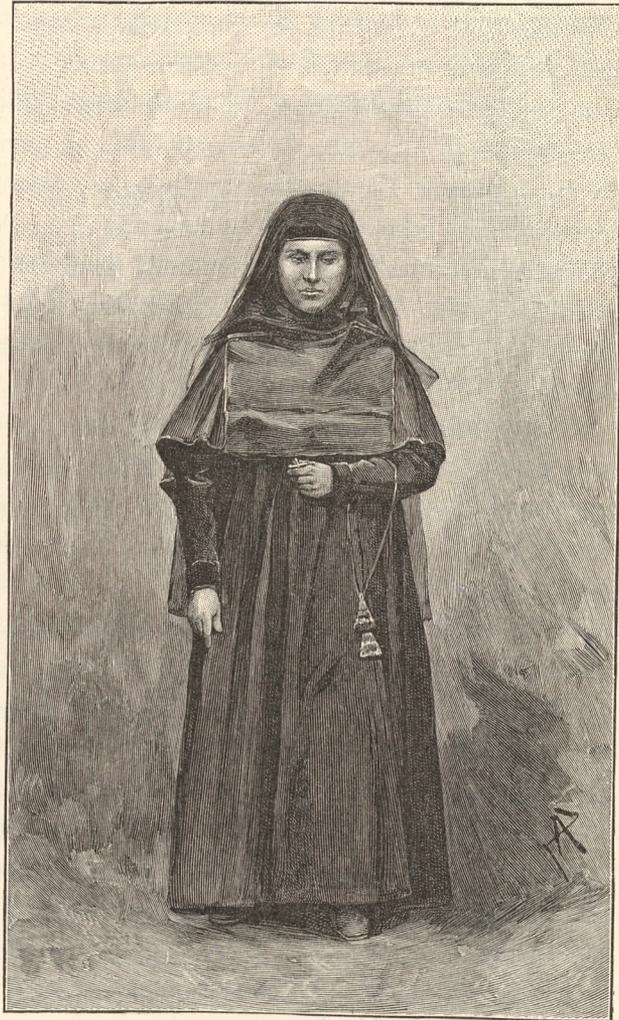
angelegt wird. Die Nonnen haben als Kopfbedeckung ein niedriges, krenpenloses, schwarzes Sammt- oder Filzkäppchen, worüber beim Ausgehen ein schütterer, schwarzer Wollschleier derartig geworfen wird, daß ein Ende davon die Brust herzförmig bedeckt, das andere aber auf dem Rücken herabhängt.

Mönche und Nonnen pflegen eigenthümliche, aus Leder bestehende Rosenkränze, „lestowke“ genannt, in den Händen zu halten. Die Beschäftigung der Mönche und der Nonnen besteht größtentheils in der Erfüllung der strengen Klosterregel, die täglich ein vierzehnstündiges Gebet vorschreibt, dann in Feld- und Gartenbau. Die Nonnen verfertigen auch Rosenkränze, Bettpöster, Kleider zc. Um in den Mönchsstand aufgenommen zu werden, muß der Kandidat das siebzehnte Lebensjahr zurückgelegt haben. Außer den Nonnen leben in Biata-Krinitza auch Einsiedlerinnen, „skiteanke“ genannt, welche sich das tägliche Brot durch Feldarbeit oder Betteln erwerben.

Der Status des gesammten Lippowaner Clerus der Bukowina ist: Ein Erzbischof, ein Vicar, vier Priester, zwei Diakone, dreißig Mönche,

dreißig Novizen, vierzig Nonnen, zwanzig Novizinnen, 30 Einsiedlerinnen und ein Pfarrer in Biata-Krinitza, endlich je ein Pfarrer in Lippoweny, Klimouz und Lufawez.

Sowohl die Mönche und Nonnen, als auch die Laien bedienen sich bei ihren Kniebeugungen kleiner, aus buntfarbigen Wollstoffen oder Seidenresten bestehender, „područnike“ genannter Pöster zum Stützen der Hände. Diese Pösterchen dienen



Lippowaner Nonne.

auch zur Verzierung der Zimmerwände. In Ermanglung solcher Pöfsterchen muß bei der Kniebeugung unbedingt ein Taschentuch auf dem Boden ausgebreitet werden.

Die Lippowaner sind ehrliche, fleißige und überaus thätige Geschäftsleute, die sich auf dem Lande auch mit Ackerbau und Viehzucht, besonders aber mit Garten- oder richtiger Obstkultur und hie und da mit Bienenzucht befassen. Sie pachten alle größeren, wenn auch meilenweit entfernten Obst- und Weingärten. Im Herbst pflücken sie mit der Hand auch von den höchsten Bäumen, die sie auf langen Leitern besteigen, das reife Obst und hinterlegen es in den in allen Städten der Bukowina gemietheten Kellern. Allmählig sammeln sie die gesammten Obstvorräthe des Landes und beherrschen so den ganzen Obstmarkt der Bukowina, und bestimmen selbst die Obstpreise in den Nachbarländern. Auf ihren kleinen Wagen transportiren sie alle Obstgattungen: Weicheln, Kirscheln, Aprikosen, Äpfel, Birnen, Zwetschken, Nüsse, Weintrauben, Wassermelonen, ferner Honig, Wachs, Öl, Kürbiskörner, Flachs, Lein und anderes nach allen Gegenden und senden auch ganze Waggonladungen davon ins Ausland.

Während die Männer in Geschäften auswärts weilen oder in ihren Gärten das Obst bewachen und pflücken, verkaufen die Frauen und Greise vor ihren Kellern das daselbst auf Tischen ausgestellte frische und gedörrte Obst und den daraus bereiteten Most. Denn die Lippowaner sind in der Obstdörrekunst, der Mostbereitung und Früchteeinsäuerung unübertreffliche Meister.

Sie beschäftigen sich aber auch mit der Herstellung ihrer Wagen und Schlitten, mit Leinwandweberei und Seilerarbeit. Beim Graben von Teichen, Dämmen, Canälen, Schanzen und Fundamenten und beim Ausführen der ausgehobenen Erde entwickeln sie eine unübertreffliche Geschicklichkeit und Ausdauer. Namentlich gilt dies von den Lufawizer Lippowanern, die sich ausschließlich mit Erdarbeiten beschäftigen.

Ochsen pflegen die Lippowaner nicht oder nur selten zu halten. Aber auch der Ärmste besitzt Wagen und Pferd. Die Ärmeren fahren gewöhnlich einspännig; nur die Reichen spannen bei größeren Lasten zwei Pferde ein. Der auf hölzernen Achsen ruhende Wagen hat eine Gabeldeichsel. Der leichjenlose und aus Lindenholz bestehende Wagenkorb ist von innen mit Lindenrinde bekleidet. Auch ihre Schlitten bestehen aus Lindenholz und sind mit ebender selben Rinde bekleidet. Das Pferd wird beim Einspannen zwischen die Deichseln gestellt, woran es auch den drittellosten Wagen zieht. Das Kummel wird hierauf mittelst starker Riemen unter Zuhilfenahme eines starken, halbkreisförmigen Holzreifes, der über den Hals des Pferdes zu stehen kommt, mit den Deichseln derart fest verbunden, daß diese gleich weit vom Körper des Thieres zu stehen kommen. Jeder Wagen hat zwei Langbäume, wovon der niedrigere unter der Vorderachse steht und mittelst eines Seiles in gleicher Höhe mit dem oberen gehalten wird. Den Pferden legen sie nie das Gebiß des Kopfgestelles

ins Maul, weshalb dieselben oft, besonders bergab und bei Glatteis, von dem heruntertreibenden Wagen an den Hinterfüßen getroffen werden und durchgehen.

In letzter Zeit überwiegt bei ihnen das weibliche Geschlecht etwas über das männliche, da sich die Jünglinge aus Widerwillen gegen den Militärdienst oft ins Ausland begeben und sich daselbst bleibend niederlassen. Nach Gemeinden und Seelenanzahl sind die Lippowaner in der Bukowina folgendermaßen vertheilt: In Biala-Krynitzka sind 972, in Klimouß 1223, in Lippoweny 469, in Suczawa 53 und in Lufawez 294 Seelen.

### Die Deutschen.

Deutsche Gewerbsleute fanden sich in der heutigen Bukowina, und zwar in Sereth und Suczawa, schon zu Ende des XIV. Jahrhunderts vor. Sie waren aus Siebenbürgen eingewandert und unterhielten einen regen Verkehr mit dem Mutterlande. Unter der stammfremden Bevölkerung konnten sie sich jedoch, vielleicht wegen ihrer verhältnißmäßig geringen Anzahl, nicht behaupten; zur Zeit des Einmarches der österreichischen Truppen in die Bukowina erinnerten an sie nur noch die Ruinen ihrer Kirchen. Ebenso waren damals jene deutschen Tuchmacher, welche der Vater des letzten polnischen Königs, der Graf August Poniatowski, mit Bewilligung des moldauischen Fürsten Johann Theodor Kallimachi zu Prelipce oder Philippeny am rechten Ufer des Dnestr, Zaleszczyki gegenüber, im Jahre 1760 angesiedelt hatte, bereits verschwunden. Dasselbe Schicksal drohte auch der einige Jahre jüngeren deutschen Ansiedlung Sadagóra. Hier hatte der Ostseeländer Peter Freiherr von Gartenberg (russisch Sadagórski) im Jahre 1770 eine russische Münzstätte errichtet und zu ihrem Betriebe eine Anzahl Landsleute herbeigerufen, denen sich bald auch verschiedene Gewerbs- und Handelsleute deutscher Abstammung, darunter auch Juden, zugesellten. Alle diese Ansiedler blieben, als die Münzstätte im Frühjahr 1774 wieder aufgelassen wurde, im Lande zurück und erhielten sich nur durch den besonderen Schutz, den ihnen die Bukowiner Militärverwaltung angedeihen ließ. Heute ist Sadagóra ein Marktflecken, der nahezu 5000 Einwohner zählt.

Der guten Dienste wegen, welche die Bewohner von Sadagóra nicht nur der nahen Hauptstadt, sondern auch anderen, entfernteren Bukowiner Ortschaften leisteten, redete General Splényi der Anlegung deutscher Colonien wiederholt das Wort. Nicht minder wußte sein Nachfolger, General Enzenberg, die Deutschen als Verbreiter höherer Cultur zu schätzen. Insbesondere schienen letzterem die „fleißigen deutschen Hände“ zur Förderung des Ackerbaues in der Bukowina nöthig. Wenn trotzdem weder der eine noch der andere Landesverweiser die Gründung solcher Ansiedelungen in Angriff nahm, ja, der eine von ihnen, Enzenberg, sogar eine dazu sehr günstige Gelegenheit unbenützt verstreichen ließ,

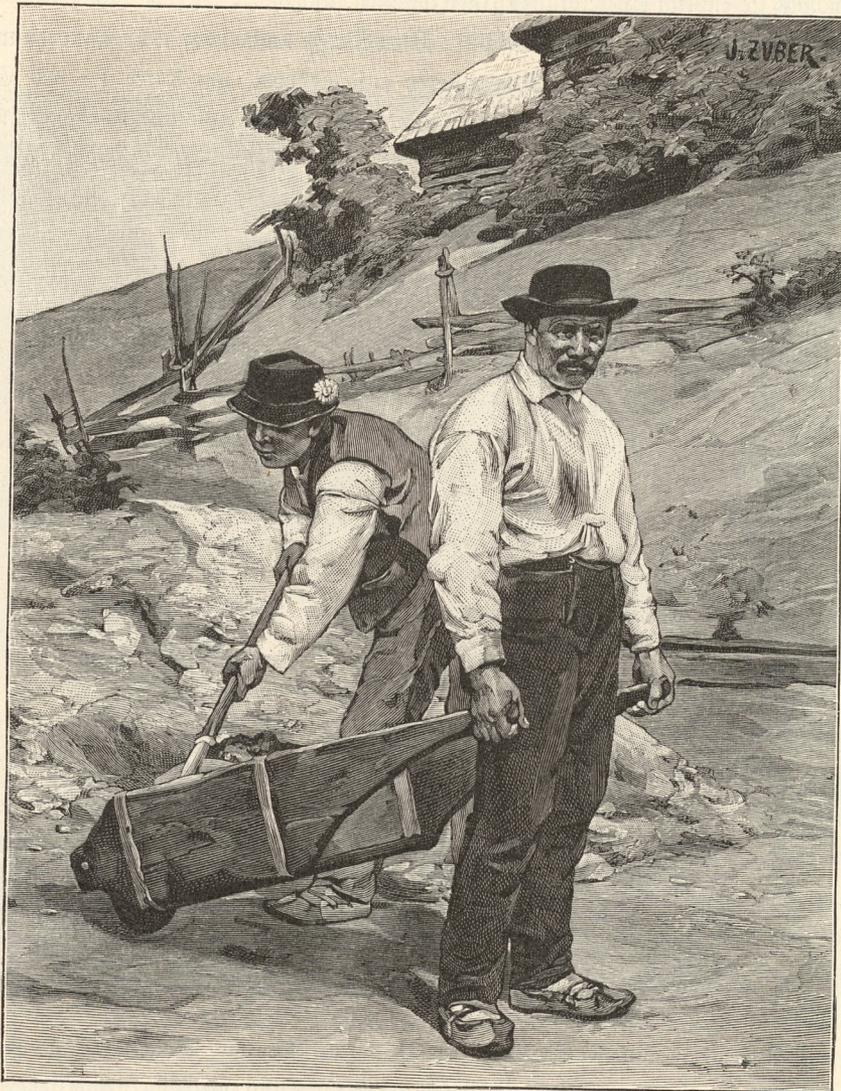
so ist dies, abgesehen davon, daß die deutschen Einwanderer zumeist sehr arm und der staatlichen Unterstützung bedürftig waren, dem Umstand zuzuschreiben, daß es, solange sich der größte Theil von Grund und Boden in den Händen der Klostergeistlichkeit befand, der Regierung an geeigneten Ansiedlungsplätzen mangelte. Welch' große Verlegenheit bereiteten dem General Enzenberg 22 aus Kurmainz und Mannheim stammende Familien, die, nachdem sie lange vergebens im Banate auf ein Unterkommen gewartet hatten, im Jahre 1782 unangemeldet in die Bukowina kamen! Mit schwerer Mühe gelang es, 13 Familien in Mołodia anzusiedeln; die übrigen mußten sich im Lande zerstreuen und gingen nur darum nicht zugrunde, weil ihnen die Regierung zum Ankauf von Vieh und Ackergeräthen Geld vorstreckte und obendrein durch mehr als ein volles Jahr Unterhaltsbeiträge bewilligte.

Erst zu Beginn der Civilverwaltung fand die Gründung einer Anzahl deutscher Bauerncolonien statt. Angelockt durch die großen Begünstigungen, die Joseph II. mittelst Patentes vom 17. September 1781 den sich in Galizien sesshaft machenden Fremden in Aussicht stellte, waren nämlich seit dem Jahre 1783 so viele Auswanderer aus dem Deutschen Reiche, besonders aus Schwaben, Franken und vom Rheine, herbeigeströmt, daß sie nicht sämmtlich sogleich unterkamen und dem Staate große Unkosten verursachten, da man sie bis zu ihrer Unterbringung verpflegen mußte. Auf kaiserlichen Befehl wurden daher im Jahre 1787 75 Familien in die Bukowina abgeschickt, wo sie im folgenden Jahre von der Staatsgüterverwaltung theils (die acht katholischen) in St. Dnufry angesiedelt, theils (die protestantischen) in die Ortschaften Arbora (8), Badeuz oder Milleszouz (8), Fratauz (16), Kliszestie (12), Satulmare (8), Tereblestie (7) und in das zu diesem Zwecke gegründete Neu-Żkany (8) vertheilt wurden. Jeder Ansiedler erhielt ein aus Stube, Kammer und Vorhaus bestehendes Haus und gegen 30 Joch Grund als emphyteutischen Besiz, wofür er außer der landesfürstlichen Steuer einen mäßigen Zins zu entrichten hatte.

Mehr als der Ackerbau hat die aufblühende Industrie die Gründung deutscher Colonien begünstigt. Die Montanindustrie zog Deutsche aus Siebenbürgen und Oberungarn (meist Gründner aus dem Zipser Comitatz), herbei, denen die Orte Jakobeny (1784 bis 1796), Kirlibaba (1797), Luisenthal und Bozoritta (1805), Eisenau (1808) und Rußpeboul oder Freundenthal (1809) ihren Ursprung danken. Die Glasindustrie dagegen rief die deutschböhmischn Ortschaften Alt- und Neuhütte (erstere 1793, letztere 1815), Karlsberg (1797) und Fürstenthal (1803) ins Leben. Auch diesen Ansiedlern wurde je ein Haus nebst einem kleinen Gartengrunde eingeräumt; Ackerfelder aber, und zwar je sechs Joch, erhielten nur die bei den Glashütten beschäftigten Holzhauer.

Durch die Glashütten wurde ein Theil der unermesslichen Bukowiner Wälder nutzbar gemacht. Derselbe Zweck, zugleich aber auch die Herstellung der öffentlichen

Sicherheit längs der sogenannten verdeckten, das ist der von Gurahumora über Mardzina nach Dubouz und von da nach Šniatyn führenden Straße wurde in den Dreißiger-Jahren durch die Gründung der Colonien Bori (1835), Lichtenberg (1836), Pojana Mikuli oder



Deutsche Bergleute aus Jabobeny.

Buchenhain (1838) und Schwarzthal (1838) auf den Religionsfondsherrschaften Kliszestie und Solka angestrebt. Die Bewohner dieser Colonien stammen sämtlich aus dem nordwestlichen Böhmen. Sie waren ohne Zusicherung der Aufnahme, bloß auf die Einladung einiger in der Bukowina bereits sesshaften Verwandten herbeigekommen und mußten sich

zumeist sehr drückenden Bedingungen unterwerfen. Es sei hier nur erwähnt, daß sie sich mit sechs Joch, und zwar noch zu rodenden Waldgründen begnügen mußten. Noch schlechter erging es den zahlreichen Nachzüglern. Sie wurden lange im Lande hin und her geschoben, bis sie endlich ein leidliches Unterkommen fanden.

Das Beispiel der Religionsfondsgüter-Verwaltung nachahmend, begannen nunmehr auch Privatgrundherren deutsche Einwanderer aufzunehmen, um durch sie den Ertrag ihrer Güter zu erhöhen. So siedelte im Jahre 1850 die damalige Eigenthümerin von Moldauisch-Vanilla, Petronella Theodorowicz, 20 theils aus Böhmen (aus der Klattauer und Budweiser Gegend), theils aus Niederösterreich stammende deutsche Familien in der Nähe des genannten Ortes an und legte dadurch den Grund zu der Altinenz, seit 1887 aber selbständigen Gemeinde Augustendorf. In den Sechziger-Jahren sind zwei deutsche Colonien auf dem der freiherrlichen Familie Waffilko-Serecki gehörenden Gute Berhomiet am Sereth, nämlich Alexandersdorf (1863) und Katharinendorf (1869), gegründet worden. Beide Orte erhoben sich auf öden, ganz werthlosen Grundcomplexen. Die Ansiedler, Schwaben aus Sliszestie und Tereblestie, sowie aus der in Galizien gelegenen deutschen Ansiedlung Brigidau, sind jedoch nur Pächter der von ihnen urbar gemachten Gründe. Auf einer Privatherrschaft ist auch die jüngste deutsche Colonie in der Bukowina, Zadowa am Sereth, entstanden. Dazu haben im Jahre 1885 David Kranz und kurz darauf auch die Antheilsbesitzer Johann v. Baloszeskul und Alexander Ritter v. Gojan den Grund und Boden käuflich überlassen.

Bei der starken natürlichen Vermehrung der deutschen Colonisten mußte diesen der ihnen ursprünglich zugetheilte Grund und Boden bald zu enge werden. Sie suchten sich darum nach allen Seiten auszubreiten. So kommt es, daß in der nächsten Umgebung der deutschen Ansiedlungen (z. B. in Rohozna bei Sadagóra, in Mitoka-Dragomirna bei Neu-Zykany, in Glitt bei Lichtenberg, in Klosterhumora bei Bori und Pojana Mikuli, in Negrileassa, Ostra und Stulpikany bei Schwarzthal u. s. w.) das deutsche Element stark hervortritt. Aber auch in ganz entlegene Gegenden der Bukowina hat der Kampf ums Dasein den deutschen Ansiedler geführt. Dieser Ausbreitung der Colonisten sowie dem Umstand, daß in Folge der Verbindung mit dem Kaiserstaate an sich zu allen Zeiten aus den übrigen Kronländern Deutsche als Soldaten, Beamte, Gewerbs- und Handelsleute in die Bukowina kamen und sich dann häufig daselbst bleibend niederließen, ist es zuzuschreiben, daß es heute hierzulande nur wenige (etwa 15) Gemeinden ohne deutsche Bewohner gibt. Besonders zahlreich ist die deutsche Bevölkerung in den Städten und einigen Märkten. In Czernowitz beträgt sie 50, in Kimpolung 33·8, in Madauß 66·15, in Sereth 60·70 und in Suczawa 58·33, dann in Gurahumora 78·9, in Unter-Stanestie 36·54, in Storożyneß 40·07, in Wiznitß 90·06 Procente der Bevölkerung. Im ganzen

belief sich am 31. December 1890 in der Bukowina die Zahl der Deutschen auf 133.501 Seelen, d. i. auf 20·65 Percente der Gesamtbevölkerung.

Die Deutschen werden in der Bukowina gewöhnlich unter dem Namen „Schwaben“ zusammengefaßt. Dieser Name hat jedoch nur für die Bewohner der protestantischen Colonien, d. i. der Colonien Alt-Fratauz, Arbora, Badenß, Iliszestie, Neu-Iskany,



Deutsche Bäuerinnen aus der Czernowitzer Vorstadt Rosch, vom Markte heimkehrend.

Satulmare und Tereblestie, dann Alexanders- und Katharinendorf und Zadowa, einige Berechtigung; die Bewohner der Werkscolonien sind durchwegs Siebenbürger Sachsen und Zipfer, die der übrigen Colonien bis auf einige bayerische Familien lauter Deutschböhmern.

Die Schwaben und Deutschböhmern, letztere mit Ausnahme des ehemaligen Glas-  
hüttenpersonales, das sich jetzt zumeist mit Holzarbeiten beschäftigt, treiben Ackerbau und

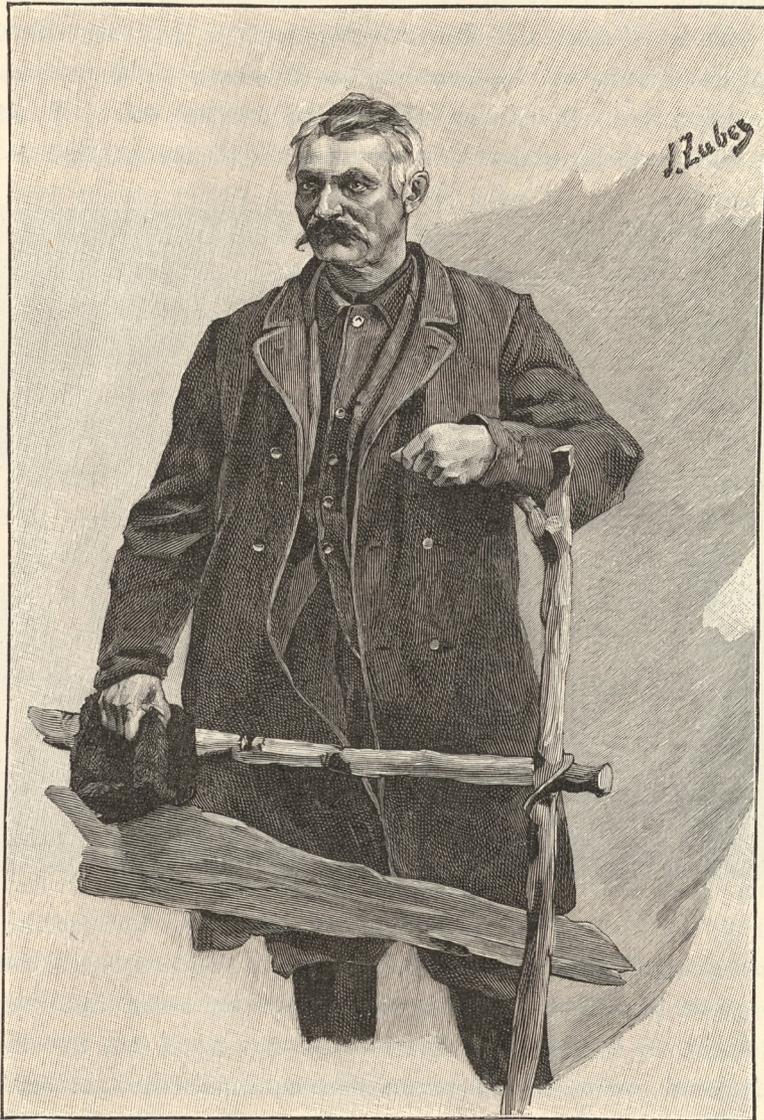
Viehzucht oder suchen als Maurer und Zimmerleute in der Bukowina sowie in Rumänien Verdienst; die Sachsen und Zipser dagegen leben, seit in den meisten Werken die Arbeit eingestellt ist, theils vom Fuhrwerk, theils von der Flößerei. Den sichersten Erwerb haben jene Colonisten, welche in der Nähe der Städte und Märkte wohnen, weil sie diese fast ausschließlich mit den Erzeugnissen ihrer Wirthschaft zu verproviantiren pflegen. Nach Czernowitz kann man jeden Morgen ganze Karawanen von „Schwäbinnen“, die vollen Milch- und Gemüsekörbe auf den Köpfen, leichtere Dinge in den Händen tragend, trotz Regen und Sturm, trotz Glatteis und Schneeverwehungen ziehen sehen.

Obchon von ihrer ursprünglichen Heimat weit entfernt und inmitten einer andersgläubigen und fremdsprachigen Bevölkerung lebend, haben die Bukowiner Deutschen dennoch ihren Charakter treu bewahrt. Sie sind wahr und offen, gutmüthig und theilnahmsvoll geblieben und kennen weder Unduldsamkeit noch Nationalitätenhaß. Ihrem friedlichen, ja freundschaftlichen Verkehr mit den Nachbarn kommt auch der Umstand sehr zu statten, daß sie frühzeitig beflissen waren, sich die verschiedenartigen Idiome des Landes eigen zu machen. Leider hat der häufige Gebrauch mehrerer fremden Sprachen die üble Folge, daß in ihre eigene Sprache, die unter dem Einflusse von Schule, Kirche und Verwaltung das Dialektmäßige abstreift und sich nicht mehr allzusehr von der Schriftsprache unterscheidet, immer mehr fremdartige Ausdrücke und Formen eindringen.

Die Landbevölkerung ist im allgemeinen ziemlich gleich gekleidet. Nur bei den Zipsern macht sich, und zwar auch nur an Werktagen eine Besonderheit bemerkbar. Diese tragen, während der Schwabe und Deutschböhme mit Mütze, Spensjer, breiten Zeughosen und Röhrenstiefeln angethan, seiner Beschäftigung nachgeht, runde schmalfrämpige Filzhüte, enganliegende, oben durch einen Gurt zusammengehaltene grauweiße Wollhosen und Spintischen. Die Sonntagstracht besteht überall in einer schwarzen oder dunkelblauen Tuchjacke, in einem Beinkleid aus grauem Tuch, in einer Weste aus Halbseide und einer schwarz-tuchenen Kappe. Im Winter tritt an die Stelle der Kappe eine runde schildlose Pelzmütze, an Stelle des Spensjers ein dunkelgrauer Pelz von mittlerer Länge. Die Mädchen und Frauen tragen im Sommer kurze, faltenreiche dunkelblaue oder rothe, stets getupfte Peralkleider. Der Kopf ist entweder (nur bei den Mädchen) bloß oder mit einem geblümten Tuch bedeckt, das rückwärts in zwei ansehnlichen Maschen endigt. Im Winter greift wie bei dem männlichen Geschlechte der Wollstoff platz. Zum guten Tone gehört, daß der junge Bursche am Sonntage die Spitzen eines buntfarbigen Tuches aus den Taschen niederhängen, das Mädchen einen Blumenstrauß in den Händen sehen läßt.

Der Deutsche der Bukowina ist keineswegs vergnügungssüchtig; aber er hat doch seine Freuden und Zerstreuungen, denen er sich mindestens an Sonn- und Feiertagen

hingibt. Dazu zählen vornehmlich die wechselseitigen Besuche der Verwandten und Bekannten, ebenso die Versammlungen in und vor der Schenke, wo die junge Welt bei den Lauten einer Ziehharmonika dem Tanze huldigt. Auch der Volksgefang wird gepflegt.



Deutscher Ansiedler aus Bkany.

Fast jeder Bursche, wenigstens bei den Deutschböhmen und Schwaben, hat sein Liederbuch, worin neben weltlichen auch geistliche Lieder stehen. Ein in der Bukowina entstandenes deutsches Volkslied ist jedoch bisher nicht bekannt.

Das wichtigste Familienfest ist die Hochzeit. Sie findet gewöhnlich im Herbst und im Fasching statt und dauert zwei bis drei Tage. Dabei ist die Musik unentbehrlich. Thretwegen wählt man, besonders in größeren Ortschaften, wo mehrere Hochzeiten gleichzeitig abgehalten werden, als Hochzeitstag den Sonntag, Dienstag und Donnerstag, nur in Bori zieht man den Montag, und zwar als glückbringenden Tag, vor. Die Einladung zur Hochzeit wird häufig erst tags zuvor von dem Brautpaare selbst oder von vier bis sechs dazu ausgewählten Burschen besorgt. Manche Colonien, wie z. B. Fürstenthal, haben einen eigenen „Hochzeitslader“, der, mit einem reichbebanderten Stocke in der Hand, in die ihm vom Brautpaar und dessen Eltern bezeichneten Häuser geht und deren Bewohner mittelst eines entweder selbst erdachten oder von den Vätern ererbten gereimten Spruches bittet, daß sie zur Hochzeit kommen „auf a Tröpferl Suppen, auf a Bröckerl Fleisch und a Zuspeis, auf an Trunk und auf an Sprung“. In jedem Hause wird der „Hochzeitslader“ mit einem Gläschen Schnaps bewirthet und der Schmuck seines Stockes durch ein neues Band vermehrt. Die Hochzeitsgäste versammeln sich bei den Eltern der Braut. Der Bräutigam erscheint daselbst in Begleitung der Beistände und der „Junggesellen“ (Brautführer). Es ist Sitte, daß Braut und Bräutigam, bevor sie zur Trauung gehen, die Eltern sowie auch die Gäste für die ihnen etwa zugefügten Kränkungen um Vergebung bitten. Hier und da wird der Hochzeitszug schon auf dem Weg zur Kirche von Burschen mittelst einer Schnur oder Stockes aufgehallen; in der Regel geschieht dies erst auf dem Heimwege. Um den Weg frei zu machen, hat der Bräutigam eine „Mauthgebühr“ von 20 Kreuzern bis einen Gulden zu entrichten. Zu Hause wird das neuvermählte Paar von der Mutter der Braut mit Brod und Salz (in Jakobeny mit Backwerk und Wein) empfangen. Bei dem darauffolgenden Hochzeitsmahle — es findet im Hause der Braut oder, wenn daselbst nicht hinlänglich Platz ist, in dem des Bräutigams oder auch in einem fremden Hause statt — spielt der sogenannte „Tischmeister“, in Rosch auch „Plampatsch“, in Jakobeny und Kirlibaba „der mit dem langen Handtuch“ genannt, eine wichtige Rolle. Er trägt nicht nur die Speisen auf, sondern muß auch für die Unterhaltung der Gäste sorgen. In letzterer Hinsicht sei nur erwähnt, daß er in Fürstenthal und Bori die erste Schüssel — sie ist gewöhnlich mit Eierschalen gefüllt — unter dem schallenden Gelächter der Hochzeitsgäste in der Mitte der Stube fallen läßt. Gegen das Ende des Mahles gehen die Beistände oder die Brautführer (in Jakobeny und Kirlibaba „der mit dem langen Handtuch“) mit einem Teller, auf dem zwei mit Wein gefüllte Gläser stehen, von Tisch zu Tisch und sammeln, indem sie jedem Gaste einen Trunk anbieten, die Hochzeitsgeschenke ab. In der Regel ist es die Braut, die für die Geschenke dankt; nur in den protestantischen, also „schwäbischen“ Colonien fällt diese Aufgabe dem Bräutigam zu. Zum Schlusse bittet auch die Köchin sowie einer der Musikanten um eine milde Gabe, erstere, weil sie sich beim

Kochen die Schürze verbrannt, letzterer, weil er sich beim Musciren das Mundstück des Blasinstrumentes zerbrochen habe. In manchem Dorfe, z. B. in Vori, ist es Sitte, daß sich die Köchin vor Beginn ihres Rundganges unter den Tisch schleicht und der Braut die Schuhe von den Füßen zieht, wofür alsdann die Brautführer ein Lösegeld zu zahlen haben. Um Mitternacht — um diese Zeit ist das Mahl zu Ende — wird die Braut von den beiden Brautmüttern und den übrigen Frauen in das anstoßende Gemach geleitet, des Brautkranzes sowie des hochzeitlichen Gewandes entledigt und mit einem gewöhnlichen Kleide, einer Schürze und einer Haube — Geschenken der Brautmütter — angethan.



Weihnachtspiel: Die Apostel.

Hierauf wird sie von den Frauen, die nun sämtlich brennende Kerzen in den Händen tragen, in das Speisezimmer zurückgeführt, wo unterdessen die Tische hinweggeräumt und die Vorbereitungen zum Tanze getroffen worden sind. Zuerst tanzt jedoch nur die Braut allein, und zwar der Reihe nach mit dem Bräutigam, den Brautvätern, den Brautmüttern, den Brautführern, „Brautmascheln“ (Brautmädchen) und allen Gästen. Das ist der Brauttanz, auch der wilde Brauttanz genannt, weil die anwesenden Bursche die Braut in dem Augenblicke, wo sie den Tänzer wechselt, zu „stehlen“ suchen, um den Bräutigam zur Zahlung eines Lösegeldes zu zwingen. Bei den Zipsern und in einigen deutschböhmisches Colonien (Vori, Fürstenthal) findet die Einführung der Braut in die Würde der Hausfrau,

das sogenannte „Haubenauffsetzen“, erst am zweiten Tage statt. Den Schluß der Hochzeit bildet das Überführen der Mitgift („Bettkleider- oder Bettgewandführen“) und das „Strohjackverbrennen“. Letzteres besteht darin, daß die Köchin oder eine andere Weibsperson eine Handvoll Stroh oder Heu, aus dem Bette der Braut genommen, unter dem Tische in Brand steckt.

Im allgemeinen sind die Bukowiner Deutschen mit Kindern reich gesegnet. Das neugeborne Kind wird, sobald es gebadet ist, zuerst der Mutter, dann dem Vater und hierauf denjenigen, die sonst noch anwesend sind, gereicht. Alle küssen es und machen darüber das Kreuzeszeichen. In den Werkscolonien beten sie ihm überdies je ein Vaterunser in den Mund (in Jakobeny) oder in das Ohr (in Kirlibaba) hinein. Den Pothendienst erweist man sich gegenseitig; ihn zu versagen, gilt als Sünde. Als Taufgeschenk gibt man ein Geldstück (ein bis zwei Gulden) und einen zwei Meter langen Streifen Perkal, woraus die Mutter nach Verlauf von einem oder zwei Jahren dem Kinde ein Kleidchen macht. Besucht die Wöchnerin zum erstenmale die Kirche, so beglückwünscht sie jeder, der ihr begegnet, mit den Worten: „Euer Ausgang soll gesegnet sein. Ich wünsche Glück zu Eurem Prinzen (Eurer Prinzessin); Gott möge ihn (sie) Euch erhalten und Ihr sollet ihn (sie) zur Ehre Gottes großziehen, damit Gott und die Welt an ihm (ihr) ein Wohlgefallen habe.“ (Jakobeny).

Wie bei dem Eintritt in die Welt, so wird auch bei dem Austritt aus derselben jedemann dem Allmächtigen empfohlen. Schlägt nämlich einem Familiengliede das letzte Stündlein, so finden sich alle Verwandten und Freunde und, wenn es an einem Sonn- oder Feiertag geschieht, auch andere Mitglieder der Gemeinde ein, um dem Sterbenden durch ein Vaterunser das Hinscheiden zu erleichtern. Solange die Leiche im Hause ruht, halten des Nachts Verwandte und Bekannte, gemeinsam betend, Wache.

Unter den hohen Festen des Jahres nimmt das Weihnachtsfest die erste Stelle ein. Bei den Katholiken, d. i. bei den Deutschböhmen und der Mehrzahl der Zipfer erscheint am Weihnachtsabend, und zwar in Gestalt einer weißgekleideten Frau das Christkind. Es wird von einem vermummten Manne begleitet, der in der einen Hand eine Ruthe für die schlimmen, in der anderen eine Serviette mit Äpfeln und Nüssen für die braven Kinder hält. Bei den protestantischen Schwaben gehen die „Pelznickel“, d. i. der heilige Nikolaus mit zwei oder mehr Begleitern, sämtlich in umgekehrte Pelze gekleidet, um. Aber auch förmliche Weihnachtsspiele sind in der Bukowina noch in Übung. In den Werkscolonien wird eine „Schäferkomödie“, in den deutschböhmiſchen Colonien ein „Dreikönigsſpiel“, auch „die Heroden“ genannt, aufgeführt. Die Deutschböhmen der Czernowitzer Vorstadt Kosch pflegen außerdem noch ein anderes Weihnachtsspiel, das sie „die Apostel“ oder „das christliche Apostelspiel“ nennen. Dieses Spiel stellt den Heiland dar, wie er von Petrus, Martinus, Nikolaus, Thomas, Moses, zwei Engeln und

zwei „Ruperus“ (Ruprecht) umgeben, über die Menschen, insbesondere aber über die kleinen Kinder Gericht hält. Als Ankläger treten Petrus, Nikolaus, Martinus und Moses auf. Was sie vorbringen, lautet so belastend, daß der eine der beiden Ruperus schon Miene macht, sich der anwesenden Kinder zu bemächtigen. Da erfleht der heilige Thomas ihre Begnadigung. Bis auf die beiden Engel und die beiden Ruperus, deren Rollen in den Händen von Mädchen, beziehungsweise Knaben liegen, werden alle handelnden Personen von Männern dargestellt. Jeder Darsteller ist mit einem weißen, durch einen Gürtel aus farbigem Papier zusammengehaltenen Hemd bekleidet. Das Haupt ziert eine papierene Krone. In der Hand hält Christus ein Scepter, Petrus einen langen hölzernen Schlüssel, Moses zwei steinerne Tafeln, Nikolaus und Thomas Hirtenstäbe, Martinus eine Büchse, der große Engel einen hölzernen Degen, der kleine Engel eine Schelle und die beiden Ruperus Ketten. So ziehen „die Apostel“ von Haus zu Haus, um überall da, wo man ihnen dazu die Erlaubniß gibt, gegen ein kleines Honorar, das Martinus übernimmt, in der Stube oder im Vorhause ihr „Spiel“ aufzuführen. Die beigegebene Abbildung stellt die Schlussscene dar, wo alle handelnden Personen ein Weihnachtslied abbingen.

Trotz ihrer höheren Intelligenz sind die Deutschen in der Bukowina ebensowenig wie die anderen Stämme von Aberglauben frei. Allgemein geübt ist das Bleigießen und Schuhwerfen am Andreastage. Die Mädchen suchen außerdem an diesem Tage durch das Knödel- und das Zaunpfahlorakel die Zukunft zu erforschen. Zu ersterem pflegen sich in der Regel neun Mädchen zu versammeln. Ein jedes bereitet einen Knödel und merkt sich dessen Form und Größe. Sind die Knödel gekocht, so setzen sie dieselben einem wohlgenährten Hunde vor. Das Mädchen, dessen Knödel der Hund zuerst verzehrt, wird bald Hochzeit halten. Das Zaunpfahlorakel dagegen besteht darin, daß die Mädchen um Mitternacht die Pfähle des erstbesten Zaunes zählen. Bei dem zwölften Pfahle wird haltgemacht. Je nachdem dieser Pfahl gerade oder krumm ist, wird der Bräutigam schön gewachsen oder bucklig sein. Dem Hausvater ist der Weihnachtsabend vorbedeutend. Helle Weihnachten verkünden ihm helle, d. i. leere, dunkle Weihnachten dunkle, d. i. volle Scheunen. Um zu erfahren, welche Früchte im kommenden Jahre gedeihen oder mißrathen werden, legt er auf ein Brett eine Anzahl glühender Kohlen, die er vorher nach den verschiedenen Fruchtgattungen, die er anzubauen pflegt, benannt. Dann achtet er genau darauf, welche Kohlen ganz verbrennen und welche bald erlöschen. Erstere zeigen ihm jene Früchte an, von denen eine gute, letztere, von denen eine schlechte Ernte zu erwarten ist. Am Sylvesterabend sucht er mittelst des bekannten Zwiebelkalenders die trockenen und die regenreichen Monate des neuen Jahres zu bestimmen. Gegen Hagel glaubt er die Feldfrüchte dadurch zu schützen, daß er die zu Asche verbrannten Schalen von

geweihten Oftereiern auf die angebauten Felder streut und die Birkenbäumchen, die am Frohnleichnamsfeste in der Nähe der Altäre standen, zwischen die Saaten pflanzt. Selbstverständlich spielen im Volksglauben der Bukowiner Deutschen auch die Hexen eine nicht geringe Rolle. Ihr Einfluß erstreckt sich auf Vieh und Menschen. Das Vieh sucht man dadurch gegen sie zu schützen, daß man ihm die bei der Frohnleichnamsp procession verwendeten Blumen unter das Futter mischt.

### Die Polen.

Seit mehr als einem halben Jahrtausend haben die Polen wiederholt die Geschichte der Bukowina beeinflusst und mehr als ein Blatt der Geschichte dieses Landes ist eng mit dem polnischen Namen verknüpft. Zur selben Zeit, als das moldauische Fürstenthum im Süden der Bukowina im Entstehen begriffen war, gerieth der nördliche Theil derselben unter die Oberherrschaft der Polen, welche damals — unter Kazimir III. dem Großen — Galizien in Besitz nahmen. Wie früher die ruthenischen Fürsten von Halicz ihren Einfluß bis weit nach dem Süden geltend gemacht hatten, so waren auch die Pläne ihres Erben, des polnischen Königs, auf ein möglichst weites Vordringen den Pruth und Dniestr abwärts gerichtet. Thatsächlich nahm Kazimir nicht nur die heutige nördliche Bukowina zwischen Pruth und Dniester ein, sondern er ergriff auch Besitz vom westlichen Hügellande derselben südlich vom Pruth und verband auch das Czernemoszgebiet mit seinem Reiche. Zum Schutze dieser Landstriche hat Kazimir, wie die polnischen Reichstagsabgeordneten im Jahre 1448 erklärten, außer anderen festen Orten in den benachbarten Ländern die Burg Cecina erbaut. Die Trümmer derselben krönen noch heute den Gipfel des gleichnamigen Berges, der sich westlich von Czernowiz bis zu einer Höhe von 539 Metern erhebt und einer der beherrschenden Punkte des Hügellandes zwischen Pruth und Czernemosz ist.

In ihrem weiteren Vordringen wurden die Polen durch das neu begründete Fürstenthum Moldau gehindert. Zwischen den beiden Staatswesen mußte es zu einem Zusammenstoße kommen. Ein Thronstreit zwischen den moldauischen Fürsten Stefan I. und Peter I. bot Kazimir die erste willkommene Gelegenheit in die Verhältnisse der Moldau einzugreifen. Von Stefan aufgefordert zog Kazimir im Jahre 1359 in die Bukowina; aber auf der schwarzen Alm bei Sliboka erlitt das polnische Ritterheer durch die Moldauer eine gänzliche Niederlage. Peters Krieger sollen die am Wege stehenden Bäume unterhackt und sie hierauf auf das durchziehende polnische Heer gestürzt haben. Viele Polen wurden auf diese Weise getödtet, noch mehr gefangen, und überdies fielen drei königliche und neun adelige Fahnen mit zahlreicher anderer Beute den Moldauern in die Hände.

Freundschaftlicher gestaltete sich das gegenseitige Verhältniß beider Staaten, als Wladislaw II. Jagiello auf dem polnischen Königsthron saß. Durch die Fortschritte der Türken erschreckt, leistete diesem Könige der Wojwode Peter II. (I.) am 26. September 1387 in feierlicher Weise den Lehenseid. Um Peter, der sich mit einer Schwester des Königs vermählte, fester an Polen zu fesseln, verpfändete oder verließ Wladislaw demselben auch das Gebiet zwischen Pruth und Dniestr. Hiemit war der Anfall dieses Landstriches an die Bukowina vorbereitet, der auch um die Mitte des XV. Jahrhunderts erfolgte. Damals wurde als Grenze gegen Sniatyn der Bach Koloczyna bestimmt, was dem gegenwärtigen Verlaufe der westlichen Grenze zwischen Pruth und Dniestr entspricht. In jenen Zeiten erscheint die nördliche Bukowina unter dem Namen Szepin, offenbar so genannt nach seinem Hauptorte, dem heutigen Szypenitz, das zufolge neuer prähistorischer Forschungen eine uralte Ansiedelung war und auch in den ersten zwei Jahrhunderten der moldauischen Herrschaft nicht ohne Bedeutung gewesen zu sein scheint. Bezeichnend ist es, daß der Fürst Peter der Lahme, als er im Jahre 1579 diesen Ort zum Marktplatz für den Handelsverkehr mit den Lemberger Kaufleuten bestimmte, ausdrücklich bemerkt, daß dies schon in früherer Zeit ebenso gewesen sei. Erwähnenswert ist es auch, daß im Jahre 1519 für diese nördlichen Gebiete der Moldau ein ganz merkwürdiges Gerichtsverfahren zwischen dem Fürsten Stefan VI. (V.) und den Polen vereinbart wurde. Da nämlich im Grenzgebiete nicht nur über Diebstähle von Vieh und dergleichen, sondern auch wegen Frauenraubes häufig Klagen geführt worden waren, so wurde ein aus Moldauern und Polen zusammengesetztes Gericht eingesetzt, welches über die an den Grenzen vorkommenden Verbrechen zu urtheilen hatte. Die Gerichtstage sollten bald dies- bald jenseits der Grenze stattfinden.

Mit dem Anfälle von Szepin war für die Moldau auch der Gewinn des von der Burg am Cecina beherrschten Gebietes südlich vom Pruth verbunden. Die Gebiete am Szeremosz blieben aber bis gegen Ende des XV. Jahrhunderts im Besitze der Polen. Erst in Folge der furchtbaren Niederlage, welche König Johann Albrecht auf dem Zuge nach der Bukowina (1497) erlitt, an den noch heute der von den Polen bei Lenkoug am nördlichen Pruthufer aufgeworfene Ringwall erinnert, traten (1499) die Polen die Gebiete von Ruffisch-Kimpolung (Dolhopole am Szeremosz), Putilla, Kostoki, Wizniz, ebenso Tspas, Millie, Willaut, Karapcziu, Zamostie, Woloka bei Stanestie und Waszkoug am Szeremosz an die Moldau ab, und erst durch diese Erwerbungen hat die Moldau, und mit ihr die Bukowina, ihre gegenwärtige Westgrenze südlich vom Pruth erreicht. Daß die Sage an diesen Feldzug auch die Pflanzung jener Buchenwälder knüpft, nach denen die Bukowina ihren Namen führt, ist schon mitgetheilt worden; der Name Bukowina für diese Buchenwälder kommt urkundlich schon im Jahre 1392 vor.

Die blutigen Waffengänge zwischen den Polen und Moldauern ruhten auch in den folgenden Jahrzehnten nicht. Gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts durchzog der mächtige Türkenbezwiner Sobieski die Bukowina, da die Moldau damals bereits zu einem Vasallstaat der Türkei herabgesunken war. Das Land wurde verwüstet und selbst der Leichnam des heiligen Johannes von Suczawa nach Galizien entführt, woher er erst nach hundert Jahren wieder nach Suczawa gebracht wurde. Auch die Befestigungswerke, welche Sobieski um die Kirche des heiligen Agentius zu Suczawa errichten ließ, sowie der Name „Zamka“, der jetzt für die genannte Kirche und ihre Umgebung allgemein üblich ist, erinnern an jene vergangenen Zeiten, ebenso wie die Sage über den Sobieski-Brunnen in Woloka. Noch im Jahre 1870 konnte man in der Sanct Georgs- und in der Demetrius-Kirche zu Suczawa in die Wand eingeritzt polnische Namen lesen, in ersterer daneben die Jahreszahl 1698 und die Bemerkung: „Beim Abmarsch“. Erwähnenswerth ist auch eine Urkunde, vermöge welcher König Sobieski am 20. December 1691 dem Edlen Stefan Golubowski für dessen militärische Verdienste die im Czernowitzer Districte am Pruthflusse gelegenen öden Gebiete von Pjedykoug unter der Bedingung schenkte, daß derselbe für die Erhaltung der Brücken in jener Gegend Sorge trage.

Aber nicht nur kriegerische Ereignisse führten die Polen in die Bukowina; frühzeitig entwickelten sich auch mannigfaltige andere Beziehungen. Da das römisch-katholische Bisthum Sereth, welches vom Jahre 1371 bis zum Jahre 1401 bestand, von dem Krakauer Erzbischofe Florian errichtet worden war, so ist es leicht erklärlich, daß unter den Bischöfen und Geistlichen dieser Diöcese sich Polen fanden; so stammte insbesondere Andreas II., welcher von etwa 1385 bis 1387 auf dem bischöflichen Stuhle von Sereth saß, aus dem polnischen Geschlechte der Jaszrzebiec. Ebenso ist es selbstverständlich, daß diese Geistlichen in steter Beziehung zu den polnischen verblieben. Als der Pater Janitor des Dominicanerklosters in Sereth vom heiligen Grabe ein Linnentuch brachte, schickte er einen Theil desselben nach Kamieniec, einen anderen nach Lemberg. Kaum hatten diese Beziehungen durch die Verlegung des Bisthums von Sereth nach Bakau eine Störung erfahren, so trat ein um so regerer Verkehr der Lemberger Kaufleute in der Bukowina ein. Grundlegend hiefür war die Urkunde, welche der moldauische Fürst Alexander der Gute am 8. October 1407 „zu Ehren seines Herrn, des Königs von Polen“ den Lemberger Kaufleuten verlieh, und die später öfters bestätigt wurde. Indem diese Urkunde einen bestimmten Zollsatz festsetzte und die Kaufleute vor ungebührlichen Forderungen sicherte, veranlaßte sie einen sehr lebhaften Handelsverkehr von Lemberg über Czernowitz, Sereth nach Suczawa, und von da nach allen Himmelsgegenden. Da Suczawa der Mittelpunkt dieses Handelsverkehrs war, so befand sich auch daselbst der Stapelplatz und die Hauptmauthstation. Die Lemberger Kaufleute erhielten das Recht, sich in Suczawa eine

eigene Herberge zu errichten; doch durfte in derselben kein Wirthshaus eingerichtet, kein Bier gebraut, noch Meth bereitet, auch keine Fleischbank angelegt, noch Brot verkauft werden, außer daß hiefür die städtischen Gebühren erlegt würden. Man wird wohl mit Recht annehmen dürfen, daß von diesem Zugeständnisse viele Kaufleute Gebrauch machten, und daß in Folge dessen neben den armenischen, besonders auch polnische Kaufleute in die Bukowina kamen. Zu Gunsten derselben sind vom polnischen Könige Sigismund im Jahre 1521 und hierauf vom moldauischen Fürsten Peter VI. (V.) dem Lahmen im Jahre 1579 Verordnungen gegen die jüdischen Handelsleute erlassen worden. Letzterer Fürst war es auch, der den Ort Szipenitz nördlich vom Pruth zum Marktplatze für den Handelsverkehr mit den Lemberger Kaufleuten bestimmte.

All' dies zeugt von einem regen Verkehre zwischen der Bukowina und der Metropole des angrenzenden Theiles von Polen. Außer dem Handel gaben hiezu oft auch andere Angelegenheiten Veranlassung. Welch' mächtige Anziehung auf die Blüte der polnischen Ritterschaft übte beispielsweise die liebliche Tochter des Wojwoden Basil Lupul, welche als Donna Rosanda in der polnischen Sage fortlebt. Zu ihren Werbern zählte dieselbe einen Stefan Potocki, den Fürsten Korybut Wiszniowiecki, den Großkanzler von Lithauen Albrecht Radziwill und mehrere andere. Die vielfachen Beziehungen zu Polen haben schließlich auch in mancher anderen Richtung auf die moldauischen und insbesondere auf die Bukowiner Verhältnisse eingewirkt. Hier sei nur ein besonders bemerkenswerther Fall angeführt. Während in den übrigen Theilen der Moldau an der Spitze der Kreise Barkalaben, das heißt Burgoberste standen, wurde der Vorsteher des Czernowitzer Districtes mit dem polnischen Titel „Starost“, das ist der „Älteste“, bezeichnet. Dies fiel schon dem ersten Landesverweser der Bukowina General von Splényi auf, und er versucht diese Erscheinung in seiner Denkschrift vom Jahre 1775 zu erklären. Der Districtsverwalter von Czernowitz, lesen wir in derselben, wird „nach der polnischen Art“ Starost genannt, um ihm „ein mehreres Ansehen bei den benachbarten Polen zu geben“.

Als Osterreich an die Erwerbung der Bukowina schritt, war im Lande die einstige Zugehörigkeit einzelner Theile desselben zum Königreich Polen nicht vergessen. So erfuhr der im Jahre 1773 in die Bukowina gesandte Hauptmann Mieg von den Bauern, daß die polnische Grenze einst auf dem Bergrücken Bukowina, der sich von Chotin am Dniestr gegen Czernowitz erstreckt, gezogen wäre. Juden zeigten ihm auf diesem Hügelzuge auf dem Wege zwischen Dobronouß und Czernawka einen Grenzstein. Einige Bojaren endlich wollten sogar wissen, daß nicht nur der Czernowitzer, sondern auch der Suczawer District ehemals zu Polen gehört hätte, und einer von ihnen wies zum Beweise der Richtigkeit seiner Behauptung jene Urkunde vor, welche schon oben uns als Quelle für die Bestiftung des Polen Holubowski mit Bukowiner Gütern gedient hat. Bekanntlich hat auch thatsächlich

Österreich von der Türkei die Bukowina als eine Attinenz Galiziens und als ein von Polen dem Kaiserhause anheimgefallenes Recht zurückgefordert.

Als die Bukowina an Österreich fiel, befanden sich wohl keine Polen im Lande. Die wirren Verhältnisse in den letzten Jahrzehnten der türkischen Herrschaft dürften sie verschleucht haben. Aber schon im Gefolge Splényis fanden sich einzelne Polen ein. Wenn die Angabe der Chronik der römisch-katholischen Pfarre in Czernowiz richtig ist, daß der galizische Grenzcommissär Thomas Edler von Woickiewicz, welcher mit dem General Splényi nach Czernowiz gekommen war, zu den ersten Bekennern des lateinischen Ritus in dieser Stadt zählte, so dürfen wir in ihm auch einen der ersten Polen, welche sich in der Hauptstadt des Landes ansiedelten, erblicken. Die Zahl derselben vermehrte sich hierauf durch nachkommende Beamte, Geistliche, Handwerker und Soldaten, ferner besonders auch durch Personen des dienenden Standes. Gefördert wurde diese Einwanderung durch die im Jahre 1786 erfolgte Verbindung der Bukowina mit Galizien, welche erst um die Mitte unseres Jahrhunderts gelöst wurde. Zu dieser Zeit finden wir besonders unter den Beamten sehr viele Polen. Daraus erklärt sich auch, warum noch gegenwärtig in der amtlichen Schreibung der Bukowiner Ortsnamen die polnische Orthographie vorherrscht. Auch die römisch-katholischen Seelsorger waren zumeist polnischer Abkunft, und zwar auch in deutschen Gemeinden, ohne daß sie der Sprache ihrer Pfarrkinder mächtig waren. Trotzdem ist die Zahl der Polen, welche sich im Lande ansiedelten, eine geringe. Zur Zeit, da die Bukowina nach mehr als sechzigjähriger Verbindung mit Galizien ihre Selbständigkeit wieder erhielt, zählte man nur etwa 4000 Polen, was etwas mehr als 1 Procent der damaligen Gesamtbevölkerung ergibt. Seither hielt sich die absolute Zahl der Bukowiner Polen ziemlich beständig in der angegebenen Höhe, trotzdem die Bevölkerung der Bukowina rasch anwuchs. Wenn hierauf im Jahre 1880 über 18.000 und zehn Jahre später fast 24.000 Polen gezählt wurden, so ist dieses überraschende Anwachsen aus dem Umstande erklärlich, daß bei diesen Zählungen nicht die Abkunft, sondern die Umgangssprache maßgebend war und daß diese in der Bukowina weit über den Kreis der eigentlichen Polen verbreitet ist.

Die Polen der Bukowina bekennen sich ebenso wie ihre Brüder in anderen Ländern insgesamt zur römisch-katholischen Kirche. Man hat sich daher im Lande gewöhnt, wiewohl die Bewohner mit polnischer Umgangssprache nur etwa ein Drittel aller Katholiken desselben ausmachen, die römisch-katholische Confession als die polnische zu bezeichnen, ebenso wie das Volk oft statt griechisch-orientalisch oder nichtunirt sich des Ausdruckes „rumänisch“ bedient und statt griechisch-katholisch oder unirt die Bezeichnung „ruthenisch“ verwendet. Nicht ohne Einfluß auf die erwähnte Bezeichnung mag der Umstand sein, daß auch gegenwärtig wie in den früheren Jahrzehnten die meisten römisch-katholischen Geistlichen Polen sind.

Die Polen gelten allgemein als gut kirchlich gesinnt. Auf die festliche Begehung der Feiertage legen die Polen großes Gewicht, und die von ihnen beobachteten Sitten sind auch bei den römisch-katholischen Deutschen der Bukowina vielfach zur Geltung gekommen. So ist zum Beispiel der Brauch, daß am heiligen Weihnachtsabend vor dem Festmahle alle Anwesenden gemeinsam eine Oblate genießen und sich hiebei beglückwünschen, offenbar polnischen Ursprungs. Auch die Weihnachtsgefänge und die Puppenspiele der meisten Weihnachtsfänger in den Städten, besonders in Czernowitz, weisen einen ganz offenbar polnischen Charakter auf. Die schönen Lieder „Aniol pasterzom mówil“ und „W zlobie lezy“ klingen zur Weihnachtszeit auch in der Bukowina, und zwar nicht nur in polnischen Häusern häufig wieder. Die Begleitworte zu den Aufführungen in den kleinen Puppentheatern (wertepa), welche die Weihnachtsfänger mit sich tragen, sind immer polnisch. Um dieses Puppentheater herzustellen, wird die auch anderwärts übliche Krippe mit dem Jesuskindchen, mit Maria und Josef, dem Esel und Ochsen und so weiter mit einem Doppelboden versehen. Die beiden Böden stehen so weit von einander ab, daß derjenige, welcher das Spiel leitet, von rückwärts die Arme in diesen Raum stecken kann und die Figuren, indem er sie durch eine hiezu bestimmte Öffnung des oberen Bodens emporhält, in Bewegung setzt. Dazu singt oder spricht er die den einzelnen Figuren in den Mund gelegten Worte. Der Text ist witzig gehalten und entbehrt nicht derber Spässe; insbesondere der Teufel und der Jude müssen herhalten. Als Jude ist übrigens auch einer der Weihnachtsfänger verkleidet; er ist zugleich Spaßmacher und Prügelnabe. Zwischen ihm und einem der anderen Weihnachtsfänger entspinnt sich stets ein lebhafter Dialog. Auch kommt ein Weihnachtspiel vor, bei welchem die als Könige, Ritter u. s. w. verummten Weihnachtsfänger lebhafteste Unterredungen führen und sich mit ihren Waffen bedrohen. Besonders feierlich wird auch das Osterfest begangen. Erstaunlich ist die Menge der Speisen und Getränke, welche für dieses Fest vorbereitet werden. Da alle diese Speisen geweiht werden, so werden sie mit dem Gesamtnamen „święcone“ bezeichnet. Dieser Ausdruck wird oft auch von den Deutschen gebraucht, die diesen Brauch ihrer polnischen Glaubensbrüder zu dem ihren gemacht haben. Insbesondere hat die Sitte „auf Geweihtes“ zu gehen und die dafür gebräuchliche polnische Bezeichnung „na święcone“ keine geringe Verbreitung gefunden. Am Ostersonntag vormittags beginnen diese Wanderungen von Haus zu Haus, um in jedem etwas von den geweihten Speisen, Schinken, Würsten, Eiern u. s. w. zu genießen und hiezu verschiedenartige Getränke zu sich zu nehmen. Mitunter nehmen diese Besuche die Form von recht unerquicklichem Treiben und Jagen an, besonders wenn sie auch den zweiten und den dritten Ostertag andauern. Erwähnenswert ist schließlich noch, daß auch bei den Polen der Bukowina am Andreasabend vielfache Drakel angestellt werden. Wie anderwärts so gießen auch die polnischen Schönen der Bukowina am Vorabende des

genannten Festes Blei, und deuten aus der Form des im Wasser erstarrten Metalles ihr künftiges Schicksal. Auf diese Weise erfährt das Mädchen nicht nur im Allgemeinen, ob es heiraten oder ledig bleiben werde, sondern auch den Stand des künftigen Mannes. Ferner ist es üblich, Schnüre über enge Gassen und Thorwege zu spannen und die darüber fallenden Personen zu beobachten: fällt ein Verheirateter, so bleibt die Jungfrau ledig; ist der Gefallene ein Lediger oder ein Witwer, so heiratet sie, und zwar im ersten Falle einen Ledigen, im zweiten einen Witwer; fällt hingegen ein Priester, so stellt sich der Tod als Bräutigam ein. Auch lassen die Mädchen einen Hund oder ein Käzchen drei Tage vor Andreas hungern; hierauf legt jedes der anwesenden Mädchen eine wohlgefettete Klöße oder dergleichen auf den Boden. Dasjenige Mädchen, dessen Klöße das herbeigeholte Thier zuerst verzehrt, wird am schnellsten heiraten. Aus der Fülle der anderen Draffel sei nur noch eines angeführt. Auf einen Tisch wird ein Ring, ein Myrthenzweig und eine Perlen-schnur niedergelegt und jeder dieser drei Gegenstände mit einem Teller bedeckt. Nun muß ein Mädchen, das bei diesen Vorbereitungen nicht anwesend war, einen der Teller aufheben. Findet es den Ring, so verlobt es sich im nächsten Jahre; der Myrthenzweig deutet auf baldige Hochzeit; die Perlen-schnur zeigt aber an, daß die Arme noch weit von der Erfüllung ihrer Wünsche stehe oder gar ins Kloster treten werde.

Die polnische Sprache ist weit über den Kreis der Polen hinaus verbreitet. Die Ursache dieser Erscheinung liegt wohl vorzüglich in dem Bedürfnis, sich mit den Personen der dienenden Classe, ferner mit den Handwerkern, welche zum großen Theile Polen sind, zu verständigen. Aus dem Umstande, daß die meisten Dienstboten, Ammen u. s. w. Polinnen sind, erklärt es sich auch, daß die polnische Sprache insbesondere unter den Kindern weit verbreitet ist und viele dieselbe in ihrer Jugend beherrschen, wenn sie auch von ihr im späteren Alter keinen Gebrauch machen. Mit Vorliebe pflegt man die polnische Sprache in den israelitischen Familien; die Kinder sollen zu derselben besonders aus dem Grunde angehalten werden, weil durch ihren Gebrauch die reinere Aussprache des Schriftdeutschen vorbereitet werde. Polnische Kinderspiele, Kinderverschen und Neckreime sind in großer Zahl vorhanden und sind nicht nur den polnischen Kindern bekannt. Von den Spielen, bei denen die Theilnehmer stets der polnischen Sprache sich bedienen, sei beispielsweise das Farbenspiel erwähnt. Jedes der Kinder erhält den Namen einer Farbe, nachdem zwei derselben, der „Engel“ und der „Teufel“ ausgelost worden und bei Seite getreten sind. Hierauf nehmen die Farben auf Steinen oder dergleichen Platz oder setzen sich auf den Boden nieder. Nun kommt zunächst der Engel herbei und ahmt das Klingeln einer Glocke nach. „Wer ist da?“, fragt eine der Farben: „Der Engel!“, lautet die Antwort. „Was will er?“ „Eine Farbe“, erklärt der Engel, und nun nennt er eine Farbe. Wenn er eine Farbe errathen hat, welche einer der Mitspielenden führt, so muß derselbe dem Engel

folgen. Hierauf kommt der Teufel und ruft: „Kutkuduk!“ Nachdem er sich hierauf als Teufel angemeldet hat, wählt er ebenso wie der Engel eine „Farbe“ und führt dieselbe mit sich fort. Haben schließlich der Engel und der Teufel auf die beschriebene Weise alle „Farben“ weggeführt, so erscheinen beide mit denselben auf dem Spielplatze, um gegen einander zu kämpfen. Zu diesem Zwecke wird eine lange Stange herbeigeholt, welche die Partei des Engels von der einen Seite, diejenige des Teufels von der anderen faßt. Hierauf bemüht sich jeder Theil, den anderen mit sich fortzuziehen. Welchem dies gelingt, der hat das Spiel gewonnen. — Von den vielen Verschen, welche in der Kinderstube täglich hergesagt werden, möge eins der beliebtesten in Übersetzung hier folgen:

„Ein Märlein mach' ich euch kund,	Da lief er zu der Mutter hin,
Wie einst die Pfeife raucht ein Hund,	Doch diese schalt' und rügte ihn.
Auf einem allzu langen Rohr,	Als er zum Vater Zuflucht nahm,
Verbrannte sich daher das Ohr.	Ein Goldstück er von ihm bekam.“

Viele von den Verschen haben offenbar die Polen aus ihrer Heimat mitgebracht, so zum Beispiel jenes vom Krakauerchen, der mit sieben Kößlein in den Krieg zog und ohne den Säbel gezogen zu haben, heimkehrte. Andere zeugen davon, in wie nahe Beziehungen, insbesondere im Kindermunde die polnische Sprache zur deutschen trat. Halb polnische und halb deutsche Verschen und Neckereien sind nicht selten. So lautet beispielsweise ein Schülervers, den man oft in Schülerheften findet und der uns lebhaft an die Schreiberverse in mittelalterlichen Handschriften erinnert, folgendermaßen: Ende, Ende, Ende — Piséć już nie będę (das heißt: ich werde nicht mehr schreiben). Ebenso ist unter Schulkindern zum Beispiel die Neckerei unzählige Male zu hören, daß auf die Frage „Was?“ geantwortet wird „Kapuśta mit kwas“, das heißt „Kraut mit Säure“ und dergleichen. Besonders mag noch hervorgehoben werden, daß Beziehungen dieser Art besonders in Czernowitz sehr rege sind. Werden hier doch von der zur Osterzeit bei der Kirche versammelten Jugend selbst so echt ruthenische Lieder, wie es jene von Selman sind, zum großen Theil mit polnischen Wortformen versetzt, gesungen.

Das nationale Bewußtsein der Polen ist ein sehr reges. Auch in dieser Beziehung bildet die Landeshauptstadt den Mittelpunkt. Hier haben vor allem die polnischen Vereine ihren Sitz. Von denselben verdient besonders das im Jahre 1869 begründete „Towarzystwo Polskie bratniej pomocy“ genannt zu werden, welcher Verein die Unterstützung Hilfsbedürftiger zum Zwecke hat. Die „Polnische Lesehalle“ trägt nicht nur durch ihre Bibliothek zur Hebung der geistigen Bildung der Polen bei, sondern auch durch die in derselben stattfindenden dramatischen Vorstellungen und die veranstalteten Vorträge und Vorlesungen. In den letzten Jahren ist auch der politische Verein „Kolo polskie“, ferner der polnische Frauenverein „Kolo pań na Bukowinie“ und der Turnverein „Sokol“

entstanden. Die Gedächtnistage wichtiger nationaler Ereignisse werden durch kirchliche Andachten und durch Veranstaltungen von Feierlichkeiten in der polnischen Lesehalle ebenso festlich begangen, wie auch die Erinnerung an polnische Patrioten und andere berühmte Männer liebevolle Pflege findet. Bei diesen Feierlichkeiten kommt nicht selten das polnische Nationalkleid zur vortheilhaften Geltung. In demselben erscheinen die Polen auch gerne bei anderen Gelegenheiten. So steht noch die im beliebten Ausflugsorte Horecza bei Czernowitz vor einigen Jahren veranstaltete Krakauer Hochzeit in frischer Erinnerung und ebenso zog an dem vom Czernowitzer Theatervereine im Jahre 1894 im „Volksgarten“ veranstalteten Feste die polnische Schenke mit ihren in buntem Schmucke erschienenen Gästen und den flotten Tänzerinnen und Tänzern die Aufmerksamkeit auf sich.

### Die Ungarn und Slovaken.

Die Bukowiner Ungarn stammen größtentheils aus Siebenbürgen. Sie sind aber nicht direct aus diesem Lande eingewandert, sondern hatten sich vorher in den Donaufürstenthümern aufgehalten, wohin sie sich theils nach der Unterdrückung der Rákóczy'schen Insurrection, theils zur Zeit der Errichtung der Szekler-Militärgrenze geflüchtet hatten. Gegen Zusicherung völliger Begnadigung kamen im Winter 1776/77 hundert Familien aus der Moldau in die Bukowina und ließen sich in den Dörfern Tzibeny und Jakobestie nieder, die sie Istensegits und Fogodisten nannten. Im Jahre 1784 wurden auf Josef II. Befehl auch die übrigen ungarischen Flüchtlinge in der Moldau und Walachei ausgeforscht und zum Theil in die Bukowina escortirt. Diese erbauten während der Jahre 1785 und 1786 die Dörfer András-, Hadik- und Józsefalva.

Am Ende des Jahres 1880 belief sich die Zahl der Ungarn in der Bukowina auf 9887. Kurz darauf trat ein starker Rückgang ein. Von einigen hervorragenden Persönlichkeiten Ungarns zur Übersiedlung nach dem Mutterlande aufgemuntert, wanderten im Jahre 1883 über tausend Familien (aus Istensegits 353, aus Andrásfalva 336, aus Hadikfalva 262) aus. Davon sind zwar viele nach einiger Zeit in die Bukowina zurückgekehrt, trotzdem wurden ihrer am 31. December 1890 daselbst nur 8139, also 1748, das ist 17·68 Procent weniger als Ende 1880, gezählt.

Der Ungar treibt in der Bukowina Ackerbau und Viehzucht. Außerdem wendet er der Gartencultur seine Aufmerksamkeit zu. Er ist es insbesondere, der die Bewohner von Czernowitz, Radauz, Sereth und Suczawa im Herbst mit Kartoffeln, Zwiebeln und Kohl versorgt. In Tracht und Lebensweise unterscheidet er sich wenig von seinen Stammesgenossen im Mutterlande. In letzterer Hinsicht sei hier bloß bemerkt, daß er im



Ungarisches Brautpaar aus Habissalva.

Winter nur zweimal täglich, und zwar zwischen 9 und 10 Uhr vormittags und zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags isst, wobei wenigstens einmal Fleisch, und zwar entweder in Form von Guljás oder Husleves (in Kohl, Fajolen oder Kartoffeln eingekocht) auf dem Tische erscheint. Im Sommer schiebt er eine dritte, gewöhnlich aus Suppe bestehende

Mahlzeit ein. Stets heiteren Gemüthes, schwärmt er für Musik und Tanz. Diese dürfen weder an hohen Feiertagen noch bei Familienfesten fehlen.

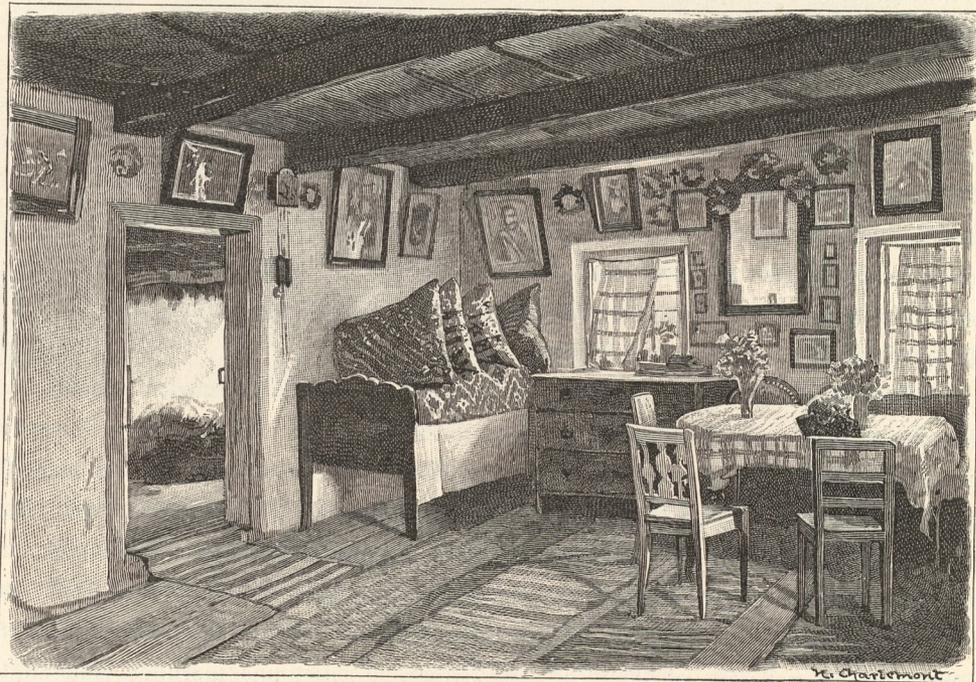
An ersteren, auch Weihnachten nicht ausgeschlossen, ziehen die Bursche mit Musik von Haus zu Haus. Insbesondere besuchen sie jene Häuser, wo heiratsfähige Mädchen sind. Überall wird eine Weile gesungen und getanzt. Hiefür spendet jedes Mädchen einen Kuchen und eine Flasche Schnaps. Das auf diese Weise Gesammelte wird am folgenden Tage bei Musik und Tanz gemeinschaftlich verzehrt.

Unter den Familienfesten sind es besonders die Taufen und Hochzeiten, wobei der heitere Sinn dieser Ungarn sich offenbart. Zu den Taufen wird die ganze benachbarte Jugend, oft 15 bis 20 Paare, eingeladen. Selbstverständlich fehlen auch die Musikanten nicht. Noch fröhlicher geht es bei den Hochzeiten zu. Sie dauern zwei bis drei Tage. Die Gäste versammeln sich theils bei der Braut, theils beim Bräutigam und beide Parteien gehen gesondert unter Musik und Pistolenschüssen in die Kirche. Nach der Trauung werden vor der Kirche einige Tänze aufgeführt, woran sich außer den Hochzeitsgästen auch die tanzlustigen Zuschauer betheiligen können. Dann kehren beide Parteien, also auch die Neuvermählten, an ihren Ausgangspunkt zurück, um sich den Freuden des Hochzeitsmahles hinzugeben. Erst nach Beendigung dieses Mahles wird die Braut vom Bräutigam abgeholt. Er reitet auf tüchergeschmücktem Pferde; die Bursche und übrigen Gäste, erstere gleichfalls hoch zu Pferde, letztere zu Wagen, folgen ihm. Bei dem Hause der Braut angelangt, finden sie das Thor versperrt. Es entpinnt sich ein harter Kampf, in welchem schließlich der Bräutigam siegt; die Braut wird ihm aber erst ausgefolgt, nachdem er den geforderten Kaufpreis zu geben versprochen und den *Aldomás* (Kauftrunk) bezahlt hat. Darauf geht es unter Musik und Pistolengeknall durch das ganze Dorf und schließlich zum Hause des Bräutigams, wo abermals geschmaust und dann getanzt wird. Am folgenden Tage erscheinen die verheirateten weiblichen Gäste und setzen der Braut unter verschiedenen Ceremonien die Haube, das Zeichen der Hausfrau, auf. Bald darauf finden sich auch die übrigen Hochzeitsgäste ein, und das Festgelage beginnt von neuem.

Trotz seiner bisweilen sogar ausgelassenen Heiterkeit ist der Bukowiner Ungar sehr religiös. Jede Arbeit wird mit einem Hefgott angefangen, und es gilt für eine schwere Sünde, ohne Grund den sonntägigen Gottesdienst zu versäumen. Dem tiefen religiösen Drange mag es auch zuzuschreiben sein, daß bei ihnen jeder Verstorbene unter geistlicher Assistenz in den Sarg gelegt wird. Schließlich sei noch erwähnt, daß sie weniger abergläubisch als ihre rumänischen, ja selbst als ihre deutschen Nachbarn sind.

Die ersten Slovaken sind in der Bukowina am Ende des vorigen Jahrhunderts als Holzhauer bei der Krasnaer Glashütte, und zwar in dem heute Althütte genannten Orte, angesiedelt worden. Um das Jahr 1820 ließen sich 30 andere Familien in Hliboka

nieder. Bei der den Slovaken eigenen starken natürlichen Vermehrung reichten die wenigen Grundstücke, die sie bei ihrer Ansiedlung erhalten hatten, nicht lange zu ihrem Unterhalte hin. Darum suchten, als um die Mitte der Dreißiger-Jahre zum Schutze der sogenannten verdeckten Straße auf den Religionsfondsherrschaften Solka und Hliszestie neue Ortschaften geschaffen wurden, nicht nur alle Hlibokaer, sondern auch die meisten Krasnaer Slovaken um Ansiedlungsplätze an. So entstanden die slowakischen Colonien Neu-Solonez, Plesz und Bojana Mikuli. Seit einem Decennium sind dieselben gleichfalls übervölfert. Der



Ungarische Bauernstube in Jstenjegits.

Überschuß ist bisher theils nach Moldauisch-Vanilla (im Gerichtsbezirk Storožynetz), theils nach Amerika ausgewandert.

Durch den Einfluß von Kirche und Schule — ihre Geistlichen und Lehrer sind durchwegs Polen — haben die Bukowiner Slovaken ihre Muttersprache längst vergessen. Selbst die Ältesten unter ihnen sprechen nur mehr polnisch. Sie wurden daher insgesammt am 31. December 1890 zu den Polen gezählt. Aber trotz ihrer Entnationalisirung haben sie ihre alten Sitten und Gebräuche treu bewahrt. Selbst die Tracht hat sich nicht geändert. Sie ist der ungarischen ähnlich; nur tragen die Weiber keine Hauben, sondern Tücher.

Wie die Ungarn lieben auch die Slovaken Musik und Tanz. Sie haben jedoch nur selten Zeit und Gelegenheit, sich dergleichen Lustbarkeiten hinzugeben; denn Männer und

Bursche verdienen ihren Lebensunterhalt zumeist durch Holzschlag und bleiben, besonders wenn sie in weit entfernten Wäldern beschäftigt sind, oft wochenlang vom Hause weg. Sehr beliebt ist die sogenannte *Alaka*, das ist die freiwillige gegenseitige Hilfeleistung, insbesondere bei der Feldarbeit. Sie endigt stets mit einer Tanzunterhaltung. Die meisten Lustbarkeiten fallen aber in den Fasching. Dieselben finden am Aschermittwoch ihren Abschluß mit der Beerdigung des „*Jurawski*“, die darin besteht, daß die Bursche ein mit einem Leintuch bedecktes Stück Holz auf einer Bahre zum Dorfe hinaustragen und unter Weinen und Wehklagen im Schnee vergraben. Im Fasching werden gewöhnlich auch die Hochzeiten abgehalten. Auch dabei kommen ganz eigenthümliche Gebräuche vor. Nur die wichtigsten sollen hier geschildert werden.

Die Verlobung wird um Mitternacht gefeiert. Zwischen 10 und 11 Uhr abends erscheint der Bursche mit zwei Freunden im Hause der Eltern des von ihm auserkorenen Mädchens und bietet ihnen Wein, Bier oder Schnaps an. Weisen sie den Trunk nicht zurück, so ist der Bursche als Schwiegersohn willkommen. Nun wird auch das Mädchen aus dem Schlaf geweckt. Trinkt auch sie, dann ist der Pact geschlossen. Es werden aber noch die Eltern und Verwandten des Bräutigams herbeigeholt und in ihrer Gegenwart die Mitgift sowie der Hochzeitstag bestimmt.

Die Hochzeit findet Sonntag oder Dienstag statt. Die Feierlichkeiten nehmen am Vorabende mit dem Flechten des Brautkranzes ihren Anfang. Zu diesem Zwecke versammeln sich alle Mädchen des Dorfes bei der Braut. Es kommen aber auch alle Bursche mit Ausnahme des Bräutigams dahin; denn nach Vollendung des Kranzes wird getanzt. Um Mitternacht begeben sich die Brautführer und die übrigen Bursche zum Bräutigam, um mit ihm die Beistände in dessen Haus abzuholen. Hier finden sich auch die Gäste in der Nacht noch ein. Sobald der Morgen graut, verabschiedet sich der Bräutigam von seinen Eltern, indem er sie für alle Vergehen um Vergebung bittet und ihnen die Füße küßt, während sie Salz und Brod über seinem Haupte halten. Darauf bewegt sich der Zug nach dem Hause der Braut. Dort ist das Thor versperrt; es wird erst nach langen Unterhandlungen geöffnet, während welcher die Musikanten spielen und die Bursche aus Pistolen schießen. Beim Einlaß reichen die Eltern der Braut dem Bräutigam Brod und Salz. Nach der Trauung kehrt der Hochzeitszug in einem Hause ein, wo Platz zum Tanzen ist. Das Hochzeitsmahl findet erst gegen Abend, und zwar bei den Eltern der Braut statt. Nach demselben laden die Brautführer die Mitgift auf die bereit stehenden Wagen auf, wobei sie das Haus zu Gunsten des jungen Paares zu plündern suchen. Beim Scheiden dankt der Bräutigam seinen Schwiegereltern für seine Frau, indem er ihnen zugleich Hände und Füße küßt. Auch in seinem Hause geschieht der Empfang nach langem Hin- und Herreden unter Darreichung von Brod und Salz. Es folgt ein zweites Mahl, das bis nach Mitternacht



Slovaken aus Pojana Mikuli.

währt. Trotzdem erscheinen schon in aller Frühe die weiblichen Gäste wieder, um der jungen Frau die Alltagskleider anzulegen und das Kopftuch unzubinden, ohne welches sie sich von nun an nicht mehr öffentlich zeigen darf. Darauf stattet das junge Paar den Eltern einen Besuch ab, der noch am Abend desselben Tages

erwidert wird. Hier und dort erwartet die Besucher ein reich besetzter Tisch. Bei dem jungen Paare trinkt man zum Schlusse den pohar dulce, das ist mit Honig verführten Schnaps.

Die Slovaken sind sehr religiös, doch ist ihre Religiosität mit Aberglauben und Vorurtheil gepaart. Das tritt ganz besonders in der Weihnachtszeit zu Tage. Am heiligen Abend müssen zwölf Speisen auf dem Tisch erscheinen. Die Armeren suchen diese Zahl dadurch zu erreichen, daß sie eine und dieselbe Speise zugleich süß und sauer zubereiten. In keinem Falle darf die sogenannte kutja (ein Brei aus Weizen, Mohn und Honig) fehlen. Den Schluß des Mahles bilden Nüsse und Apfel. Beim Zerschneiden der letzteren achtet man auf die Beschaffenheit des Innern, denn ein faules Kerngehäuse kündigt schwere Krankheit an. Den Apfel pflegt man überdies stets mit einem der Anwesenden zu theilen. Dies geschieht im Glauben, daß man, wenn man sich verirrt, auf den richtigen Weg gelange, sobald man sich desjenigen erinnert, mit dem man am heiligen Abend den Apfel aß. Bursche und Mädchen bewahren von jeder Speise ein wenig in einem Handschuh auf, den sie beim Schlafengehen unter den Kopfpolster legen, um im Traum die künftige Braut, beziehungsweise den künftigen Bräutigam zu sehen. Der Hausvater dagegen glaubt in einer mit Honig gefüllten und in einem Stückchen Brod geborgenen Oblate vom Weihnachtstische ein Schutzmittel gegen Hagelschaden zu besitzen.

## Die Armenier.

Ununterbrochene Einfälle räuberischer Völkerschaften in Armenien veranlaßten zahlreiche armenische Familien ihr hartbedrängtes Vaterland zu verlassen und nach dem fernen Westen zu ziehen. So kamen viele Armenier auch nach der Bukowina, wo sie sich um das Jahr 1418 niederließen. Heute findet man sie überall im Lande zerstreut; in compacten Massen aber leben sie hauptsächlich in der Stadt Suczawa, wo sie seit altersher vier schöne Steinkirchen haben, dann im Marktflecken Gurahumora, wo sie vor einigen Jahren eine zierliche Mauerkirche entstehen ließen.

Suczawa ist der Brennpunkt des gesammten kirchlich-nationalen Lebens der Bukowiner Armenier. Hier haben dieselben einen zwölfgliedrigen von der National-Versammlung auf drei Jahre gewählten „hoka partzutium“ genannten Cultusrath. Dieser leitet durch den Präsidenten alle kirchlich-nationalen Angelegenheiten der Pfarrgemeinde, handhabt über die Priester und das sonstige Kirchen- und Schulpersonale das Disciplinarrecht, schlägt der Gemeinde Priestercandidaten zur Wahl vor und empfiehlt den also Gewählten dem Bischofe zur Ausweihe. Einen eigenen Bischof haben übrigens die orientalischen Bukowiner Armenier nicht, da ihre Zahl heute schon auf 600 Seelen zusammengeschmolzen ist; sie unterstehen dank der großmüthigen Gnade des unvergeßlichen Kaisers Josef II. in spiritualibus dem armenischen Patriarchen von Constantinopel und mit diesem dem Katholikos von Etchmiadzin, eine Begünstigung, die in unserem lieben Vaterlande Oesterreich ohne Beispiel ist.

Die 900 mit der katholischen Kirche unirten Armenier der Bukowina besitzen in Czernowitz eine schöne den Apostelfürsten Petrus und Paulus gewidmete Mauerkirche und unterstehen in religiösen Angelegenheiten dem Czernowitzer Pfarrer und Suczawer Administrator und mit diesen dem armenisch-katholischen Erzbischofe in Lemberg.

Diese Armenier haben größtentheils ihren ursprünglichen Typus eingeblüßt, die nationalen Sitten und Gebräuche und ihre Muttersprache vergessen und die polnische als solche angenommen. Sie bilden eine separate Nation der sogenannten „Armeno-Polen“ und nur ihre in armenischer Sprache gelezene Messe erinnert dieselben, daß sie eigentlich Armenier sind; doch ist die Zeit nicht mehr ferne, in der sie dem Polenthume auch die armenische Messe opfern werden.

Die gottesdienstliche und außerdienstliche Kleidung der armenisch-orientalischen Geistlichkeit ist der der Griechisch-Orientalen ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß ihre liturgisirenden Priester den „wagas“, das ist einen mit den zwölf Apostelbildern versehenen Metallkragen anlegen, ihr Schuhwerk ausziehen und nur in Socken verbleiben. Ihre Priester und selbst die Diakonen tragen während der kirchlichen Functionen die Mitra, die sie auch bei Ablegung des Evangeliums nicht ablegen. Ihre Bischöfe aber haben die

Tiara sammt Krummstab adoptirt. In früherer Zeit trugen die Priester während der Morgenandacht schwarze, die Erzpriester aber dunkelfirschrothe Fes.

Die armenischen Priester dürfen im Chore nur nach Umlegung eines „philon“ genannten, langen Faltenmantels mitzingen, welcher gewöhnlich schwarz, vom Erzbischofe verdienstvollen Priestern in blauer Farbe als Auszeichnung gewährt wird. Eine höhere priesterliche Auszeichnung besteht in der Bewilligung zum Tragen eines goldenen Brust-



Armenische Kirche in Suczawa.

kreuzes an goldener Kette. Die höchste Ehrung aber bildet die Verleihung einer samntenen, „thassag“ genannten geistlichen Kopfbedeckung von violetter Farbe.

Die Kirchen der orientalischen Armenier sind in Allem denen der Griechisch-Orientalen ähnlich, nur daß ihre Altäre von der übrigen Kirche nicht durch Bilderwände, sondern durch große Vorhänge getrennt werden.

Die Suczawer Armenier feiern zweimal jährlich Kirchweihfeste, und zwar am 29. December/9. Januar, das ist am heiligen Jakobstage und am Sonntage zwischen

12./24. und 18./30. August, das ist am Maria-Entschlafungstage. Sie beschließen aber dieselben niemals in Fröhlichkeit mit Tanz, Musik und Gesang. Sie halten noch heute an einer uralten, heidnischen „madach“ genannten Sitte fest, indem sie an gewissen Feiertagen im Jahre Ochsen und Schafe schlachten und das Fleisch unter Arme vertheilen. Vor der Abschachtung wird diesen Thieren vom Priester etwas geweihtes Salz verabreicht. Diese Opfersitte ist eigentlich die Fortsetzung der von den Armeniern vor ihrer Bekehrung zum Christenthume der heidnischen Göttin Anahid dargebrachten Opfer; die an sich humane Sitte wurde auch nach der Bekehrung der Armenier von der Priesterschaft geduldet, zumal der letzteren das Fett und die Häute der geschlachteten Thiere zufielen. Die Anschaffungskosten der Opfertiere werden durch Sammlungen oder von reichen Privaten bestritten.

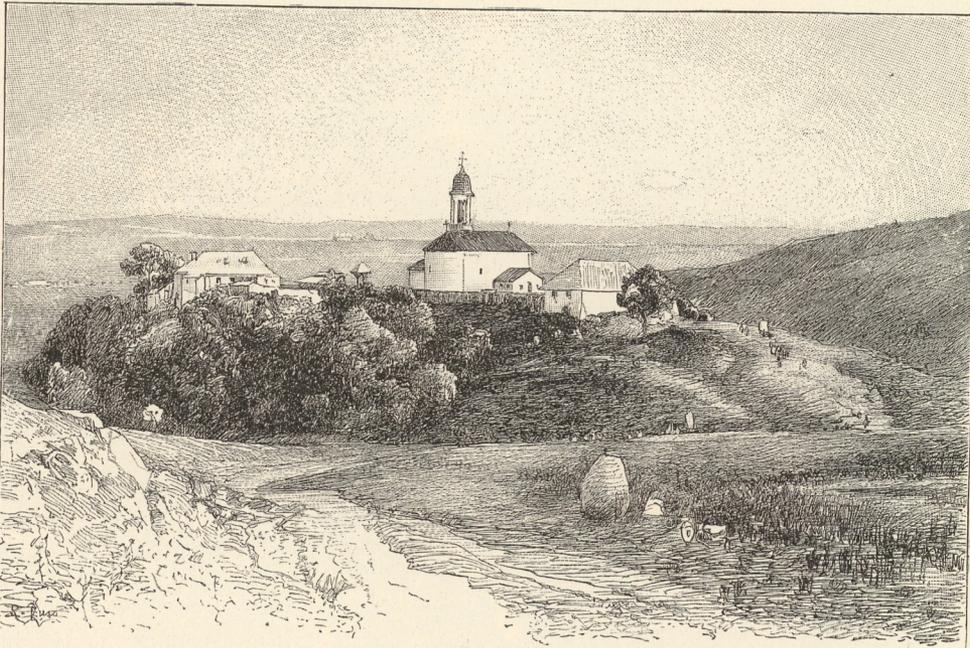
Die Feiertage der Armenier fallen mit denen der Griechisch-Orientalen zusammen, nur daß sie die Geburt und die Erscheinung Christi an einem und demselben Tage, am 6./18. Januar zusammenfeiern. Das Mariä Lichtmeß-, Verkündigungs- und Opferungsfest, dann das Anna-Verkündigungsfest begehen sie um 12 Tage vor den Griechisch-Orientalen und feiern am siebenten Sonntage nach Ostern noch ein zweites Palmfest. Ihre Fasten sind ähnlich denen der Orthodoxen, die Wochenfasten aber endigen gewöhnlich Freitag abends.

Das armenische Volk glaubt, daß sich in der Nacht von Mittwoch auf Donnerstag vor Christi Himmelfahrt der Himmel öffne. Wer diese Nacht wachend zubringe und sündenlos sei, dem zeige sich Gott und erfülle alle seine Wünsche. Am Vorabende des Christi Himmelfahrtstages veranstalten Frauen und Mädchen, um zu erfahren, wessen Wünsche in Erfüllung gehen werden, eine Art Pfänderspiel: die Mädchen legen Ringe, Ohrgehänge etc. in einen tiefen Teller, den man mit Wasser füllt, in welches man sodann Blumen streut. Das Ganze wird sodann mit einem reinen Tuche zugedeckt und bleibt so bis zum zweiten Tage stehen. Am Himmelfahrtsnachmittage nun versammeln sich Frauen und Mädchen. Nachdem ein Wunsch ausgesprochen worden, greift ein Mädchen mit verbundenen Augen in den Teller und zieht ein Pfand heraus, worauf dasselbe vorgewiesen wird, und die Eigenthümerin sich melden muß. Da unwirgt man dieselbe und überhäuft sie mit Glückwünschen, fest glaubend, daß der ausgesprochene Wunsch an ihr in Erfüllung gehen werde.

Die Armenier benennen sich „Hái“ nach ihrem Stammvater Hai. Sie sind gewöhnlich von mittlerer Höhe und robustem Körperbau. Der Kopf ist mittelgroß, schwarz behaart; dem mit schwarzem Barte umrahmten oder glattrasirten Gesichte gewähren große, dunkle Augen und eine Adlernase sein Gepräge. Ihre Gesichtsfarbe ist mehr blaß als dunkel, doch gibt es, freilich selten, auch blonde Armenier. Erwähnenswerth ist es, daß man unter denselben niemals Blatternarbige vorfindet.

Ihre Lebensweise ist einfach und keusch und ihre Nüchternheit sprichwörtlich. Sie führen ein patriarchalisches Familienleben; die Reichen verkehren intim auch mit ihren

ärmsten Stammesbrüdern. Sie fügen sich höchst willig den Verfügungen und Entscheidungen ihres Cultusrathes, welcher die Armen aus den nicht sehr reichen Mitteln der Cultusgemeinde versorgt. Es gilt als eine große Schande, ein Almosen zu verlangen, weshalb man nie einen armenischen Bettler anzutreffen vermag. Aus den Mitteln der Cultusgemeinde wird die im Hofraume der Pfarrkirche befindliche vierclassige Nationalschule erhalten, an der von einem Director und zwei Unterlehrern der an den Volksschulen sonst übliche Lehrstoff in armenischer Sprache, dann die deutsche und rumänische Sprache und noch der armenische Kirchengesang gelehrt wird.



Wahlfahrtskirche Haczkabar bei Suczawa.

In hohen Ehren steht bei den Armeniern die Gastfreundschaft, für allzu große Gefelligkeit aber schwärmen sie nicht besonders. Im Verkehre mit Angehörigen anderer Nationalitäten erweisen sie sich sehr zuvorkommend; trotz ihres ausgebildeten Nationalgefühles kommen in letzter Zeit Fälle vor, daß sie sich mit Angehörigen anderer Volksstämme und Glaubensbekenntnisse ehelich verbinden.

Den Kindern wird gleich nach der Geburt von der Hebamme etwas Salz auf den Rücken gestreut, im Glauben, daß dasselbe das Blut reinige und daß dann der Kinderschweiß weniger unangenehm rieche. Erfahrenere Hebammen sollen dem Salze noch verschiedene Wohlgerüche beimischen und Gebete hersagen. Das neugeborene Kind wird in der Regel erst nach acht Tagen und zwar in der Kirche getauft. Eine Ausnahme findet nur im

Erkrankungsfalle statt. Während des Taufactes hält jeder Pathe in jeder Hand je ein brennendes Licht. Den Act selbst vollzieht der Priester in der Art, daß er das Kind in horizontaler Lage in das wannenförmige mit Wasser gefüllte Baptisterion dreimal taucht, worauf demselben weiße und rothe Seide zur Erinnerung an das Blut und Wasser, welches aus der Seite Christi floß, gebunden wird.

Die Heiraten werden gewöhnlich von der Mutter des Bräutigams eingeleitet und wird bei der Jungfrau viel auf gute Familie, wirthschaftlichen Sinn, Schönheit, noch mehr aber auf Vermögen gesehen. Bis unlängst hielt man an der alten orientalischen Sitte fest, den Jungfrauen den Kirchenbesuch nur am Neujahrs- und Palmsonntage, dann am Verkündigungs- und Verkärungs-feste Christi zu gestatten. Dies geschah, um ja nicht zu dem Gerede Anlaß zu geben, daß man die Töchter der Welt zum Anschauen vorführe.

Das Ceremoniell der Trauung ist dem der Griechisch-Orientalen ähnlich. Das Sacrament der Ehe darf aber nur an gewissen Sonntagen im Jahre gespendet werden. Den Brautleuten werden während der Trauung Blumen- oder Metallkronen auf's Haupt gesetzt. Früher wurden denselben rothe oder grüne seidene Schnüre um den Hals geschlungen, die der Priester nach drei Tagen, wohl auch am Tage nach der Hochzeit unter Gebeten löste, indem er so die jungen Leute der Enthaltfamkeit entband. Vor Zeiten gab man dem Bräutigam, nachdem ihn „khacz ichpaierk“ genannte Jünglinge zur Trauung angezogen, ein Schwert in die Hand zum Zeichen der absoluten Gewalt über seine Frau. Dieses Schwert sollte auch das Symbol sein, daß der Bräutigam drei Tage lang so angesehen wie ein Kaiser sei; daher auch das für die Ehemänner nicht sehr schmeichelhafte, aber zutreffende armenische Sprichwort: „Drei Tage Kaiser, vierzig Jahre Hausknecht!“

Ehescheidungen sind bei den Armeniern höchst selten, übrigens werden dieselben durch religiöse Bestimmungen verpönt. Die letzte Ölung wird nur franken Priestern gespendet, bei Laien aber werden blos die betreffenden Gebete gelesen. Stirbt der Mann, so muß ihn die Witwe ein ganzes Jahr betrauern. Die Armenier legen ihren Todten Wachskreuze oder Silbermünzen in die Hand. Bei der Beerdigung derselben entfalten sie gerne großen kirchlichen Pomp. An Montagen aber sollen höchst selten Bestattungen vorkommen, weil sie glauben, daß sonst jeden Tag der Woche Einer der Ihrigen beerdigt werden müßte.

Die Armenier haben einen für Handel besonders ausgeprägten Sinn, den dazu erforderlichen Witz, die unerläßliche Schlaueit und eine vielvermögende Beredsamkeit. Merkwürdigerweise können dieselben aber in der Bukowina gar keine Bauern und sehr wenige Gewerbetreibende, wohl aber viele Rechtsgelehrte aufweisen. Sie beschäftigen sich mit dem Handel mit „Baccalien“, Wein, Riemenzeug, Wolle, Pferdebedecken, geblünten Truhen, mit der Landwirthschaft, der Ochsenmastung, dem Viehhandel und dem Viehtransport nach Wien, der Hornvieh- und Borstenviehschlächtereit und endlich der Lichter-,



Wortesdienst in einer armenisch-orientalischen Kirche.

Seife- und Käsebereitung. In letzter Zeit aber beschränken sie sich mehr auf die Pachtung und Bearbeitung der Privat- und Religionsfondsgüter. Fast ein Drittel des gesammten Privatgroßgrundbesitzes befindet sich in ihren Händen.

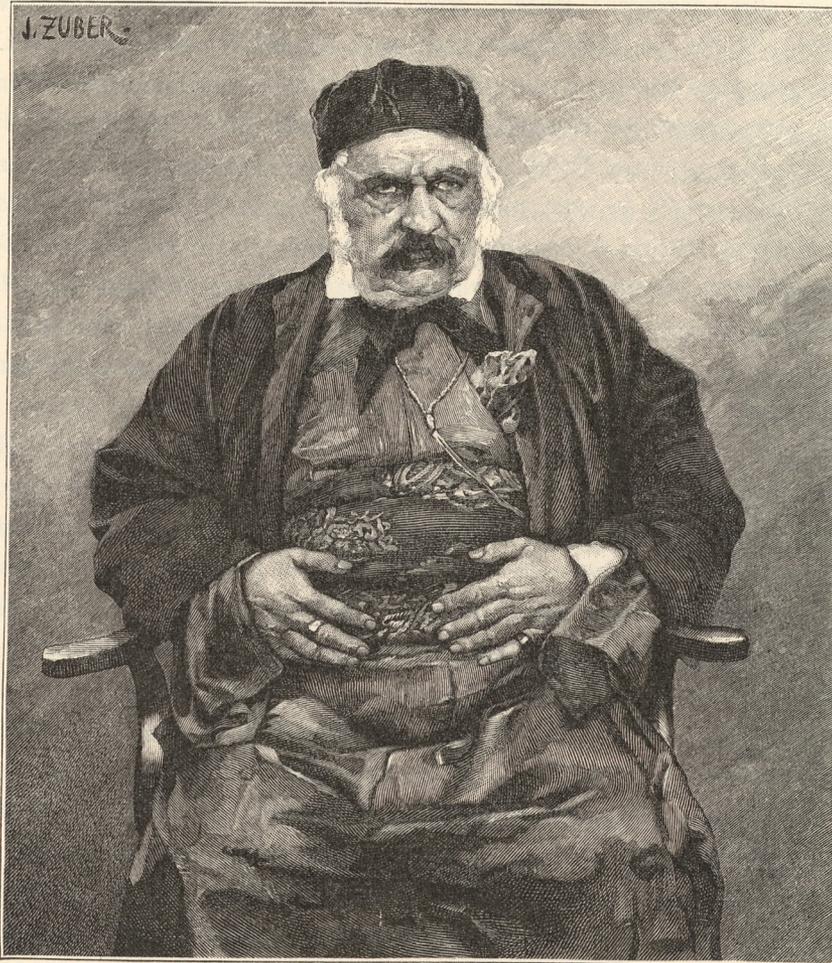
Einst vermittelten sie den gesammten Handel zwischen Ost und West, und ihre Handelszüge hatten ein echt orientalisches, karawanenähnliches Gepräge. Die Theilnehmer solcher Züge rüsteten sich monatelang dazu; wenn Alles bereit stand, schwangen sie sich, mit der kurzstieligen, geflochtenen Lederpeitsche versehen und dem breiten, mit ganzrandigen Ducaten vollgefüllten „kimir“ genannten Ledergürtel umgürtet, auf das Roß. Zur Sicherheit der Gelder, der Waaren und des eigenen Lebens wurden im Gürtel stets scharfgeschliffene Dolche und in den Satteltaschen wohlgeladene Pistolen mitgeführt. Hinter dem polsterartigen, mit schwarzem Safianleder tapezierten Sattel lag der von Waaren, Wäsche und Proviant strotzende Doppelleder sack nebst Wettermantel. So wurden tagsüber viele Meilen Weges ohne Raft zurückgelegt, am Abend hielt man Einkehr und erfreute sich an einer reichbesetzten, gemeinsamen Tafel.

Beim Handel pflegt der Armenier die rechte Hand des Kunden mit einer Hand fast gewaltsam zu drücken und dann darauf mit der anderen zu schlagen, um gleichsam die Zuneigung des Kauflustigen zu gewinnen. Nach abgeschlossener Geschäft wird die Hand des Kunden zuerst in die Höhe gehoben, dann geschwungen und erst nach den Worten: „Gott gebe Glück!“ fallen gelassen.

Die armenischen Häuser haben hohe, spitze Dächer, welche mit zwei, gewöhnlich an der Ostseite befindlichen, die Stelle der Schornsteine vertretenden Dachlücken versehen sind. Zur Verzierung des Daches werden an den Ecken des Dachkammes zwei gedrechselte blitzableiterähnliche, meterhohe Holzstangen angebracht. Die quadratförmigen, ziemlich hochgehaltenen Häuser, ebenso die großen Hofräume, in deren Mitte sie gewöhnlich erbaut sind, wie auch die Straßen ihres Viertels werden rein gehalten. Die aus mehreren Wohnräumen bestehenden Häuser sind mit langen, orientalischen Divans, die als Sitz- und Schlafstätte dienen, und auch mit modernen Möbeln recht behaglich, ja selbst luxuriös, doch nicht überladen eingerichtet.

Die Bauart ihrer Häuser, welche ohne einen rings um das Haus führenden hölzernen Gang oder wenigstens eine von hölzernen oder steinernen Säulen getragene Veranda undenkbar sind, haben die Armenier von den Rumänen entlehnt. Im Schatten dieses Ganges oder der Veranda sitzt im Sommer während der heißen Nachmittagsstunden der starkbehaarte, hie und da noch in lange, faltige, orientalische Gewänder gehüllte Familienvater. Hier raucht er aus seinem langen, wohlriechenden, mit einer Bernsteinspitze versehenen Weichseltschibuk echt türkischen Tabak, den auch die Frauen hie und da in Zigarrettenform nicht verschmähen. Gerne wird auf der Veranda in langen Pausen der

auf türkische Art gekochte, schwarze Kaffee in winzigen Schalen herumgereicht und geschlürft, während man sich wortfarg oder auch erregt mit den Familienangehörigen oder dem Nachbarn unterhält oder auch die Zeit in Halbschlummer nach echt orientalischer Art verträumt.



Armenier aus Suczawa in orientalischer Tracht.

Die Geselligkeit wird unter den Armeniern Suczawas seit einigen Jahren durch ein „Ani“ genanntes nationales Casino und ein eigenes Kaffeehaus gefördert.

Neben der modernen führen die Armenier noch eine echt orientalische, nationale Küche. Besonders lieben sie verschiedenartige trockene und geräucherte Fleischconserven. Zur Zubereitung derselben, worin sie unnachahmbare Meister sind, gaben die vielen Verfolgungen, denen sie in ihrer Heimat ausgesetzt waren, den Anlaß. So bereiten sie

verschiedenförmige geräucherte Würste aus Rind-, Schaf- und Gänsefleisch, „salami, sugiuk, potcoave“, armenisch aber „giudem“ benannt, oder räuchern ganze Fleischstücke davon als würzigen, schmackhaften Zubiß. Denn in ihrer Küche spielt das Gewürz eine große Rolle. Gerne essen sie eine Art stark wohlriechender Honigkuchen mit Safran, „hatlamá“ oder „gogoseza“ genannt; ferner einen aus gestoßenen, in Honig gekochten und gerösteten Nüssen und Mohnkörnern bereiteten „dalausi“ benannten Süßkuchen. Auch pflegen sie gebratenes Rindfleisch in einem Holzgefäß in der Art zu conserviren, daß man es öfters mit dem eigenen Fett übergießt und in dieser Sulze stehen läßt. Im Winter wird dieses „chaurmá“ genannte Fleisch aufgewärmt auf den Tisch gesetzt. Der Suppe mengen sie churut bei, weshalb sie auch grünlich wird, und säuern sie mit saurer Milch und Petersilienblättern. Beliebt ist auch die mit Safran und „burekiza“ benannten Fleischkügelchen zubereitete Macaronisuppe. Den Braten bereiten sie mit Koriander oder Reis zu. Ihre „pachlava“ benannte Strudelart besteht aus hundert mit Honig gefüllten Blättern. Sehr beliebt ist ein aus gehacktem Fleisch und Eierfrucht bereitetes, „muzaká“ genanntes Gericht. Ihre Mehltaschen, „samsali“ benannt, werden in Fett geröstet und mit Fleisch gefüllt. Oft bereiten sie in Rindsuppe gekochte, kleingeschnittene, „jufka“ genannte Nudeln. Ihr Thee- oder Kaffeegebäck, „lochum“ benannt, besteht aus Mehl, Butter, Hefe, Eiern und Milch. Ferner kochen sie halbgeschrotene Weizengraupen in Suppe ein und übergießen dann diesen „gorgot“ genannten Brei mit Butter, worauf er mit sauerem Schaffschmetten gegessen wird. Der Name dieses Breies dient oft dazu, um Einem seine Dummheit vorzuhalten: „Man kocht dir gorgot ein und du siehst es nicht!“ Der „korabia“ genannte Kuchen wird mit viel Butter und Zucker zubereitet und dann im Backofen gebacken. Der nichtgerollte, sondern schichtenförmig gelegte, mit Äpfeln, Käse und Fleisch gefüllte Strudel heißt „bagchbacz“. Zu Neujahr wird ein aus Teig-, Mohn- und Honigschichten und einer aus geschälten Nüssen bestehenden Oberschichte zubereiteter, „losz“ genannter Süßkuchen aufgetischt. Endlich bereiten sie sehr oft eine aus Rosinen und Reis bestehende, „pilaf“ zubenannte Speise folgenderart: der Reis wird zuerst in Fleischsuppe, dann mit Rosinen und Butter gekocht, worauf man ihn, damit er nicht weich wird, mittelst einer Serviette zudeckt. Die Armenier sind auch große Freunde orientalischer Süßigkeiten, wie der in Zucker eingekochten Früchte und Blüthen, „dulceatze“ genannt, des rohat und verschiedener Scherbets und der Halwas (dakahalwa).

Die Kleidung der Armenier ist einfach und heute fast durchwegs die moderne, nur hie und da bekommt man noch die langen, orientalischen Kleider zu sehen. Früher trugen die Männer weite, „szalwari“ benannte Stoffbeinkleider, im Winter aber solche aus Schaffellen, „meszini“ benannt. Den Körper bedeckte ein oft seidener, weiß- und roth-gestreifter, mit einem Stehragen versehenen, „antereu“ oder „zobon“ zubenannter Talar,

dessen von rechts nach links zugeschlagene Seiten von einem kostbaren, türkischen, um die Taille gewundenen geblühten Shawl zusammengehalten wurden. In den Brustfalten dieses Talars wurde mit Vorliebe ein großes, farbiges, oft seidenes Taschentuch getragen. Der große, weiße, hervorstehende, aber nicht gesteierte Hemdkragen wurde mittelst eines schwarzen Seidentuches, dessen Zipfel auf die Brust herabhingen, in der Höhe gehalten. Die Ärmel des Talars waren zum Zuknöpfen hergerichtet, doch pflegte man sich während der Sommerzeit selten zuzuknöpfen, weshalb die weiten Hemdärmel stets sichtbar waren.

Über diesem Talar trug man im Sommer einen bis an den Gürtel reichenden, kirschfarbenen, breitärmeligen Seidenhalbmantel, „fermenea“ oder „skurteika“ genannt, welcher für den Wintergebrauch aus einem mit kostbarem Pelzwerke gefütterten, grünlichen Wollstoffe bestand. Über der Fermenea trug man zu jeder Jahreszeit einen bis an die Knie reichenden, mit theueren Pelzen unterschlagenen, breitärmeligen Wollstoffmantel, „dulama“ oder „kazaweika“ genannt. Beim Ausgehen aber wurde über alle bisher angeführten Kleidungsstücke noch ein langer, weiter, bis an die Sohlen reichender, im Sommer mit Seide, im Winter mit seltenem Rauhwerk versehener, „dzubea“ genannter Stofftalar angezogen. Der rothe Fes war die Kopfbedeckung der Männer, worüber beim Ausgehen ein türkischer, „Czalma“ genannter Shawl gewunden wurde. In neuerer Zeit aber trug man eine tiefe, oben mit Sammt eingelegte Bibernütze, ärmere Leute trugen und tragen noch heute hohe Lammfellmützen.

Die Frauen trugen ein ärmelloßes, weites, den Ober- und Unterkörper bedeckendes, bis an die Knöchel reichendes, farbenreiches, gewöhnlich seidenes, mit Goldschnüren aufgeputztes, am Halse offenes Kleid, welches mittelst eines mit großen silbernen oder goldenen, edelsteinbesetzten Spangen versehenen Gürtels eng um den Körper zusammengehalten wurde. Darüber wurde eine zierliche Fermenea, dann noch eine aus Sammt, Seide oder Stoff bestehende, mit sehr kostbarem Rauhwerk, Fuchs- oder Lammfellen unterschlagene Dulama getragen, welche die Armenierinnen noch heute zu Hause gerne anziehen.

Die Frauen bedienten sich des weißen Fes als Kopfbedeckung. Darüber wurde je nach Stand und Vermögen ein seidenes oder wollenes Tuch derart geworfen, daß ein Ende desselben dreieckförmlich auf den Rücken herabhing.

Männer und Frauen bekleideten ihre Füße entweder mit gelben Safianstiefeln oder türkischen, gelbfarbigen, „iminei“ oder „buszmakei“ benannten spitzschabeligen Halbschuhen.

Beide Geschlechter pflegten sich, während sie müßig mit nach türkischer Art unterschlagenen Beinen auf den Divans saßen, zum Zeitvertreib großer Bernsteinrosenkränze, „pathór“ genannt, zu bedienen. Dieses Rosenkränzspielen, wie auch die türische Art des Divansitzens ist noch heute bei den Armeniern in Übung.

## Die Zigeuner.

Innere Unruhen, feindliche Einfälle in die hindostanischen Länder, wie auch die unmenschlichen Gesetze des Manu zwangen den Volksstamm der Zigeuner, der „Roma“ oder „Romaniczei“, wie sie sich selbst nennen, ihrem sonnigen Vaterlande auf immer den Rücken zu kehren. Mit dem ewigen Wanderstabe ausgerüstet, durchstreiften sie die ganze Welt, ohne sich irgendwo von der Scholle festhalten zu lassen. Auf dieser Weltwanderung betraten sie um das Jahr 1400, wohl auch früher, den Boden der Bukowina. Hier wurden sie zu Sklaven erklärt, viele wurden dies freiwillig und verblieben als solche bis zum Jahre 1783, als Kaiser Joseph II. sie hochherzig zu freien Menschen machte.

Bis zu jenem Jahre besaßen die vielen Klöster und Großgrundbesitzer der Bukowina Hunderte von Zigeunerseelen als Sklaven. Dieselben konnten, wie Sachen oder Thiere verkauft oder eingetauscht werden. Sie bearbeiteten, unter der Überwachung eines hart-herzigen Aufsehers, der von seiner, „Galanga“ benannten Peitsche häufigen und grausamen Gebrauch machte, die ausgedehnten Kloster- oder Privatgüter und verrichteten Wirtschafts-, Haus-, Hof- und Küchendienste. Der Reichtum eines Gutsherrn oder Klosters wurde dazumal nach der Seelenanzahl der Zigeuner bemessen. Die etwas freieren musiktreibenden, nur eine Art Abgabe zahlenden Zigeuner mußten oft mit ihrer Kunst, ihren Gesängen und Witzigen zur Erheiterung der herrschaftlichen Häuser beitragen. Obwohl sie Christen waren und man alle ihre körperlichen und geistigen Kräfte bis zur Erschöpfung ausnützte, waren sie doch so verachtet, daß man sie nicht auf den gemeinsamen, sondern auf abgeordneten Friedhöfen begrub.

Früher hatten die Zigeuner nach ihrer Beschäftigung folgende Benennungen: 1. Löffelmacher „lingurari“, 2. Bärenführer „ursari“, 3. Goldwäscher „rudari“ oder „aurari“, 4. Hordenzigeuner „läieşi“ und 5. Herdzigeuner „vătraşi“. Heute gibt es in der Bukowina nur ansäßige Herdzigeuner und Löffelmacher, hingegen keinen vagabundirenden Hordenzigeuner; doch besteht auch bei diesen ansäßigen Zigeunern noch ein gewisser Rest früherer Wanderlust, welche sie veranlaßt, ihre festen Wohnsitze aus einem Dorfe ins andere zu verlegen. Auch die Sorte der Goldwäscher ist eingegangen, und Bärenführer kommen nur aus Siebenbürgen und Rumänien ins Land.

Der Zigeuner ist mittelhoch, schwachgebaut und mager, hat aber einen gut proportionirten Kopf und ein niedriges, breites, bronzefarbiges Gesicht. Seine Nase ist höher gestellt als bei den übrigen Völkern des Landes. Sein Mund ist etwas groß, der Hals stark, die Arme kurz. Das gewöhnlich lange, ungekämmt, struppige Kopfhaar ist kraus, kohlschwarz und glänzend, die Augen sind schwarz und funkelnd, die Zähne schneeweiß und kerngesund.



Zigeunerfamilie aus Buleva.

Die Zigeuner umgürten das selten gewaschene, stets verrissene Hemd mit einem breiten, mit vielen gelben oder weißen Metallknöpfen verzierten Riemen, worin ein an gelber oder grauer Kette befestigtes

Taschenmesser getragen wird. Auch wird mit Vorliebe eine lederne, mit vielen glänzenden Knöpfen, Kettchen und Kreuzchen versehene Tasche umgehängt. Überhaupt bekunden sie eine Rabenvorliebe für glänzende Gegenstände. Auch die Männer tragen oft Ohrgehänge, um Glück zu haben, nicht verschrien zu werden und um ein feines Gehör zu bekommen. In jenen Familien, wo nur ein Knabe und mehrere Mädchen sind, legen sie dem ersteren einen Ohrring an, damit ihn die Götter für ein Mädchen halten und am Leben lassen.

Über das Hemd wird, wenn man eine weitere Reise unternehmen will, ein sehr durchlöcherter Sufman oder Mantel geworfen. Ist aber dies Kleidungsstück gut oder gar neu, so kann man Hundert gegen Eins wetten, daß es, wenn nicht gestohlen, so doch sicher ausgeliehen ist. Im Sommer wird ein solches Obergewand als überflüssig, ja lästig angesehen, weshalb man es lieber beim Juden als Pfand für Schnaps in Aufbewahrung liegen läßt. Den Kopf bedeckt der Zigeuner Sommer und Winter mit einem Hut oder einer Pelzmütze. Diese Kopfbedeckung ist so durchlöchert, daß sie zum Sprichworte geworden ist; denn man sagt, der Zigeuner schreite stolzer einher, wenn ihm die Kopfhaare durch seinen Hut- oder Mützenboden herauskriechen.

Die in früher Jugend oft sehr schönen Zigeunerweiber kleiden sich, wenn sie wohlhabender sind, geschmackvoll und bekunden eine große Vorliebe für intensive schreiende Farben. Um den Kopf binden sie in herausfordernder Art ein großes gelbes, öfter aber feuerrothes Wolltuch, nur höchst selten und im Falle äußerster Noth das landesübliche weiße Baumwollhandtuch. Das Hemd wird gewöhnlich an Brust und Achseln mit bunter Seide oder Wolle und Goldfaltern ausgenäht. Den unteren Körper bekleiden sie mit einer oft mit Goldfäden durchwirkten Katringa (Rock) oder aber und dies öfters mit in der Stadt gekauften, aus intensiv farbigen Wollstoffen bestehenden Röcken. Hier muß noch erwähnt werden, daß die Zigeunerinnen auch ihre Katringas und hie und da auch die Hemdenleinwand kaufen und nicht selbst weben. Zur Bekleidung des Oberkörpers dient gewöhnlich ein bis unter die Knie reichender Schapfelz oder auch nur ein Sufman. Mädchen und junge Weiber tragen am Halse einen aus werthvollen alten Silber-, ja auch Goldmünzen bestehenden, „Salba“ genannten Schmuck.

Als Fußbekleidung dienen den wohlhabenden Männern Sandalen, Schuhe oder Stiefel; die Armen laufen barfuß herum. Die Weiber tragen gewöhnlich Schuhe. Mit der Bekleidung der Kinder nehmen es die Zigeuner nicht sehr genau, denn man sieht dieselben stets ganz nackt im Straßenstaube vor den Fuhrwerken und Wanderern Rad und Purzelbäume schlagen und dann denselben lange Wegestrecken nachlaufen, um als Belohnung für diese Kunststückchen einige Geldstücke zu erbetteln.

Erwähnenswerth ist es, daß bei den Zigeunern Jung und Alt, Mann und Weib, ja sogar die Säuglinge der Leidenschaft des Tabakrauchens fröhnen. Selbst in der Nacht darf die gewöhnlich leere Tabakspfeife nicht im Munde fehlen.

Die in den Städten lebenden Zigeuner bewohnen abgesonderte, nach ihnen benannte Viertel oder Gassen. Die auf dem Lande Lebenden aber wohnen auf den ihnen zugewiesenen Hutweiden, außerhalb der Bohndörfer, welche Plätze „setre“, das sind Zelte, benannt werden. Hier erbauen sie sich hie und da Erdhütten oder ärmliche Häuschen, welche stets schlechter construirt sind, als die der anderen Ortsbewohner und sich durch wenig Reinlichkeit



Zigeuner, Woltern verkaufend.

auszeichnen. Die innere Eintheilung und Einrichtung ihrer Wohnungen ist der der anderen Ortsbewohner ähnlich.

In den Ortschaften, wo die Zigeuner in größerer Anzahl vorkommen, haben sie einen aus ihrer Mitte von ihnen selbst gewählten Richter, der aber sammt seinen Untergebenen dem politischen Gemeindevorsteher der betreffenden Ortsgemeinde untersteht.

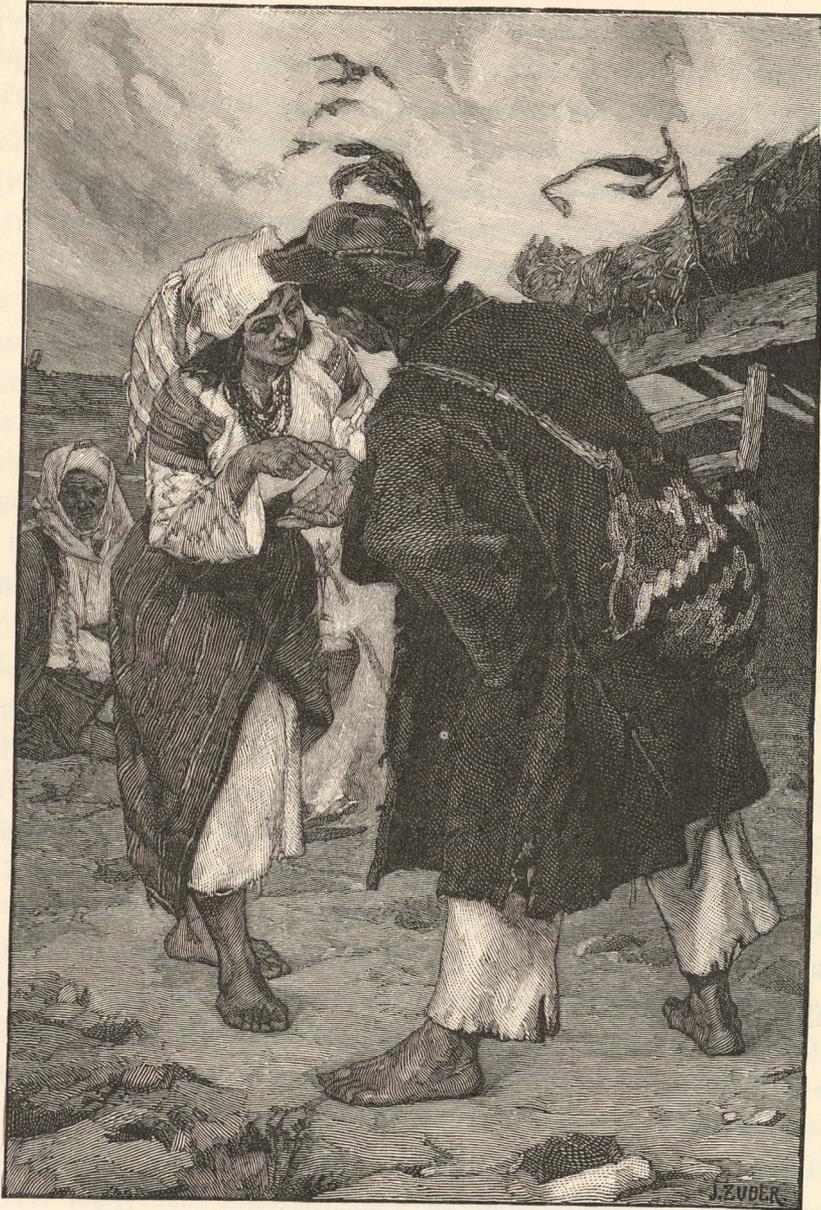
Bei einer Zigeunermwirtschaft darf weder der Schmiedeofen sammt Blasebalg, noch das primitive Schmiedewerkzeug fehlen, zumal das Schmieden eine Lieblingsbeschäftigung des Zigeuners ist. Freilich ist er darin kein großer Meister, doch versteht er ziemlich gut, Kessel zu flicken, Hacken, Messer und Sichel zu richten, zu schärfen und zu stählen, die Zugochsen zu beschlagen, dann Töpfeunterstände, Feuerzangen, Nägel, Nadeln, Hanfkämme zc. zu verfertigen; ja einige betreiben auch die Glockengießerei.

Der Zigeuner bearbeitet aber gerne auch das Holz, woraus er Schaufeln, Spindeln, Schöpflöffel, Teller, Mulden, Viertel, Siebe mit ledernem Untergrunde zc. anfertigt. Alle diese seine Kunsterzeugnisse pflegt er auf den Nachbarmärkten oder von Haus zu Haus selbst zum Kaufen anzubieten, oder er betraut damit seine vielgeplagte Ehehälfte. Auch weiß er Bürsten zum Weiseln zu binden, die Häuser mit Lehm anzuwerfen, er versteht sich auf die Landwirtschaft und, wo sich die Möglichkeit dazu bietet, auf den Pferdediebstahl. Endlich ist er Viehzüchter; bei seinem Hause darf weder das magere Schweinchen und der magerere Hund, noch die Pferdemaßre fehlen.

Nach dem Nichtsthun ist die Lieblingsbeschäftigung des Zigeuners die Musik. Darin bringt er es, oft ohne eine Note zu kennen, sogar zur Virtuosität. Mit großer Fertigkeit handhabt er alle nur erdenklichen Instrumente. In Ermanglung eines solchen weiß er sich dadurch einen Ohrenschmaus zu bereiten, daß er, auf dem Rücken im Grase hingestreckt, einem an den Lippen gehaltenen Blatte Töne, ja Melodien entlockt. In jeder Lebenslage ist er sogleich bereit, sich und Anderen vorzuspielen, seine Weisen aber sind seiner augenblicklichen Gemüthsverfassung angepaßt. Ist er traurig, gekränkt oder hungrig, was gewöhnlich der Fall ist, so läßt er eine ergreifende höchst traurige Weise ertönen. Ist er aber fröhlich und gut gelaunt, was immer nach einem gelungenen Diebstahl oder einer reichlichen Mahlzeit der Fall ist, so läßt er lebensfrohe, hüpfende Tanzaccorde hören.

Die alten Zigeunerinnen betreiben mit viel Geschick die oft einträgliche Kunst des Wahrsagens aus Karten, Maiskörnern, Bohnen, den Handflächefalten zc. Auch verstehen sie den abergläubischen Bauernweibern den Schrecken und die Krankheiten abzusprechen. Den liebenden, daher leichtgläubigen Bauernmädchen zaubern sie ihre Zukünftigen herbei und bereiten für dieselben und auch für manches liebesranke Stadtfräulein für Geld oder Schwaaren unschuldige Liebestränklein. Die schnell abgeleierte, daher meist unverständliche Wahrsageformel lautet: „Hast Glück und wirst viele kleine mit Füßchen ringsherum versehene Thierchen haben. Das Glück folgt deiner Ferse, wie der Hase der des Hundes!“

Aber auch das Betteln übt das junge wie das alte Zigeunerweib mit unübertrefflicher Zudringlichkeit und Zungengewandtheit aus. Durch ihre Geschicklichkeit im Betteln, Stehlen und Verkaufen der diversen Schmiede- und Holzzerzeugnisse ihres Mannes, sowie durch ihre Gewandtheit in der Wahrsagekunst, im Zaubern, Kartenaufschlagen, Absprechen,



Zigeunerin, aus der Hand wahrjagend.

ernährt das arme Zigeunerweib ihre zahlreichen Kinder und den „dada“, das ist ihren faulen Mann. Wehe der geplagten Zigeunerin, wenn sie abends, ohne Speck und Mehl, die Lieblingseßwaren ihres Herrn und Gebieters, mitzubringen, heimkehrt. Bringt sie aber dergleichen, so äußert sich der Dank ihres gesättigten Mannes in einer tüchtigen Tracht Prügel, welche sie als Beweis seiner Liebe annehmen muß.

Am dritten Donnerstage nach den griechisch-orthodoxen Ostern pflegen sich die jungen Zigeunerinnen zu bekränzen und mit rothen Bändern und Münzen behangen von Haus zu Haus zu gehen und beim Gesange einer alten Stammesgenossin zu tanzen. Darauf werden sie, damit es im Sommer hinreichend regne, von der Hausfrau mit einem Topf voll Wasser übergossen und mit einer Geldmünze, mit Mehl oder einem alten Kleidungsstücke beschenkt.

In der Bukowina gehören die Zigeuner fast ausschließlich der griechisch-orthodoxen Kirche an, sind aber keine sehr guten Christen. Sie bringen es höchstens so weit, daß sie sich nothdürftig bekreuzen können, ohne aber die Bedeutung des heiligen Kreuzes und die nöthigen Gebete zu kennen. In der Kirche pflegt man sie höchst selten zu sehen, weshalb es zum Sprichworte geworden ist, daß sie nicht in die Kirche gehen, sondern dahin zur Taufe und zur letzten Einsegnung getragen werden. Die Beichte meiden sie und, wenn sie dennoch, die anderen Ortsinsassen nachahmend, in den Beichtstuhl treten, so verschweigen sie die schweren Sünden. Ihrer Kirche halber werden sie von den Rumänen oft geneckt. Die Zigeuner, so behaupten die letzteren, hätten einmal, um ebenfalls eine Kirche zu besitzen, eine solche aus „balmoş“, das ist einem Gemisch von Kukuruzmehlbrei, Schaffkäse und Butter, aufgebaut und statt der Glocken ganze Borstenviehköpfe sammt Zungen im Glockenthurme aufgestellt. Als sie aber einstmals stark hungerten, da hätten sie ihre ganze Kirche sammt den Glocken aufgeessen und seit jener Zeit besäßen sie keine eigene Kirche mehr.

Die Zigeunerinnen pflegen ihren Kindern den bösen Blick, den Schrecken zc. abzusprechen, doch erst, nachdem dieselben ein Jahr alt geworden. Früher dies zu thun, wird als eine große Sünde angesehen. Die heranwachsenden Kinder werden wenig oder gar nicht beaufsichtigt, sondern sich selbst überlassen. Die Zigeunermädchen fangen am Tage des heiligen Johannes Fledermäuse ein, geben dieselben in mit neun oder sieben Löchern versehene Gefäße und stellen dieselben auf Ameisenhaufen, worauf sie sich schleunigst entfernen, um nicht das Schreien der von den Ameisen angegriffenen Fledermäuse zu hören, da sie sonst taub werden könnten. Nachdem die Ameisen die Fledermäuse verzehrt haben, nehmen sie die übrig gebliebenen Gebeine, pulverisiren dieselben und geben dieses Pulver den auserkorenen Burschen in den Speisen zum Essen oder in Branntwein zum Trinken und glauben, daß der betreffende Mann sie dann heiraten werde. Um die Liebe der Männer zu gewinnen, pflegen ferner die Zigeunermädchen einen Fegen vom eigenen Kleide sammt einigen Kopfschuppen zu verbrennen und die Asche davon dem Auserkorenen zum Trinken zu geben, in dem festen Glauben, daß jener dann in heftiger Liebe zu ihnen entbrennen werde.

Die Zigeunerbrautleute pflegen eine Woche oder wenige Tage vor der Trauung die Zukunft zu befragen, um zu erfahren, ob sie Nachkommen haben werden. Zu dem Zwecke stellen sie am Ufer eines fließenden Gewässers zwei brennende Kerzen auf und wachen

dasselbst. Werden nun die Kerzen vom Winde sogleich ausgelöscht, so wird ihre Ehe kinderlos sein. Um aber doch Kinder zu bekommen, werfen sie Eier und Äpfel ins Wasser.

Wenn die Zigeunerbraut zur Trauung geht, umwickelt sie sich den linken Fußknöchel mit ungesponnenem Hanf, damit sie in ihrer Ehe keine Noth leide. Während der Trauung halten manche Bräute ein Geldstück unter der Achsel, um im Eheleben vor Unglück gefeit zu sein. Beim Heraustreten aus der Kirche werfen sie dieses Geldstück weit vor sich. Wer dasselbe findet, soll es nicht aufheben, denn sonst würde sich das Unglück sieben Jahre an seine Ferse heften. Auf die Einsegnung der Ehe durch den Priester halten die Zigeuner nicht sehr viel, mehr aber auf die von einem alten Stammesgenossen unter einer Eiche ausgesprochene Trauungsformel und auf die sie begleitende kurze Ceremonie, wie denn auch die meisten Zigeuner in wilder Ehe leben und auch von ihrer ehelichen Treue und Sittlichkeit blutwenig gesagt werden kann.

Die Begriffe von Mein und Dein sind nach ihrer Anschauung ziemlich identisch, daher sind sie immer, bei finsterner Nacht wie am hellen Tage, das Dein zu ihrem Mein umzuwandeln bestrebt. Aber das also Erworbene bleibt nicht lange in ihrem Besitze, denn es wird in Saus und Braus schnell verthan. Denn sie sind große Freunde fröhlicher Gelage, wobei Musik und Tanz nicht fehlen darf; Sorglosigkeit und leichtlebige Fröhlichkeit liegt ihnen im heißen Blute.

Sind die Zigeuner zu Taufen, Hochzeiten oder Kirchweihfesten geladen, so essen sie möglichst wenig, um nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, daß sie zu Hause Noth leiden und seit lange nichts gegessen haben. Dafür aber trinken sie desto mehr, wodurch ihr ohnehin sanguinisches Temperament so aufgeregert wird, daß es dann immer zu Streitigkeiten und blutigen Schlägereien kommt. Überhaupt sind sie zu Zank und Streit gleich bereit, und ist diese Eigenschaft sprichwörtlich geworden, denn man sagt: Jemand sei so streitsüchtig, wie ein Zigeuner! Vor einer solchen Schlägerei streifen sie im Nu ihre Fetzen vom Leibe ab und kämpfen dann ganz nackt. Sie thun dies, um ihre ohnehin nicht sehr festen Kleider zu schonen, da, wie sie richtig bemerken, die verletzte Haut nachwächst, die verletzten Kleider aber nie. Der Kleidermangel verleidet den Zigeunern den Winter sammt seinen Freuden. Diese ihre Kleidernoth im Winter wird trefflich durch folgenden Dialog zwischen einem Zigeuner und seinem vor Kälte zähneklappernden Sohne veranschaulicht: „Dada, mich friert's, denn ich bin ganz nackt!“ „Setze meinen Hut auf!“ „Ich zittere auch so vor Kälte!“ „So gürte Dir meinen Riemen um!“

Die Zigeuner sind im Allgemeinen, von einigen schlechten, verrohten Individuen abgesehen, harmloser, ja, man könnte fast sagen, gutmüthiger Natur. Freilich muß ihnen viel Stolz, Einbildung, Herrschsucht, Rachelust, aber auch eine große Portion Dummheit, Denkfaulheit, Aberglaube, Fatalismus, Unerfahrenheit und Feigheit zugesprochen werden.

Von ihren Nachbarn werden sie wegen ihrer Faulheit und Dummheit verspottet. Besonders der Rumäne pflegt dem Zigeuner vielfache Spottnamen beizulegen. Der gebräuchlichste ist „Dohle“, und diesen fürchtet der Zigeuner so, daß er eine Dohle nie bei ihrem Namen nennt, um sich nicht selbst zu verspotten. Das Feilschen wird oft mit dem Worte: „zigeunern“ vertauscht. Einem Emporkömmling wird als Beleidigung folgende Phrase in's Gesicht geschleudert: „Geld haben auch die Zigeuner, aber keine Menschlichkeit!“ Wenn in einem Hause Unordnung und Schmutz herrscht, so sagt man: „Das ist eine Zigeunerwirthschaft“. Von einem unordentlichen Menschen pflegt man zu sagen, er sei unreiner als ein Zigeuner.

Der Zigeuner schämt sich daher seines Ursprungs und Namens. Befragt man ihn, welcher Nation er angehöre, so antwortet er: „Ich bin ein Rumäne“ und begründet dies mit den Worten: „Denn auch mein Vater war ein solcher!“ Er bringt eine gewisse Sympathie dem Rumänen entgegen, wird aber vom letzteren verachtet. Weniger Anhänglichkeit bezeugt er dem Ruthenen.

In letzter Zeit schicken sie ihre Kinder, wenn auch nicht gerade sehr willig, in die Schule und manche ihrer Söhne haben sich bereits durch höhere Bildung eine geachtete Stellung in der menschlichen Gesellschaft zu erringen gewußt.

Von einer richtigen Statistik der Bukowiner Zigeuner kann nicht die Rede sein, da sie sich immer als Rumänen ausgeben; doch darf ihre Seelenanzahl beiläufig auf 2000 angesetzt werden.

Dank ihrer Sympathie für die rumänische Bevölkerung, in deren Mitte sie wohnen, dürften sie mit der Zeit in dieselbe vollständig aufgehen.

### Ortsanlagen und Wohnungen.

Außer vier dorfähnlichen Städten zählte man im Jahre 1775 in der Bukowina 273 bewohnte Ortschaften mit 55 Attinenzen. Die Bevölkerung hat sich seit dieser Zeit insgesammt ungefähr achtfach vermehrt und sowohl die Anzahl der Orte, als ihre Ausdehnung ist eine größere geworden. Gegenwärtig besitzt die Bukowina über 700 Ortschaften in rund 330 Ortsgemeinden, steht aber mit diesen Zahlen im Vergleiche zum Flächeninhalte des Landes weit unter dem Durchschnitte des Staatsgebietes, ist also ortsparm. Die Dörfer sind indeß verhältnißmäßig groß, sowohl was die Einwohnerzahl, als namentlich auch was den Umfang derselben anbelangt. Ungefähr 80 Ortsgemeinden, das ist fast  $4\frac{1}{2}$  Procent aller Ortsgemeinden im österreichischen Staatsgebiete, beherbergen nämlich über 2000 Einwohner, während die Area des Landes kaum  $3\frac{1}{2}$  Procent der Fläche der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder ausmacht. Im Durchschnitte zählt in

der Bukowina eine Ortschaft rund 170 Häuser und 900 Einwohner; es kommen demnach auf ein Haus kaum mehr als 5 Personen, eine Zahl, welche gegenüber anderen Provinzen klein ist und sich selbst in der Landeshauptstadt, infolge ihrer rein bäuerlich gebliebenen Vorstädte, auf nicht mehr als 10 Personen erhöht.

Die einzelnen Ortschaften liegen im Hügel- und Flachlande, soweit es thunlich, an südlichen Abhängen oder in den Thalmulden der kleineren, häufig tief in das Terrain eingeschnittenen Wasserläufe, im Gebirge aber in den Haupt- und Seitenthälern. Mit der Vergrößerung der Siedlungen mußten zahlreiche, neu hinzugekommene Gehöfte allerdings, namentlich in coupirten Gegenden, mit einer in Bezug auf die Witterungseinflüsse ungünstigeren Lage vorlieb nehmen. Im gebirgigen Theile des Landes befinden sich einzelne Wirthschaften, hauptsächlich behufs Ausnützung der Weideflächen, ferner Sennhütten, sowie Wohnungen der Holzarbeiter und Köhler auf den Hängen und, weit vom Thale entfernt, auf den Höhen und in den Wäldern. Ehedem waren auch, der Sicherheit wegen, schwer zugängliche Orte und Schluchten zur Errichtung einzelner Wohnhäuser beliebt.

Abgesehen von den neu angelegten Colonien gruppiren sich die Häuser oder Hofstätten in den Dörfern im Allgemeinen mosaik- oder bienenzellenartig — gewissermaßen im Rudel — nebeneinander, in der Weise, daß rund um das Anwesen, oder doch an mehreren Seiten desselben, ein Dorfweg verbleibt. Nur auf ebenem Boden nähert sich die Grundform der einzelnen Wohnsitze einem Rechtecke; auf abschüssigem, und namentlich auf dem nicht selten vorkommenden Kutschterrain nehmen sie eine polygonale, oft eine ganz regellose Gestalt an, welche sich aus der Configuration des Bodens und wohl auch aus der wechselnden Güte desselben ergibt. Für die Cultur minder geeignetes Terrain bleibt als Hutweide zur allgemeinen Benützung zurück, ebenso der Graswuchs in den Zwickeln und Erweiterungen der zahlreichen, sich unregelmäßig verschlingenden Dorfwege, wovon oft schwer einer als Hauptweg unterschieden werden kann. In jedem Falle besitzt das Dorf eine große, ehemals außerhalb desselben gelegene, nun aber schon mit neu angelegten Anwesen häufig umsäumte und hiedurch verkleinerte Hutweide, die gewöhnlich mittels Graben und Wall eingefriedet erscheint. Brunnen, zumeist für den allgemeinen Gebrauch bestimmt, sind nur etliche im Orte vorhanden.

In engen Gebirgsthälern ist die beschriebene, als Gruppendorf bekannte Ortsanlage des Hügel- und Flachlandes wesentlich dieselbe, nur erscheint hier das Dorf gestreckter, das heißt als Längendorf, ohne aber, selbst auch nicht in seinem, in der Thalsohle liegenden Theile, zum Reihen- oder Gassendorf zu werden. Die zuletzt genannte Form ist lediglich in den neuen Colonien, sowie zum Theile in neueren, längs bestehender Straßen sich hinziehenden Dorferweiterungen anzutreffen.

Die Hofstätte hat im Flachlande eine Ausdehnung von ein bis zwei Hektar, auch weniger, und enthält neben den Baulichkeiten und dem Hofraume einen Gemüse-, nach Umständen einen Obstgarten, in der Regel auch ein Stück Feld. Häufig bildet sie den gesammten Besitz, zu welchem dann zumeist kleine, directe oder Subpachtungen treten. Oft gehören indeß zur Hofstätte noch Ackergründe in einem oder mehreren, außerhalb des Dorfes gelegenen Rieden, so daß das Anwesen bis zu einer Ausdehnung von zehn Hektar, selten höher steigt. Im Hügellande erweitert sich die Hofstätte unter Verringerung des Besitzes außerhalb derselben, so daß die Bauerngüter hier mehr oder weniger arrondirt erscheinen. Dies ist auch im Gebirge vornehmlich bei jenen Hofstätten der Fall, welche nicht im Thale liegen, und selbst bei den letzteren findet man die Arrondirung kleinerer Besitzungen nicht selten; die größeren derselben aber haben oft ausgedehnte Wald- oder Weideantheile, und es steigert sich dann der Gesamtbesitz auf 30 und mehr Hektar.

Da die Hofstätten im Allgemeinen groß sind, erlangen also die Dörfer, namentlich im Hügel- und Gebirgslande, eine um so bedeutendere Ausdehnung, als viele, wie bereits hervorgehoben wurde, stark bevölkert erscheinen. Im Flachlande z. B. bedecken die Ortschaften Mahala mit Buda an drei, Karançe über vier, Toporouz sieben Quadratkilometer; im coupirten Terrain Burla fünf, Karapcziu am Czeremosz etwa sechszehn, Kuczurmare mehr als zwanzig Quadratkilometer; im Gebirge hat der schon durch seinen Namen als lang gekennzeichnete Ort Kimpolung (Câmpulung) eine Längenausdehnung von acht Kilometern. Auch im Vorlande haben sich die breiten Thalgründe besonders stark besiedelt, und in vielen Fällen sind Nachbarorte bereits vollständig aneinander gewachsen. Beispielsweise besitzen die Orte Straza, Ober-Wikow, Bilka, Fratauz und Andrásfalva eine Gesamtlänge von über 35 Kilometern. Die magyarische Ansiedlung Istenjegits, welche, wie der Hauptsache nach auch die deutschen Colonien Badeutz, Deutsch-Satulmare, Fürstenthal, Lichtenberg u. s. w. und das lippowanische Fântâna alba, ein Gassendorf bildet, umfaßt bloß eine Fläche von einem Quadratkilometer. In Toporouz mit rund 900 Hofstätten kommen demnach auf einen Quadratkilometer ungefähr 130, in Kuczurmare mit circa 1800 Hofstätten bloß 90, in Istenjegits aber annähernd 540 Wohnhäuser, während insgesammt im Lande auf den Quadratkilometer durchschnittlich 11 Häuser entfallen.

Der Umstand, daß sich den niedrigen Wohn- und Wirthschaftsgebäuden oft ein Obstgarten oder wenigstens Weiden- oder sonstige Baumpflanzungen anschließen, bewirkt, daß die einzelnen Orte als solche, wenigstens im Sommer, von der Ferne einem Walde gleichen, aus welchem nur die etwaige Kirchenkuppel emporragt.

Zur Zeit der Übernahme der Bukowina in die österreichische Verwaltung war von Bauerngehöften mit entsprechenden Wohn- und Wirthschaftsgebäuden noch gar keine Rede und es sahen die Dörfer mit ihren armseligen Hütten, wie als Zeitgenossen die Generäle

Gabriel Freiherr von Splényi und Carl Freiherr von Enzenberg, sowie der Bojar Basilius Balschs und der Mappirungsdirector Johann Budinszky aus eigener Anschauung berichten, elend genug aus. Die Häuser bestanden gewöhnlich nur aus einem winzigen Vorhause und einer engen Stube, selten besaßen sie noch eine Kammer. Sie waren schlecht, oft nur aus Flechtwerk erbaut, das mit Lehm verschmiert wurde, oder stellten gar nur bloße Erdlöcher dar; Rauchfänge fehlten. Stallungen gab es nicht, und nicht selten hatte deshalb die Familie die dumpten und feuchten Wohnräume noch mit jungen Schweinen und Kälbern, sowie mit dem Geflügel zu theilen. Das übrige Vieh mußte, selbst bei strengster Kälte, im Freien verweilen. Noch viel weniger kannte man Scheuern, nur zur Aufbewahrung



Zigeuner-Bordei's bei Kopeze.

des geernteten oder eingehandelten Kukuruz, der nebst dem Vieh die Hauptnahrung lieferte, besaß man — wie noch jetzt — geflochtene große Körbe; Einfriedungen der Hoffstätten gab es selten. Künstliche Straßen oder Brücken waren nicht vorhanden, so daß bei nur einigermaßen ungünstiger Witterung der gegenseitige Verkehr oft völlig abgeschlossen war.

Diese primitive Bauweise findet man, nur wenig verbessert, ab und zu auch noch heute vertreten, und zwar beim unbemittelten Landwirth, insbesondere im Gebirge. Erdhütten, sogenannte Bordei, gibt es nicht mehr viele. Nur der Zigeuner, der hier etliche, im Verschwinden begriffene Ansiedlungen, unter andern bei Stupka und bei Kopeze besitzt, muß sich noch mit solchen begnügen. Sie bestehen aus einer, etwa metertief in die Erde gegrabenen, kaum zwei Meter breiten und drei Meter langen Grube, in deren Ecken rauhe, am oberen Ende womöglich gabelförmig auslaufende Baumstämme eingegraben sind. Diese tragen zwei starke Längshölzer, auf deren Enden zwei den Firstbalken unterstützende Quer-

hölzer lagern. Auf diese Weise erscheint das Gerüste für die aus Schwarten, Rinden, Reisig und dergleichen und darüber befindlichem Erdreiche bestehende Dacheindeckung gebildet. Die Wände werden durch etwas geneigt eingegrabene, sich an die unteren Pfetten lehrende Schwarten oder Brettstücke und Erdreich hergestellt, so daß nun diese primitive Wohnung von außen einem Hügel gleicht. Der Eingang, kaum mehr als einen Meter hoch, befindet sich im Süden oder Osten an einer Schmalseite; ein kaum kopfgroßes Fensterchen ist ferner an der wettergeschützten Langseite zu finden. An der entgegengesetzten Längswand steht, wenig entfernt von dieser, ein aus Ruthen geflochtener und mit Lehm verschmierter Ofen in Form einer unten etwas stärker gehaltenen, durch die Decke als Rauchfang reichenden Säule. An drei Seiten des Ofens verbreitert sich der Sockel zu der zwar äußerst engen, im rauhen Winter aber gerne aufgesuchten Lagerstätte, und unter ihm ist eine als Backraum dienende kleine Nischhöhle angeordnet. Längs der rückwärtigen und der Fensterseite sind aus rohen Brettern Lager gezimmert, während an den oft mit Kalk getünchten Wänden einige Brettchen zum Aufstellen der wenigen Kochgefäße und dergleichen befestigt erscheinen. Gewöhnlich besitzt eine solche Erdwohnung noch einen aus Flechtwerk hergestellten Vorraum mit einer winzigen Abtheilung für Schweinchen oder für den treuen Hund, dessen Anhänglichkeit unter dem Glend seines Herrn in keiner Weise gelitten. Manchmal kann der letztere noch eine Kuh sein eigen nennen und dann hat er für diese neben seiner Wohnung einen geflochtenen Stall errichtet; ein eingefriedetes Kohlgärtchen vervollständigt das Heim des braunen Gefellen und seiner vielköpfigen Familie. Seine Ahnen, erzählt er uns, waren es, die ihm gelehrt, sich seine Hütte zu bauen.

Nur auf eigener gesicherter Scholle und im völligen Unabhängigkeitsverhältniß des Besitzers kann sich das Bauernhaus naturgemäß entwickeln. Die namhaften Verbesserungen an demselben vermag man gerade in der Bukowina nachzuweisen, wo heute ziemlich allgemein ganz rationell errichtete, den besonderen Verhältnissen angepasste Wohn- und Wirthschaftsgebäude anzutreffen sind. Nicht am wenigsten trugen zur Hebung des landwirthschaftlichen Bauwesens die Muster bei, welche die Regierungsorgane für die Colonisten errichteten oder welche letztere mitbrachten. Hier auch sieht man so recht deutlich, welcher überwiegenden Einfluß das Klima und die sonstigen localen Umstände auf die Ausgestaltung eines Baues ausüben, während die Überlieferungen und Gewohnheiten des Volksstammes in minder wesentlichen Baudetails zum Ausdruck kommen. Allerdings treten zwischen ruthenischen, rumänischen und Huzulen-Bauernhäusern größere Unterschiede auf, aber diese wurzeln, wie gesagt, nicht in den einzelnen Völkern als solchen, sondern sie sind hauptsächlich nur den von ihnen besiedelten, verschiedenen Örtlichkeiten zuzuschreiben. In Gegenden, welche von mehreren Nationalitäten — die im Übrigen ihre Sitten und Gewohnheiten größtentheils beibehalten haben — gleichzeitig bewohnt sind,

gleichen sich deshalb auch die Baulichkeiten. Als fast unabänderlich und über die Verhältnisse der ersten Besiedlung eines Landes noch in späten Jahrhunderten Aufschluß gebend, können lediglich nur die Form der Hofstätte, die Dorfslage und die Flureintheilung gelten, in welcher letzterer erst jüngster Zeit und in fortgeschrittenen Ländern die Commassirung langsam alte Grenzen durch neue ersetzt.

Sieht man vorläufig von den Baulichkeiten der Colonisten ab, so läßt sich als Regel aufstellen, daß das Wohnhaus des Landwirthes in Anbetracht der strengen Winter stets die Sonnenlage besitzt, das heißt mit seiner Vorderfront genau gegen Süden gekehrt ist, und daß ferner, in den südlichen Theilen der Bukowina wenigstens, die vordere Seite



Guzulenhäus in Ruß-pe-boul.

des Hauses zum Schutze gegen die Sommerhize ein weit vorspringendes von Säulen getragenes Dach erhält. Unter letzterem ist ein erhöhter Gang angeordnet, der mitunter zu einer vor der Eingangsthüre befindlichen Laube zusammenschumpft. Das Wohnhaus liegt im Allgemeinen nicht an der Grenze der Hofstätte, sondern hinter derselben. Die Hofeinfahrt befindet sich zumeist an der südlichen, seltener an einer anderen Seite, letzteres nur dann, wenn eine Hofstätte an einem bereits vorhandenen Dorfwege errichtet wird, gegen welchen demnach das Wohnhaus im Allgemeinen schräge gerichtet ist und dem es häufig sogar seine Rückseite zugehrt.

Das kalte Klima sowohl als der Holzreichtum des Landes führen in allen Theilen desselben zur Anwendung des Holzbaues. Auch in den holzarmen Bezirken Rothman und

Zastawna, welche, beiläufig bemerkt, die Kornkammer der Bukowina bilden, wird der Kälte wegen, wenigstens für das Wohnhaus, das Holz als Baumaterial benützt, wengleich es meilenweit mittelst Fuhrwerken herbeigeht werden muß und deshalb theuer ist. Mancher Landwirth errichtet in der genannten Gegend, wie überhaupt der minder bemittelte Bewohner der Niederungen, sein Häuschen der Hauptsache nach aus Flechtwerk.

Ein besonderer Schutz gegen die Temperatureinflüsse wird durch Anfügen von Stallräumen oder Schopfen an der Nord- und Westseite des Hauses, sowie durch Aufschlichten der Brennmaterialvorräthe an der Ostseite — wie man dies häufig ja auch im rauhen Böhmerwalde und in den Alpen findet — oder von Kukurutzstängeln, Schilf und Dünger erzielt.

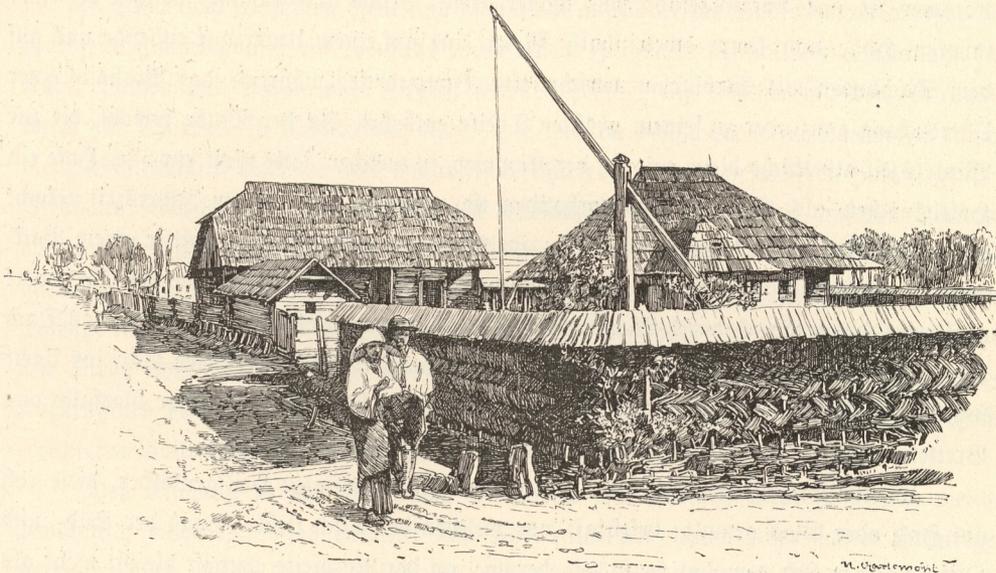
Die Holzwände ruhen gewöhnlich nur auf etlichen an den Gebäudeecken und einigen Zwischenpunkten aufgeschichteten Bruchsteinen, seltener auf einer besonderen Grundmauer. Die untersten Balken oder Schwellen stehen gegen außen, namentlich an der Süd- und Ostfront, bis einen halben Meter über die Wandflucht vor. Auf ihren Köpfen lagern horizontale Pfosten in Form einer Bank, welche letztere nur dann entfällt, wenn ein erhöhter Gang angeordnet ist. Oft wird die Bank, gleich den Zwischenräumen unter den Wänden, bloß aus gestampftem Lehm hergestellt. Aus demselben Material besteht auch der ein bis vier Decimeter über das Terrain erhöhte Fußboden, für welchen ehemals nur äußerst selten Bretter zur Verwendung gelangten.

Im Gebirge findet man die Wand durchwegs im Blockbau, und zwar in der Regel aus sehr sorgfältig zusammengefügtem Rundholz hergestellt, wobei die Fugen mit Moos gedichtet werden. An der Innenseite, gegen die Wohnräume zu, erhält jedoch das Holz, wenn man dasselbe, wie häufig, ebenfalls unverputzt läßt, eine entsprechend glatte Bearbeitung. Auch im Flachlande stellt man die Wand im Blockbau her, nur benützt man hier billiges, verhältnißmäßig schwaches, rohes Rundholz und verputzt die Wandflächen mit Strohlehm, der auf zahlreichen, schräg in die Stämme geschlagenen Holznägeln seinen Halt findet. An den Verbindungsstellen der Wände stehen die Köpfe der unteren Hölzer gewöhnlich nur um wenig vor, während die der oberen, das Dach tragenden Balken stufenförmig mehr und mehr vorkragen.

In neuerer Zeit bearbeitet man für bessere Häuser — im sogenannten Schrottbau — das Holz vierkantig und läßt die Balkenköpfe nicht vorstehen. Dem Strohlehmverputz wird hier mit Hilfe von aufgenagelten Leisten der nöthige Halt verliehen; in den Lehmüberzug eingedrückte Stein- oder Ziegelbrocken bieten diesfalls dem etwaigen Kalkmörtelverputz entsprechende Haftung, durch welche das Gebäude vollkommen das Aussehen eines gemauerten Hauses erhält.

Eine billige im Flachlande und insbesondere für untergeordnete Bauten häufig angewendete Wandherstellung ist die des Kiegelbaues mit zwischen die einzelnen Säulen

eingeschobenen Spalthölzern, die hie und da als Stakenwände bekannt sind und sammt den Säulen und Riegeln nachträglich verputzt werden. Für Wirthschaftsgebäude und Nebenräume verwendet man häufig Flechtwerk in Verbindung mit in das Balkengerippe eingebohrten verticalen Spalt- oder Stangenhölzern. An Wohnhäusern erhält die Flechtwand immer einen beiderseitigen Lehmverputz. Ganz kleine Objecte — der Kukuruzkorb, Schweine- und Geflügelställe zc. — werden lediglich, ohne Zuhilfenahme stärkeren Holzes, zumeist korbartig mit ovalem, beziehungsweise kreisförmigem Querschnitte geflochten. Kukuruzkörbe bleiben immer ohne Verputz; die rund geflochtenen Ställe werden häufig rein verputzt und getüncht und erhalten nicht selten einen gesimsartig vorspringenden



Rumänisches Bauernhaus in Uter-Horodniș.

Rand unter dem halbkugelförmigen Dache, auf welche Weise sie, abgesehen von den hier nur sehr klein gestalteten Thürchen, lebhaft an die bienenkorbartigen Stroh- oder Schilfhütten erinnern, wie sie archaisch als Wohnungen von Barbaren auf der Antonins- und Marc-Aurelsäule in Rom dargestellt erscheinen. Die vor wenigen Jahren in Szipeniz bei Czernowitz durchgeführten Grabungen ergaben Wandbewurfstückchen von wohl ganz ähnlichen Wohnhütten aus neolithischer Zeit. Verschalungen und Verschindelungen einzelner Wandflächen kommen erst in neuerer Zeit an besseren Häusern vor.

Der Dachvorsprung, unter welchem landwirthschaftliche Geräthe aufbewahrt werden oder Stangen zum Aufhängen von Kukuruzkolben angebracht sind, ist meist ein bedeutender und lagert auf den erwähnten vorragenden Wandhölzern. In Anbetracht der geringen Tiefe der Gebäude kann der Dachstuhl höchst einfach construirt werden; gewöhnlich ist er

nur aus Stangenholz zusammengestellt. Mit Ausnahme der älteren, flachen Dächer im Gebirge, welche zwei Seitengiebel besitzen, ist das Dach allseitig abgewalmt, ziemlich steil und mit Stroh oder Schilf, wohl auch mit Kufuruzstängeln, mit Draniken, in neuerer Zeit auch mit genutheten Schindeln gedeckt. Die flachen Dächer tragen Bretter oder Legschindel. Gesichert werden diese durch darübergelegte, mit Steinen beschwerte Stangen, welche an vorspringende Pfettenhölzer mittelst Holzbändern befestigt sind.

Das Kleinbauernhaus besteht in der Regel aus einem schmalen Vorraume, an den sich rechts, die Südostseite einnehmend, eine Stube und gewöhnlich noch links eine schmale Kammer anschließen. Die Stube mißt oft kaum viereinhalb Meter im Geviert, die Kammer ist gar nur ungefähr zwei Meter breit. Stube und Kammer besitzen bei einer inneren Höhe von kaum zweieinhalb Meter eine auf einem Unterzuge ruhende und auf dem Dachboden mit Strohlehm verschmierte Bretterdecke, während das Vorhaus einer Überdeckung ganz oder zu seinem größten Theile entbehrt. In der Stube sowohl, die zur Winterszeit als Küche dient, wie in der Kammer, in welcher, falls nicht etwa im Hofe ein Holzhäuschen als Sommerküche vorhanden ist, während der warmen Jahreszeit gekocht wird, befinden sich nahezu zwei Meter im Quadrat messende Öfen mit je einem Backraume, gewöhnlich aus einem, mit Lehm verstrichenen Holzgerüste oder aus Flechtwerk konstruirt, deren Rauch durch Wandlöcher in den Vorraum zieht und von da in das Dach dringt, sich durch die Fugen der Eindeckung oder durch Dachlücken seinen Weg ins Freie suchend. Sehr selten besitzt das Haus einen besonderen Rauchfang, welcher diesfalls aus Brettern oder Flechtwerk mit Lehmverstrich zusammengefügt erscheint.

An der Südostecke der Stube sind ein Kreuzifix und einige Heiligenbilder, diese roh auf Holz oder Glas gemalt, befestigt, vor welchen der Tisch steht; längs der Süd- und Ostseite ziehen sich gewöhnliche Bänke herum; an der Nordseite aber ist die oft mehr als einen Meter breite, bankartige Lagerstätte angeordnet. Als solche dient auch der hinter dem Ofen und über dem Backraume verbleibende Winkel. Passend angebrachte Wandbretter tragen die werthvollste Habe der Familie: eine Anzahl zumeist im Hause aus selbstgesponnenen Fäden gewebter Leinen, Teppiche und Kosen, sowie die Bekleidungsstücke, für welche letztere wohl auch eine mit Kerbschnittverzierungen versehene, oder, in neuerer Zeit, mit bunten Malereien geschmückte Truhe dient. Neben der Stubenthüre bemerkt man an der Wand ein Brett oder Gefach für die Teller, Holzlöffel, das Salzfaß u. s. w., neben dem Ofen Stangen zum Aufhängen von Wäsche. Sonstige Einrichtungsstücke, eine Uhr oder dergleichen fehlen, höchstens findet man in der Stube neben einem Webstuhle ein paar primitiv hergestellte Sessel und einen in der Wand befestigten Spiegelscherben. Im Großen und Ganzen gleicht der eben beschriebene Raum, abgesehen von den Lagerstätten, einer nach fränkischer Art angelegten Bauernstube.

Die Einrichtung der Kammer, welche im Allgemeinen als Vorrathsraum, wohl auch als Milchgefaß dient, ist im Übrigen ähnlich jener der Wohnstube. Im Vorhause lehnt eine kurze auf den Dachboden führende Leiter; es befinden sich ferner daselbst gekrempelter Flachs und Hanf, Wolle, eine Truhe für Mehl und dergleichen, Fässer und Kannen, die Handmühle zum Mahlen des Kukurutz, wohl auch Hansbrecher und sonstige Geräthe untergebracht. Auf dem Dachboden aber sind mitunter Hürden oder Matten zum Trocknen und Aufbewahren von Obst, sowie Vorrichtungen zum Räuchern des Ziegen- oder Schaf-fleisches zu finden.

Wie bereits erwähnt, schließt sich an die Westseite des Wohnhauses ein Raum an, der als Stall oder Schuppen dient und manchmal auch über die Südfront vorspringt; die Nordseite nimmt häufig ein ebenfalls unter einem Flugdache befindlicher Stallanbau für Kühe, Ochsen und Schafe oder Ziegen, seltener Pferde, ein, welcher mit dem Vorhause durch ein Thürchen in Verbindung steht. Hier und da besitzt der kleine Landwirth außer diesen Stallräumen noch ein aufs einfachste errichtetes, in einem besonderen Hofe liegendes Viehhaus. Ein knapper Schweinestall mit Auslausthürchen in den Hof, auf den Dorfweg oder auf die Hutweide, meist korbartig geflochten, wohl auch ein gleichgestalteter Ziegen- oder Schaffstall, gewöhnlich noch ein winziges, geflochtenes Geflügelhäuschen und der nie fehlende längliche, mit Holzstreben gegen das Umwerfen durch den Wind versicherte und mit Stroh oder dergleichen gedeckte, oft in zwei oder mehreren Stücken vorkommende Kukurutzkorb bilden mit dem Hundekoben die noch übrigen, an passenden Stellen im Hofe errichteten Baulichkeiten. Kellerartige Räume sind selten vorhanden.

Den Eingang in das Wohnhaus vermittelt eine schmale, niedrige Thüre, welche gewöhnlich eines Schlosses entbehrt und bloß mit einem innen angebrachten Holzriegel verwahrt wird. Man schiebt diesen von außen durch ein neben der Thüre angebrachtes, armdickes Wandloch vor und zurück. Im Gebirge, und namentlich beim Huzulen, erhält die Thüre ein sinnreich, ganz aus Holz construirtes, mit einem hölzernen, zusammenlegbaren Stechschlüssel zu öffnendes Schloß, wie man es in ähnlicher Weise auch noch im Pinzgau an den Almhütten antreffen kann. Die Thürbänder bestehen nicht selten bloß aus Ruthenringen oder sie sind aus Leder hergestellt. Die Fenster bilden einen einzigen kleinen, verglasten Rahmen, welcher fest in die Wand eingesetzt ist. Im Gebirge gibt es heute noch viele Wohnhäuser, an denen auch nicht das geringste Stück Eisen vorkommt.

Die Einfriedung besteht in holzreichen Gegenden aus fenzenartig im Zickzack liegenden Spalthölzern, die zwischen je zwei eingegrabenen und an ihren oberen Enden mit geflochtenen Holzringen zusammengehängten Säulen eingezwängt sind, manchmal auch aus Blockholz. Sie ist wohl auch dem sogenannten Steckenzaune ähnlich, wie er beispielsweise im Salzburgerischen vorkommt, und zwar ist sie dann aus in die Erde bockartig

eingeramnten Pflöcken gebildet, auf welche langes Spaltholz schräge gelagert wird. In Flachlande treibt man gespaltenes Holz knapp nebeneinander und versichert es oben durch eingeflochtene Gerten, oder man stellt, was am häufigsten vorkommt, einen Flechtzaun her, der an einzelnen Pflöcken oder an vorhandenen Weidenbäumen seinen Halt findet und sich wohl nach oben hin zu einem schmalen, mit Rafenziegel oder dergleichen bedeckten Dache verbreitert. Erst in neuester Zeit verwendet man Bretter- oder Lattenzäune. In der holzarmen Gegend am Dniestr, woselbst aus Mangel an Brennmaterial Maisstengel und Schilfrohr, das gleich Reifig manchmal auch zur Verbesserung der Wege dient, ja sogar an den sonnenseitigen Gebäudewänden und Hofmauern getrockneter Dünger für die Feuerungen benützt werden muß, Bausteine aber in genügender Menge vorhanden sind, wird die Einfriedung als Mauer hergestellt, manchmal auch aus den starken Stengeln der Sonnenblume. Aus Wall und Graben bestehende Einfriedungen kommen ebenfalls im Flachlande häufig vor.

Hof, Viehauslauf und der etwaige Vorhof sind gegen den Dorfweg, den Nachbar, den Garten oder gegen die Feldstücke zu umzäunt. Die Verbindung in den Einfriedungen wird durch einfache Flecht- oder Lattenthore für Fuhrwerk und Vieh hergestellt, während Fußgänger einen bis auf die halbe Höhe der Einfriedung herabreichenden, thürbreiten Einschnitt mittelst vorgelegter, als Stufen dienender Steine oder Holzböcke übersteigen müssen. Ist vor dem Thore eine Brücke über den etwa vorhandenen Wasserabzugsgraben nöthig, so besteht diese, je nach dem verfügbaren Material, aus Stein, Holzbalken, wohl auch aus Flechtwerk oder aus einem ausgehöhlten halben Baumstamme. Brunnen werden ebenfalls gerne mit einem hohlen Baumkloze, wohl auch mit Flechtwerk eingewandet. Im Hofe befinden sich Geschirrständer — gewöhnlich aus einem dünnen Fichtenstämmchen bestehend — größere Hansbrecher u. s. w.; in dem Schuppen neben einfachen Fahrzeugen, Feldgeräthen und Werkzeugen oft Fangkörbe und Netze für Fische.

Im Großen und Ganzen und namentlich gelegentlich der zahlreichen Feiertage, die das Volk in strengster Weise begehrt, herrscht auf der Hofstätte Reinlichkeit und Ordnung, insbesondere hält man das Wohnhaus in stets sauberem Zustande; mindestens zweimal des Jahres bessert das Weib den Wandbewurf aus und tüncht ihn. An unverputzten Wohnhäusern werden häufig die Balkenköpfe mit Kalkmilch angestrichen, sowie die Fugen zunächst der Fenster und Thüren verschmiert und getüncht.

Auch Schmuckformen findet man an dem einheimischen, selbst dem kleinsten Bauernhause in bescheidener Weise verwendet. Da schneidet der Huzule, der seinen Stolz im Allgemeinen in die exacte Bearbeitung des Holzes setzt, die Köpfe der oberen, vorragenden Wandbalken treppenförmig oder in anderer Weise aus; der Ruthene im Flachlande stellt mit größter Sorgfalt sein hohes Strohdach her, an welchem er die einzelnen Schichten durch scharfe Abtreppungen zur Geltung bringt und wohl auch Figuren, wie namentlich

die Kreuzesform auf der südlichen Dachfläche herstellt, während er den First besonders sorgfältig deckt und durch Holzböcke versichert. Die Lehmbank erhält einen erdartigen Anstrich, der Sockel darüber, sowie häufig auch die Fensterumrahmungen und dergleichen, werden gewöhnlich blau gestrichen und oft mit zickzackartigen Contouren versehen. Der Rumäne im südlichen Theile der Bukowina kerbt die Gangsäulen zierlich aus und verzieht die Firstenden mit geschnitzten Säulchen, den First aber bringt er durch Ausschneiden der vorstehenden Schindel zierlich zur Erscheinung; nach dem Vorbilde der Magyaren erzieht er die Firstspitzen hie und da durch ein Kreuzchen. Auch die Thorssäulen werden häufig mit Schnitzarbeiten versehen; an größeren Hofstätten hauptsächlich findet man nicht selten einen mit Kerbschnitzereien versehenen überdachten Thorbau, der wohl auch in Verbindung



Deutsches Bauernhaus in Mitofa.

mit einer Eingangsthüre steht. Trotz der im Allgemeinen sehr primitiven Bauweise wird auf diese Art der Gesamteindruck der Hofstätte unserer einheimischen Bevölkerung ein recht befriedigender, anheimelnder und malerischer, umsomehr dort, wo hiezu auch Mutter Natur das ihrige beiträgt.

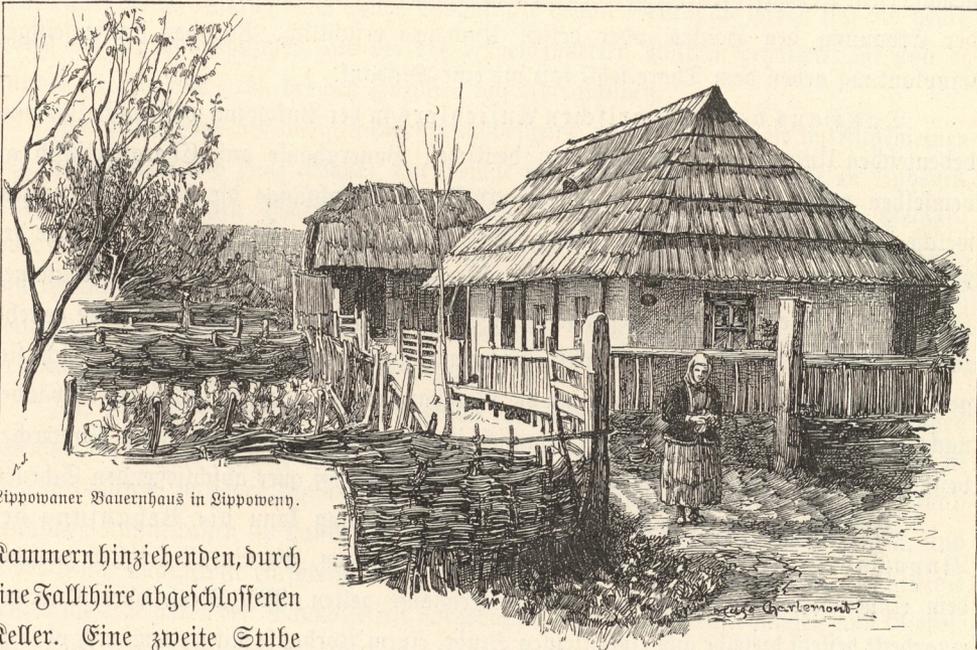
Die größeren Bauernhöfe der autochthonen Völker unterscheiden sich im wesentlichen nicht von den kleineren Gehöften. Es gewinnt nur das Wohnhaus einigermaßen an Ausdehnung, namentlich erweitert sich die westliche Kammer, während die west- und nordseitigen Zubauten nun hauptsächlich als Vorrathskammern, Pressräume für Hanf- oder Sonnenblumenöl oder dergleichen benützt werden. Nicht zu häufig findet man von der Stube und der Kammer nach rückwärts zu noch kleine Gelasse abgetrennt. Ein oder zwei Wohnräume dienen wohl auch als Ausgeding, für welches zuweilen ein besonderes Häuschen im Hofe errichtet wird.

Zur Unterbringung von Vieh, namentlich der Pferde, ferner von Geräthen und landwirthschaftlichen Erzeugnissen sind nun besondere, mehr oder weniger umfangreiche Gebäude nöthig, welche, wo nicht Bauholz sehr billig zu haben ist, größtentheils geflochten oder, wie in der Dniestrgegend, mit steinernen Wänden erbaut werden. In den getreidereichen Bezirken kommen besondere Fruchtkammern vor, wo das Korn in geflochtenen Strohförben aufbewahrt wird; es sind hier ferner die Höfe mit Kornseimen und Strohrüsten besetzt. Auch der holländischen, vornehmlich zur Vergung der Heuvorräthe dienenden Seime mit beweglichem Dache begegnet man, und zwar in der ganzen Bukowina, ziemlich häufig.

Die umfangreichen Colonisirungen unter Kaiser Josef II. boten den Verwaltungsbehörden oft bedeutende Schwierigkeiten, da neben vielem anderen auch für die Herstellung der nöthigen Baulichkeiten in den zu jener Zeit ziemlich unwirthlichen Gegenden gesorgt werden mußte. Selbstverständlich paßte man die Gebäude einestheils den Bedürfnissen und Gewohnheiten der Ansiedler an, andererseits hatte man aber bezüglich der Ausführung derselben dem Klima, dem Baumaterial und allen sonstigen örtlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen. So war es denn naheliegend, die Häuser der Colonisten, zu welchen letzteren die Deutschen das Hauptcontingent stellten, nach dem sogenannten fränkischen Bauernhaus-Typus zu errichten, welche Hausform in Oesterreich, zum Theile noch im Lande unter der Enns, vornehmlich aber im Böhmerwalde, Erzgebirge und dergleichen ihr altes Bild zeigt, beispielsweise auch bei den Polowzen in Ungarn, bei den Wenden im Spreewalde u. s. w. zu finden ist. Noch existirt ein von Johann Budinszky gezeichneter Plan eines kleinen Bukowiner Colonistenhauses.

Die älteren Wohnstätten der deutschen Ansiedler erscheinen im Blockbau errichtet; erst in neuester Zeit werden die Häuser hie und da gemauert, zumeist aber im Kiegelbau mit eingeschobenen Staken hergestellt und verputzt. Das hiesige deutsche Bauernhaus, zu welchem gewöhnlich 10 bis 15 Hektar Grundstücke gehören, kehrt dem Dorfwege seine Schmalseite zu und ist von demselben durch ein Zier- und Gemüsegärtchen getrennt. Der Eingang befindet sich an der mehr oder weniger gegen Süden oder Osten gefehrten Langseite und führt in das oft gleichzeitig als Küche dienende Vorhaus, in dessen Hintergrunde der hie und da noch offene Herd mit Räuchervorrichtung unter einem Mantelbaume steht. Manchmal ist das Vorhaus vom Herde durch eine Wand getrennt. Vom ersteren aus gelangt man einerseits in die verhältnißmäßig geräumige, der Straße zugekehrte, zumeist stucirte Wohnstube, die gassenseitig zwei, gegen den Hof zu aber ein drittes Fenster besitzt. Gewöhnlich liegt neben der Stube noch eine Kammer mit einem Fenster gegen die Straße; diesfalls ist hinter dem Vorhause eine besondere Küche angeordnet, welche hauptsächlich als Sommerküche dient. Sie besitzt an der Hinterwand des Hauses ein Fenster gegen den Obstgarten oder Nachbargrund zu und enthält den Backofen und Waschkessel. Die Stube

wird sammt der straßenseitigen Kammer durch einen gemeinschaftlichen Ofen oder Herd geheizt. Das Innere der Wohnstube ist an älteren Häusern ganz nach fränkischer Art eingerichtet, indem sich namentlich zwischen den Eckfenstern, im sogenannten Hergottswinkel — wie wir dies ähnlich schon beim einheimischen Bauernhause kennen lernten — der Tisch mit Bänken und das Crucifix befinden. In neueren Häusern steht aber in der Regel der Tisch zwischen den zwei Hauptfenstern, während die anschließenden Zimmerecken durch zwei Bettstellen mit dem ziemlich hoch aufgethürmten Bettzeug eingenommen werden. Vom Vorhause oder der Sommerküche aus gelangt man auf den Boden, sowie in den sich unter einer der



Sippowaner Bauernhaus in Sippowent.

Kammern hinziehenden, durch eine Fallthüre abgeschlossenen Keller. Eine zweite Stube oder Kammer oder deren zwei

befinden sich hofseitig neben dem Vorhause, welche als Ausgedingwohnung, Vorraths- oder Futterkammer dienen; in der Fortsetzung folgt weiters der Pferdestall. Parallel mit dem Wohnhause zieht sich längs der entgegengesetzten Hofgrenze das eigentliche Stallgebäude mit einer Futterkammer oder dergleichen hin; daneben sind freistehend oder angebaut der Schweinestall, der Abort und die Hundehütte errichtet, während der rückwärtige Abschluß des Hofes durch die quergestellte, früher geflochtene, jetzt gewöhnlich mit Brettern verschaltete Scheuer erfolgt. Der Raum zwischen Wohnhaus und Scheuer dient als Viehauslauf, wohl auch zur Aufstellung eines offenen Schupfens, wenn ein solcher nicht etwa dem Stallgebäude angefügt erscheint. An passender Stelle des Hofes befindet sich noch ein Kukuruzkorb, den der Colonist wohl erst hier kennen lernte, ihn aber nicht mehr aus Flechtwerk, sondern mit

Lattenwänden errichtet. Die Eindeckung der Dächer, früher aus Stroh, erfolgt nun fast ausschließlich mit Schindeln. Straßenseitig besaß wenigstens das Wohngebäude einen Giebel, der nun wohl überall einer Abwalmung gewichen ist. Einen ziemlich beträchtlichen Theil des Hofes nimmt die Düngerstätte, anschließend an die Schweinestallungen, ein. Zwischen Straße und Wohnhaus oder Straße und Stall liegt meist ein Blumengärtchen, sowie der Brunnen, aus welchem das Wasser mittelst Hackenstange, Welle und Rad oder mit Hilfe eines langen Hebelbaumes emporgeschafft wird; vor dem Brunnen befindet sich der Tränketrog. Jedes deutsche Bauernhaus besitzt, gleich dem magyrischen, einen gemauerten, kreuzgewölbartig überdeckten Rauchfang; auf diesem ist zumeist die Jahreszahl der Erbauung des Hauses, oder dessen Umbaues ersichtlich. Vor der straßenseitigen Einpflanzung neben dem Thore fehlt fast nie eine Sitzbank.

Das Haus des magyrischen Ansiedlers in der Bukowina weist äußerlich keine bedeutenden Unterschiede gegenüber dem deutschen Bauernhause auf. Charakteristisch an demselben erscheinen neben dem bereits erwähnten Rauchfange die kleinen Kreuzchen, welche jedes Firstende der Dächer sowie jedes Dachfensterchen zieren. In der Anlage des Wohngebäudes, das gewöhnlich nur aus Vorhaus, zugleich Küche, einem geräumigen Zimmer und einer auf der entgegengesetzten Seite des Vorhauses liegenden Stube besteht, zeigt es als besondere Eigenthümlichkeit eine schmale gangartige Vorrathskammer, welche sich gewissermaßen unter der Dachtraufe an der Nachbargrenze der ganzen Länge des Gebäudes nach hinzieht, vom Vorhause aus zugänglich ist und gegen die Straße zu ein Fensterchen besitzt. Der Stall liegt gewöhnlich in der rückwärts den Hof quer abschließenden Scheuer.

Bescheidener im Umfang und häuslicher Ausstattung kann die Behausung des Lippowaners, deren wir schließlich noch gedenken müssen, als ein Mittelglied zwischen dem einheimischen und dem deutschen Bauernhause gelten. Mit Stroh oder Draniken eingedeckt besteht dieselbe aus einer kleinen Stube, einem Vorhause mit weitem nach oben zu sich verengendem, hölzernem Rauchfange, einer oder mehreren Vorrathskammern für Obst und dergleichen, einem an das Haus sich anschließenden offenen Schopfen und einem Stall. In der Stube fallen das große mit zwei horizontalen und einem schrägen Querbalken versehene und mit Metalleinlagen verzierte Kreuz, die zahlreichen russischen, triptychon-ähnlich verschließbaren, in Metall gepreßten Heiligenbilder, die Leuchter und dergleichen auf, welche Gegenstände mit Bändern und bunten Tüchern drapirt erscheinen. Den Stall theilt das Pferd, welches der Lippowaner stets nach russischer Art anschirrt und zwischen eine Gabeldeichsel in den Wagen spannt, mit einer Kuh oder ein Paar Schafen.

Der in unserer Zeit erleichterte und erhöhte Verkehr, die Fortschritte in der Landwirthschaft und Technik, wohl auch die in Kraft stehende Feuerlöschordnung, alles dies trägt dazu bei, daß das Typische an den einzelnen Bauernhäusern überall langsam verschwindet.

In der Bukowina tritt noch als besonderer Umstand das nahe Beisammenwohnen der verschiedenen Völker hinzu, welche gegenseitig von einander lernen. So findet man beispielsweise in den völlig zusammenhängenden Orten Fratau und Andrásfalva deutsche, rumänische und ungarische Gehöfte, in nächster Nähe dieser Dörfer aber, in Klimoutz und Fântâna albă, Lippowaner Bauernhäuser; ähnlich ist es bei den nahe nebeneinander liegenden Orten Deutsch- und Rumänisch-Badeutz und der ältesten hiesigen Szekler Ansiedlung, Istensegits, der Fall, während das mit Badeutz verbundene Ober-Milleszoutz zum größten Theile von Ruthenen bewohnt wird. Gewisse, aus alter Zeit stammende, bei Errichtung einer neuen Wohnstätte geübte Gebräuche haben sich bis heute, sowohl bei den einheimischen, als bei den eingewanderten Völkern erhalten; hie und da gründen sie sich, wie z. B. bei den Huzulen, auf Aberglauben.

Das Wohnhaus des hiesigen Großgrundbesitzers, selten stockhoch, ist im Allgemeinen klein und oft noch aus Holz erbaut; nur wenige Herrensitze, wie z. B. jener in Budenitz, zeigen schlöfchenartigen Charakter. Stall- und Wirthschaftsgebäude sind auf Privat-, sowie auch auf Staatsdomänen fast immer auf's einfachste ausgeführt; in jeder Beziehung mustergiltig sind diesfalls die Bauten auf den Gütern des griechisch-orientalischen Religionsfonds. Einfach sind auch die Wohnhäuser der Ortspfarreien und die Gebäude der gewöhnlich mit ihnen verbundenen Ökonomien.

Zur Zeit der Occupation der Bukowina befanden sich die einzelnen, an den Straßen liegenden Gasthäuser in demselben elenden Zustande, wie die Straßen selbst; oft waren es bloße Erdhütten, in denen kaum etwas anderes als Branntwein verabreicht wurde. Bald entstanden Kunststraßen im Lande, die wesentlich zur Hebung des Verkehrs beitrugen, und in der Folge auch große entsprechende Einkehrhäuser. Im Grundriß rechteckig, besitzen die meisten dieser letzteren den Schmalseiten vorgebaute, kräftige Säulenstellungen und Giebel. Der Länge nach führt durch das Gebäude eine breite Einfahrt, an welcher sich vorne beiderseitig Fremden- und Wirthszimmer mit den Nebenräumen, rückwärts aber Pferdestände und dergleichen anschließen. Nach Eröffnung der Bahnlinie Lemberg-Zassy haben die Reichsstraßen und mit ihnen auch die imposanten Einkehrhäuser an denselben an Bedeutung wesentlich eingebüßt.

### Die Hausindustrie.

Wohl in keiner der Provinzen unseres weiten Vaterlandes ist die Hausindustrie so sehr Gemeingut der gesammten Bevölkerung wie in der östlichsten derselben, der Bukowina. Wohin auch immer man seine Schritte lenken mag, ob nach dem äußersten Norden, da wo der Dnjestr seine trägen Fluten dahinwälzt, oder nach dem tiefsten Süden des Landes, wo der goldenen Bistriça und Dorna herrlich grüne Wasser munter zu Thale laufen, ob

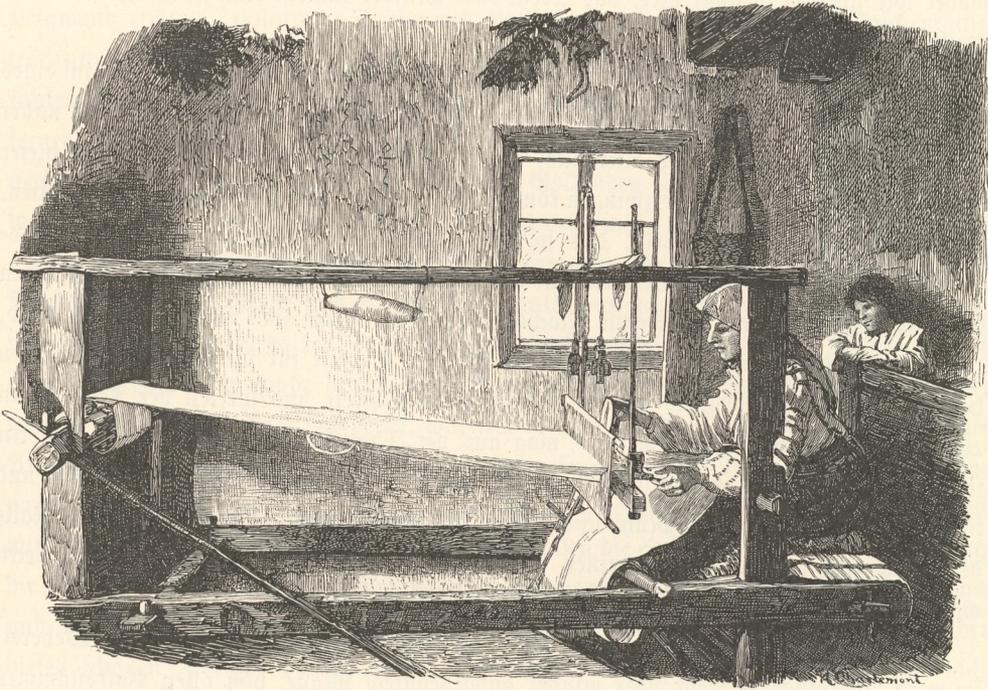
man die einsame Hütte des Gyzulen betritt, an den Hängen des Tomnatik, oder die blühenden, riesigen Gärten gleichenden Dörfer des Suczawer Bezirkes im Osten, an der rumänischen Grenze: überall und immer, mögen es nun Ruthenen oder Rumänen sein, Gyzulen, Magyaren, Deutsche, Lippowaner oder Slovaken und wie sie alle heißen, die Volksstämme, die in diesem kleinen Lande sich zusammengefunden, überall findet man ein Bindeglied, das ihnen allen gemeinsam, ein vermittelndes Element, das sie mit gleicher Liebe, mit gleicher Hingebung hegen und pflegen, ihre Hausindustrie — ihren Hausfleiß.

Je nach Lebensgewohnheiten, Tracht, Sitte und Culturstufe ist allerdings in der Bethätigung dieses Hausfleißes und in der Anwendung der gefertigten Gegenstände mancher Unterschied zu bemerken.

Während die sogenannte einheimische Bevölkerung, Rumänen und Ruthenen z. B. ihre gesammte Kleidung vollständig im Hause erzeugt, ihre Hemden, Kopftücher 2c. mit bunten Stickereien der originellsten Art reichlich verziert, zum Hausgebrauch und als Paradedstücke aus Hanf oder Wolle Kozen und Teppiche mannigfacher Art herstellt, beschränkt sich die Hausindustrie der eingewanderten Deutschen nur auf die Anfertigung von Hausleinwand, erstreckt sich jene der Ungarn auf eine reich gestickte Ausstattung ihrer selbstgemachten Tischtücher, Betten-, Polsterüberzüge 2c.

Auch Bodenbeschaffenheit und Anbau-Verhältnisse üben hiebei naturgemäß einen wesentlichen Einfluß aus. Während im ebenen Theile des Landes den Hanf und Flachs, zum eigenen Bedarf und darüber, jeder Bauer selbst baut und die Wolle vom Gebirgsbewohner zumeist kaufen muß, ist dieser wiederum gezwungen, seinen Bedarf an Flachs und Hanfgespinnst bei dem Thalbewohner zu holen, ihm dagegen die Erzeugnisse seines Hausfleißes, hauptsächlich Holz- und Lederwaaren, überlassend. Die Vermittlung hiebei fällt fast ausschließlich den periodisch abgehaltenen Jahr- und Wochenmärkten in Czernowitz, Sereth, Suczawa, Radautz, Kimpolung, Wiznitj und den sonstigen größeren Orten des Landes zu und speciell die drei letztgenannten sind hauptsächlich die Sammelpunkte der Gebirgsbewohner. Ein interessantes Bild bietet der Morgen eines solchen Wochenmarkt-tages in Czernowitz. In hellen Haufen strömen auf allen Straßen die Landleute zur Stadt; die Weiber zumeist im Gürtel den Spinnstock, mit der Rechten emsig den Faden drehend und dabei die großen und kleinen Ereignisse des Tages, die Begebenheiten ihres Dorfes besprechend. Das Verkaufsobject, einige Ellen selbstgesponnener Leinwand, zwei oder drei Handtücher, wenn die Noth zum Verkaufe zwingt, ein Teppich oder Wollgürtel, manchmal selbst nur eine Henne oder ein paar Eier werden in einer Umhängtasche mitgeschleppt. Es wäre vergebliches Bemühen, der Bäuerin diese Sachen etwa zu Hause abkaufen zu wollen und sei es selbst um höheren Preis, als sie in der Stadt dafür zu lösen hofft; ist doch dieser Tag in der Stadt nebenbei auch ihre hauptsächlichste Unterhaltung und Zerstreuung;

dort trifft sie mit Bekannten zusammen, die Schaubude am Marktplatz ist ihr Theater, die Drehorgel ihr Concert. Um keinen Preis würde sie diesen Gang, der seit altersher Sitte und Brauch, missen, wüßte sie doch kaum, was an diesem Tage, wo das halbe Dorf fast leer ist, zu Hause anzufangen. Noch origineller gestaltet sich das Leben und Treiben an einem solchen Tage in Radauz, wo sich hauptsächlich der Handel mit Wolle, Pelzwerk der verschiedensten Art und Holzwaaren einerseits, Flachs-, Hanfgespinnsten und Töpferwaaren anderseits, abspielt. Meilenweit kommen vom Gebirge her die Huzulen, entweder mit Wagen, vollgepackt mit Wolle, Fässern, Kannen, Schüsseln und dergleichen mehr, oder auch



Hausswebstuhl (stativ, krosna).

reitend, und es ist wohl eines der anziehendsten Bilder, wenn man solch einer Karawane begegnet, im Paßschritt hintereinander daherkommend, die Weiber und Mädchen gleichfalls, nach Männerart sitzend, hoch zu Rosse, in phantastisch grell rother Tracht, vor sich die doppelte Packtasche, die kurze Holzpfeife im Munde und — emsig spinnend. — Fürwahr ein malerischer Anblick, der ob seiner Contraste unvergeßlich bleibt. Auf dem Markte stehen zu Tausenden die verschiedenen Fuhrwerke aller Art, dazwischen ein buntes Gewühl von Huzulen, Rumänen, Lippowanern, Ungarn und Deutschen, denen sich auch der Zigeuner zugesellt, um seine selbstgeschnitzten Löffel an den Mann zu bringen; ein Feilschen und Handeln in allen Zungen und Tonarten, ein farbenprächtiges Durcheinander der

verschiedensten Trachten und Typen. — Ist nun derart der Handel mit den hausindustriellen Erzeugnissen und Naturproducten ein sehr reger und der zu Markte gebrachten Waaren eine große Menge, so muß man doch im Allgemeinen sagen, daß dieselben eigentlich, was speciell die hausindustriellen Gegenstände anbelangt, durchaus nicht für den Verkauf erzeugt, sondern im Gegentheil fast ausschließlich zu eigenem Gebrauche verwendet werden, oder, falls nicht verwendet, in der Stube auf hölzernen Gestellen aufgestapelt zur Schau dienen und von der Wohlhabenheit des Besitzers Zeugniß ablegen sollen. Übrigens bilden diese Vorräthe gleichzeitig auch einen wesentlichen Theil der Mitgift für die zu verheiratenden Töchter, wobei wie überall so auch hier, das Mehr oder Minder zumeist eine ziemlich bedeutende Rolle spielt.

Der Neu- oder Umbau eines Hauses, Vergrößerung der Stallung, der Ankauf eines Viehstückes, wohl auch eine schlechte Ernte, der Mangel an Saatkorn oder der näher rückende Steuertermin sind es allenfalls, welche zu einer theilweisen Veräußerung dieser im Hause befindlichen Schätze zwingen können. Nur wenige und zwar zumeist die Ärmsten, denen das kleine Fleckchen Erde, das sie ihr Eigen nennen, nicht den nöthigen Lebensunterhalt bieten kann, arbeiten direct für den Verkauf oder wohl auch derart, daß ihnen von der wohlhabenden Nachbarin Flachs, Wolle oder Hanf zum Weben geliefert wird, der sie dann das fertige Product gegen ein gewisses Entgelt für die Arbeit zu übergeben haben. Wie wenig übrigens bei Herstellung dieser Objecte und speciell der Teppiche an einen Verkauf derselben gedacht wird, mag aus der Thatsache erhellen, daß die Bäuerin selbst in den seltensten Fällen im Stande ist, den Werth derselben richtig zu schätzen und für ihre dabei angewendete Mühe und Arbeit ihr absolut jeder Maßstab fehlt; im Falle der Noth gibt sie dieselben um einen Spottpreis her, der kaum das Rohmaterial deckt, während zu anderer Zeit wieder ihr kein Preis hoch genug dünkt.

Der weitaus verbreitetste Zweig der hausindustriellen Beschäftigung ist die Weberei; sie wird, allerdings in mehr oder minder ausgedehntem Maße, von allen Volksstämmen des Landes betrieben, und welches Dorf auch immer man besuchen mag, fast in jeder Hütte findet sich der Webstuhl (rumänisch *stativă*, ruthenisch *krosna*). Wenn der Kukuruz eingeheimst, die Kürbisse eingekellert und Haus und Hof für die lange Winterszeit versorgt sind, dann wird der Webstuhl, der den Sommer über zumeist in einer Kammer zur Linken des Hausflures oder wohl auch in einem hölzernen Schuppen sich befindet, in die warme Stube hineingeschafft und nun unverdrossen und je nach Zeit und Muße von Mutter oder Tochter emsig Faden an Faden gereiht, bis die wärmende Frühlingssonne wieder zu anderer Thätigkeit, zur neuerlichen Bestellung von Garten und Feld ins Freie ruft. Dann wandert wohl der Webstuhl wieder in die Kammer, wird jedoch auch im Sommer, wenn die Ausfaat bestellt ist oder bei der Feldbearbeitung eine Stunde erübrigt werden kann,

immerhin fleißig gehandhabt. Dieser Webstuhl selbst ist von primitivster Art und seit altersher immer derselbe geblieben; der urconservative Bauer ist eben auch in dieser Beziehung äußerst unzugänglich und nur sehr schwer zu einer Neuerung zu bewegen; wie Eltern und Ureltern es gehalten, davon will auch er nicht abgehen, mag auch der Vortheil des Neueren ein noch so augenfälliger sein. Es ist staunenswerth, welche vorzügliche Arbeit trotz alledem in den Erzeugnissen der Leinen- und Wollweberei und speciell den Handtüchern zu finden ist und welche geradezu klassisch schöne Musterung die Bäuerin denselben zu geben weiß.

Die auf dem Webstuhl gefertigten Gegenstände sind folgende: gröbere und feinere Leinwand (pânză, polotno), Hand- und Kopftücher (ștergar, rucznyk), Taschentücher (năframă, șzerenka), grobe Rothen (țol, wereta), Teppiche (lăicer, kowerec), Umhängtaschen (traistă, taistra), schmälere und breitere Gürtel (frânghie, brâu; okrajka, pojás), ferner ein rechteckiges, zumeist braunes, wohl auch schwarzes, mit rother Einfassung versehenes Stück Tuch, mitunter auch mit Goldfäden durchwirkt, welches bei dem weiblichen Theile die Stelle des Rockes vertritt (cătrință, horbotka) und schließlich ein grobes braunes oder weißes Tuch (postav de sumane, sukno), woraus für Männer und Weiber die Mäntel, Röcke und Beinkleider (mantă, suman, ıțari; manta, serdak, haczi) gefertigt werden. Dieses letztere wird, wenn es den Webstuhl verläßt, vorerst noch in einer der zerstreut im Lande befindlichen Stampfmühlen (pină, stupa) durch 24 Stunden mittelst hölzerner Hämmer bearbeitet, wodurch es dicker wird und ein vollständig haariges Aussehen erhält. Besonders hervorzuheben ist die Erzeugung der Teppiche, wenn auch von vornherein zugestanden werden muß, daß mit der fortschreitenden Erschließung des Landes, mit der leichteren Einfuhr gefärbter Garne und Wollen die einstige Solidität der Erzeugung, die Güte des Materiales, die stimmungsvolle Harmonie der Farben wesentlich gelitten hat und wenn nicht von berufener Seite dafür eingetreten wird, das gänzliche Verschwinden dieses schönen Zweiges der heimischen Hausindustrie wohl nur mehr eine Frage nicht allzuferner Zeit sein kann.

Die gegenwärtig erzeugten Teppiche sind, den zumeist schmalen Webstühlen zufolge, fast ausschließlich Laufer, welche eine Breite von 60 Centimetern bis 1 Meter aufweisen. Aus früherer Zeit, wo insbesondere auch bei Pfarrer und Gutsbesitzer noch vielfach im Hause gewebt wurde, finden sich allerdings auch breitere Teppiche, wie auch noch heutigen Tages bei manchem wohlhabenden Bauer des Radauzer und Kimpolunger Bezirkes sich der breitere Webstuhl vorfindet; doch gehört dies bereits zu den Ausnahmen, ja Seltenheiten.

In jehiger Zeit befassen sich mit der Erzeugung breiterer Teppiche fast nur mehr die im ganzen Lande bekannten sogenannten Teppich-Juden (ein Hauptsiß derselben ist Waszkouß am Czeremosz), welche, gewöhnlich in landesüblicher Weise unter Lieferung des

Rohmaterialen, für die verschiedenen Gutsbesitzer auf Bestellung arbeitend, auf ihren Stühlen bis 4 Meter breite Gewebe herstellen können.

Wohl nicht zu den Geweben gehörig, doch gleichen Zwecken wie die Teppiche dienend, möge hier noch eine Art von Filzdecken (pâslă) erwähnt werden, welche aus Wolle in etwa 1 Meter Breite und 2 bis 2·5 Meter Länge und darüber hergestellt werden. Auf einem ausgebreiteten Leintuch von der erforderlichen Größe wird die lose Wolle circa 20 Centimeter hoch aufgeschüttet und nunmehr, unter stetem Besprengen mit Wasser immer fester und fester eingerollt, bis die fertige Decke schließlich eine Dicke von 2 $\frac{1}{2}$  bis 3 Centimetern erhält. Auf dem dunkelbraunen Grunde hebt sich, durch Auflegen weißer Wolle erzielt, irgend ein einfaches Ornament ab.

Jedoch nicht auf die Verarbeitung des fertigen Gespinnstes am Webstuhl allein erstreckt sich die häusliche Beschäftigung, vielmehr wird auch dieses selbst allwärts eigenhändig erzeugt. Von dem zumeist mit Kukurutz bebauten Grundstücke wird ein kleiner Theil im Ausmaße von mehreren Quadratmetern mit Flachs (in, len) oder Hanf (cânepă, konopli) bebaut. Zur geeigneten Zeit, das heißt, nachdem der Hanf abgeblüht, der Flachs nahezu zur Reife gekommen, wird derselbe gezogen, beziehungsweise gerauft und in Bündeln pyramidenförmig auf dem Felde zum Trocknen aufgestellt. Nunmehr erfolgt das Röstten, und zwar wird hiebei fast ausschließlich die Wasserröste entweder in dem nächsten Bache oder in eigens hiefür gegrabenen feichten Gruben angewendet. Nach Beendigung dieses Processes, das ist in fünf bis acht Tagen, wird das so präparirte Product in Reihen auf dem Felde ausgebreitet, um von der Sonne gut durchgetrocknet zu werden, worauf es eingehemft und nunmehr dem Brechen und Hecheln unterzogen wird. Das Brechen wird ausschließlich mit Handbrechen vorgenommen und sind deren größere (melitoi, batalia) und kleinere (melită, terlyca) in Verwendung. Auch das nachfolgende Hecheln wird vorerst auf einer gröberen (railă, derhiwka) und sodann auf einer feineren Hechel (peptene, hrebinky) vorgenommen. Die Gespinnstfaser wird hiebei stets sorgfältig nach Länge und Feinheit gesichtet, um sodann zu feinerem oder gröberem Garn, der Abfall, das Werg, zu dickeren Schnüren versponnen zu werden. Das Spinnen erfolgt durchwegs mittelst Spinnstock (furcă, kuziwka) und Handspindel (fus, wereteno). Das Spinnrad ist in der Bukowina noch etwas fast gänzlich Unbekanntes. Mittelst der hiezu dienenden Geräthe wird das gesponnene Garn nunmehr entweder in lange Strähne oder Spulen aufgewickelt, je nachdem es als Kette auf den Webstuhl gespannt oder als Schußfaden verwendet werden soll. Nachdem sie den Webstuhl verlassen, wird die fertige Leinwand beim nächsten Bache auf dem Rasen gebleicht, um sodann in Rollen gewickelt den anderen in der Truhe befindlichen Vorräthen zugesellt oder gleich, je nach Bedarf, zu Kleidungsstücken verarbeitet zu werden.



Trotz des bunten Durcheinanders verschiedenster Volksstämme verleiht doch gerade dieser im Vorstehenden geschilderte Zweig der häuslichen Beschäftigung, der Anbau und die Verarbeitung von Flachs und Hanf, der Bukowina ein derart einheitliches Gepräge, wie es wohl selten anders wo zu finden ist. Aus jedem Hofraume tönt uns der Schlag der Breche entgegen, da wird gehechelt und gesponnen, in der Hütte surrt das Schifflein am Webstuhl emsig hin und her; auf Hutweide und Bachesrain tummeln sich geschäftig hochgeschürzte Weiber und Mädchen, ihrer Hände Fleiß, das gefertigte Linnen zu begießen und den bleichenden Strahlen der Sonne auszusetzen.

Vielfach verbreitet ist bei dem weiblichen Theile der bäuerlichen Bevölkerung die Kunst des Stickens, vornehmlich wird sie aber bei den beiden Hauptstämmen des Landes, den Rumänen und Ruthenen, gepflegt, deren Tracht hiefür eine reichliche Bethätigung bietet.

An und für sich ist diese Tracht die denkbar einfachste: ein langes, bis über die Kniee reichendes Hemd und darüber ein um die Hüften geschlagenes, viereckiges Tuch, die bereits erwähnte cätrință oder horbotka, welche mit zwei mehrfach umschlungenen Gürteln aus Wolle festgehalten

Erzeugnisse der häuslichen Textil-Industrie.

wird. Speciell das Hemd aber zeigt eine ganz eigenartige reiche Stickerei. Der oberste Theil des Ärmels wird in drei oder vier Reihen übereinander mit einem fortlaufenden oder aufrecht stehenden Einzelornament ausgestattet und heißt *altitã*, *pleczyky*; darunter zumeist in gelber Farbe, doch findet sich auch blau, grün oder schwarz, ein fast ausschließlich geometrisches Linienmuster, die *inereçalã*, *morszynka*, an welches sich nach unten hin bis zum Ärmelrand ein vertical oder in mehreren schrägen Reihen untereinander gestelltes Streifenornament hinzieht. Desgleichen laufen über Brust und Rücken mehrere Reihen kleinerer oder größerer, zumeist rosettenartiger Einzelmuster. In manchen Gegenden des Flachlandes, sowie bei den Huzulen ist es Sitte, auch die Männerhemden theilweise mit derartigem Schmucke zu versehen.

Welch eine Fülle der verschiedenartigsten und schönsten Motive sich in diesen Stickereien vorfindet, ist erstaunlich und gibt beredtes Zeugniß von dem natürlichen Kunstsinne dieses Volkes; zumeist durch Tradition von Mutter auf Tochter überliefert, vielfach aber auch der freien Phantasie entsprungen, tritt uns hier ein Reichthum von Formen, eine Harmonie der Farben entgegen, die uns an das Beste morgenländischer Kunst erinnert, und ebenso wie dort, alles mit den primitivsten Mitteln, ohne Anleitung, ohne Vorbild ausgeführt. Das junge Mädchen, kaum flügge geworden, greift schon nach Nadel und Faden und macht, während Gänse und Schafe auf der Hutweide seiner Obforge anvertraut sind, die ersten schüchternen Versuche in der heimischen Kunst.

Jedes Dorf fast hat seine speciellen Muster, seine besonderen Eigenheiten und Kennzeichen, an denen festgehalten wird und an welchen allein schon fast mit Sicherheit zu bestimmen, aus welcher Gegend die Betreffende sei. Hochinteressant ist die Thatsache, daß die meisten ihrer Ornamente, sowohl die bei den Stickereien als Webereien verwendeten, mit Namen benannte Nachbildungen der sie umgebenden Gegenstände, sowohl des Thier- als Pflanzenreiches, wie auch der ihnen nächstliegenden Geräthschaften bilden, z. B. Peter= filie, Rose, Hühnchen, Krebs, Pferd, Rechen, Egge u. c.

Die sowohl beim Stickern als Weben vorwiegend verwendeten Farben sind: schwarz, roth, citronen- und orangehell, blau und grün und werden, zwar nicht überall mehr, da eben auch hierzulande die mit Anilin gefärbten Wollen leider immer mehr Eingang finden, doch noch vielen Ortes und namentlich von den älteren Weibern, die an ihren alten Recepten festhalten, mit Zuhilfenahme von Pflanzen hergestellt. Zur Herstellung der gelben Farbe werden Blätter und Rinde des Holzapfels oder Ginster, zu jener der rothen Farbe Wasserdoften verwendet; Braun und Schwarz werden aus Rinde der Birke, Erle, Eiche, Zwetschke, Wallnußblättern u. c. erzeugt. Auch schwarzer Hollunder, Safran, Wolfsmilch, Butterblume, Kamille, Seidelbast und noch manche andere finden sich in ihren, durch mündliche Überlieferung erhaltenen Recepten.



Besondere Kunstfertigkeit und Geschmack zeigt sich auch in der Herstellung von Perlenstickereien der verschiedensten Art und insbesondere sind die sgardite, giordane genannten, aus Perlen geflochtene schmälere oder breitere Bänder hervorzuheben, welche von den Mädchen als Halschmuck oder zur Verzierung ihres Kopfpuzes (ghifä, coda), verwendet werden, wenn sie des Sonntags zur Kirche oder zum Tanze gehen. Derartige Bänder zieren als Angebinde ihrer Herzallerliebsten zumeist auch die Hütte der Burschen.

Auch die verschiedenen Pelze (cojoc pieptar bonditã, kozuch kyptar) hierzulande zeigen vielfach reiche Stickerei; diese jedoch wird nur von Männern ausgeführt und es sind hierin besonders einige Künstler, die das ganze Jahr hindurch, von Dorf zu Dorf ziehend, in den einzelnen Hütten ihr Können verwerthen.

Anknüpfend an die Herstellung und Verwendung der Farben mag hier auch

Hausindustrie: Holzarbeiten, Flechtwerke, Thonarbeiten etc.

des gleichfalls im ganzen Lande verbreiteten Brauches des Färbens und Bemalens der Ostereier gedacht werden, welche sowohl durch die Mannigfaltigkeit der Zeichnung als insbesondere auch durch deren exacte Ausführung unsere volle Bewunderung erregen.

Hauptsächlich im Süden und Südwesten, den gebirgigen und walddreichen Theilen der Bukowina, finden wir die hausindustrielle Verarbeitung des Holzes vertreten. So wie er Hütte und Stall mit eigener Hand erbaut, fertigt der in jenen Gegenden wohnende Rumäne oder Huzule auch zumeist alle zu seiner Wirthschaft nöthigen Gegenstände und Geräthschaften selbst an. Von einem mehr, vom anderen weniger, werden im Gebirge Fässer, Kübel, Kannen, Tröge, Schüsseln und Teller, kleine Dosen für Brändza und Butter, Schnapsfäßchen, Ofenkrücken, Schubkarren, Rechen und Hengabeln, Pfeifen und Schalmeien, Spindeln, Stöcke und dergleichen mehr erzeugt, welche dann auf den Wochenmärkten ihren Absatz finden. Auch hier macht sich ein gewisses Verlangen nach äußerem Schmucke geltend und zeigen die meisten der genannten Gegenstände, allerdings in ziemlich primitiver Anwendung der Brandtechnik, verschiedene lineare einfache Ornamente. Die erwähnten Stöcke, *toporas*, *toporec* genannt, kleine Fäßchen und Dosen, Pulverhörner aus Holz oder Horn, Waffen und dergleichen weisen Verzierungen in Drahtgeflecht, eingeschlagenen Metalllösen, Gravirungen, Kerbschnitt und anderem auf. Auch die aus Leder von ihnen angefertigten Gürtel, Umhängtaschen, Geldbeutel, Reitpeitschen u. a. sind reichlich mit Metallplättchen, breiten Spangen, Knöpfen zc. versehen.

Theilweise noch hausindustriell, mitunter aber schon in das Gewerbsmäßige hinübergreifend, ist die in einigen Orten betriebene Erzeugung der verschiedenen landläufigen Thonwaren, die Herstellung von Steinmeharbeiten, speciell von Grabkreuzen in den steinreichen Gegenden des Dniestr und bei Suczawika, sowie die Anfertigung der vom Landvolke getragenen Pelze, Hüte, Stiefel und Schuhe in Radauz, Suczawa, Gurahumora, Kimpolung und Wizniß.

In den weidenreichen Niederungen des Czermosz, Pruth und Sereth ist die Korbflechterei vielfach zu finden; die Bewohner des nördlichen und nordwestlichen Theiles, der Kornkammer des Landes, tragen selbstgemachte flache oder cylinderförmige Strohhüte, erzeugen Strohmatte, Bienen- und Fruchtkörbe; das selbstgefertigte Fischnetz in der Hand, sitzt stundenlang der Bauer am Flußufer, sich die Ingredienzien zu seinem Leibgericht, dem *barszcz* zu erhaschen; kurz, überall, und je nachdem Mutter Natur ihn dabei reicher oder minder reich unterstützt, sehen wir den Bukowiner Bauer seine Hände regen und die verschiedenen Gaben derselben verwenden, zur Fristung seines Lebens, zur Ausschmückung seines Heims, zur Begründung, Förderung und Erhaltung seines Wohlstandes.

## Die Musik.

Kirchenmusik. — In der heutigen Völkermusterkarte des schönen, grünen Buchenlandes bilden die Rumänen und die Ruthenen den Urstock der Bewohner. Beide Völker bekennen sich zur griechisch-orthodoxen Kirche, der die Instrumentalmusik fremd ist, während der Gesang einen integrierenden Theil ihres Gottesdienstes bildet. So windet sich die kirchliche Vocalmusik wie ein duftender Blumenkranz durch die orientalische Liturgie und alle gottesdienstlichen Handlungen und ist eine treue Begleiterin des griechisch-orientalischen Christen von der Wiege bis zum Grabe. Der kirchliche Gesang ist hier dreifach: 1. der Einzelsang; 2. der unisono Antiphonensang und 3. der harmonische, mehrstimmige Chorgesang.

Das Christenthum, welches jederzeit Wort und Ton zum Ausdruck seiner religiösen Gefühle wählte, brachte zahllose poetische und musikalische Erzeugnisse hervor: Hymnen, Lob- und Preisgesänge, Sonntags- und Festtagslieder, die sich trotz aller Vernichtungswuth der römischen Imperatoren erhielten und ein unerschütterliches Bollwerk des Glaubens bildeten. So häuften sich durch mehr als sieben Jahrhunderte in der morgenländischen Kirche Texte und Sangweisen ins Unglaubliche. Johannes, Minister des Kalifen von Damaskus, später Mönch im Kloster des heiligen Sawa (gestorben 776), brachte die Texte und Melodien in ein geordnetes System, theilte das gesammte Material in acht Hauptfangordnungen und benannte sein Werk „Oktiochos“. Für den kirchlichen Unisonosang bildet der Oktiochos bis auf den heutigen Tag eine unwandelbare Norm. Nach welcher Hauptmelodie, nach welchem cantus firmus die Texte an Sonn- und Festtagen gesungen werden, zeigt das „Tipikonbuch“ an. Die Melodien fixirte er mittelst verschiedener Stellung der Buchstaben des griechischen Alphabets, die er über den Text schrieb.

Gegen das Ende des XII. Jahrhunderts erfand der Domestikos Didaskalos, das ist der Regenschori der kaiserlichen Sänger der Ma-Sophia zu Constantinopel, Johannes Kufuzelos, später Mönch auf dem Athos, für den griechisch-kirchlichen Unisonogesang eine eigene Schnörkelnotenschrift, die griechischen Neumen, die bis zum heutigen Tage in der Patriarchalkirche von Constantinopel, auch theilweise in den Kirchen Rumäniens im Gebrauche steht, obgleich diese Notirungsweise der Psaltikia zum Verfall des griechischen kirchlichen Einzelgesanges beitrug, weil sie selbst gebildeten Musikern durchaus unverständlich ist. Die Gesanglehrer oder Protopsalten besitzen gegenwärtig fünf ganz besondere Arten derartiger Noten griechischer Semiotik, welche nach Forkel 990 Zeichen erreichen. Dieses unklare und verworrene, linienlose Notirungssystem ist so schwer zu handhaben, daß die Sangweise bloß durch oftmaliges Vorsingen mechanisch dem Ohre eingepreßt wird, welche mit der Zeit durch willkürliche Änderungen und Zugaben der Sänger viel von ihrer alten ursprünglichen Melodik und Originalität verliert.

Der Fürst der Moldau Alexander Lapusznean gründete (1558) nach dem Vorbilde des Patriarchen von Constantinopel in seinem Lande Sängerschulen, in welchen der kirchliche Unisonogefang nach griechischer und bulgaro-slavischer Melodie und Sprache gelehrt wurde. Später übersezte man die griechischen und slavischen Texte der Kirchengänge ins Rumänische und sang sie nach der griechischen Melodie.

Zur Zeit als die Bukowina an Österreich kam, erklang in allen Klöstern und Pfarrkirchen, in welchen der Gottesdienst in rumänischer Sprache abgehalten wurde, der kirchliche Unisonogefang nach der alten griechischen Melodie. Diese psalmodirende näselnde Singart erhielt sich bis heute. Viele dieser Melodien haben einen mächtigen, erhebenden Charakter; der cantus firmus derselben stützt sich wohl auf einen bestimmten Grundton, durchläuft aber gewöhnlich modulatorisch fremde Tongebiete und läßt sich in keine geregelte Harmonie zwingen. Der sogenannte Ison, die einzig zulässige harmonische Begleitung dieser Melodien, besteht aus dem Grundtone und dessen Quinte, welche ununterbrochen während des Gesanges, unbekümmert um die melodische Fortschreitung, mit sehr geringer Abwechslung mitklingt. In Klöstern und Kirchen, in welchen der Gottesdienst in der kirchen-slavischen Sprache abgehalten wurde, erklang zu jener Zeit der Gesang nach der altrussischen und bulgarischen Melodie. Diesen, wie jenen kirchlichen Einzelsang lernten Weltpriester, Mönche und Kirchenfänger, theils nach Büchern mit den unverständlichen griechischen Schnörkelzeichen, theils nach alten russischen Büchern mit Mensuralnoten oder durch mnemotechnische Schulung. Dieser schwierigen Lehrmethode setzte der Erzbischof und Metropolit der Bukowina Doctor Silvestru Morariu-Andrievici ein Ziel. Sein Sangbuch: „Psaltikia bisericneasă“ wurde 1879 in moderner Notenschrift gedruckt und enthält die in Tacte gebrachte, mit rumänischem Texte versehenen griechischen Melodien des Oktoichos und andere kirchliche Gesänge. Die Eigenartigkeit dieser Melodien widerstrebt aber vielen Gesetzen der heutigen Notation. Ähnliche Sammlungen kirchen-slavischer Gesänge existirten bisher nicht, und war zu befürchten, daß mit dem Ableben der wenigen Kirchenfänger dieselben in Vergessenheit gerathen. Eine gedruckte Sammlung erschien 1897 von Eugen Emanuel Worobkiewicz.

Erst um das Jahr 1840 kommen im hiesigen Seminarium die Anfänge des kirchlichen Chorgesanges bemerkbarer zum Vorschein. Ein eingewandter Cantor Namens Patraszewski unterwies den Seminarchor blos durch oftmaliges Vorsingen im sehr einfachen Choralgesange, da für Lehrer und Sänger die heutige Notenschrift unverständliche Zeichen waren. Allein die Resultate dieses Unterrichtes entsprachen nicht den Erwartungen des damaligen Bischofs Eugen Hakman und er berief Fachmusiker, wie Prohaska, Zwoniczyn, König, Konopasssek, Bauer, denen die Hebung und Förderung des griechisch-orthodoxen Kirchenchoralgesanges anvertraut wurde. Damit war ein bedeutender Schritt nach vorwärts

gethan; denn Notenkenntniß und ein Singen nach Noten wurde theilweise erzielt, ein etwas geregelter Gesang zu Gehör gebracht. Da aber diese Gesanglehrer weder der rumänischen noch der kirchenslavischen Sprache mächtig waren, ihnen daher der griechisch-orthodoxe Gottesdienst fremd war, überdies einschlägige kirchliche Compositionen im Lande nicht vorhanden waren, so konnte der Choralgesang sich nicht gedeihlich fortentwickeln. Erst



Der Kolomyjkatanz der Gyzulen.

nachdem im Jahre 1868 der griechisch-orientalische Pfarrer Isidor Worobkiewicz, der bereits früher durch gedruckte liturgische Compositionen die erforderliche musikalische Eignung erwiesen hatte, an das Wiener Conservatorium zur Ausbildung geschickt und nach bestandener Prüfung zum Gesanglehrer für die griechisch-orientalische Jugend an allen Lehranstalten zu Czernowitz ernannt wurde, wurde der Choralgesang in ein besseres

Fahrwasser gelenkt. Der musikalische Standpunkt, den der Seminarchor heute einnimmt, ist ein hervorragender; nicht nur homophone, sondern auch schwierige polyphone kirchliche Tondichtungen gehören ins Programm seiner Aufführungen, über welche selbst Seine Majestät, unser geliebter Herr und Kaiser, bei seinem Besuche der Bukowina im Jahre 1880 und weiland der Durchlauchtigste Kronprinz Rudolf im Jahre 1887 sich lobend auszusprechen geruhten. Einheimische Musiker, welche den Geist des Chorgesanges der griechisch-orientalischen Kirche erfaßten und sich durch Compositionen liturgischer Chöre, Psalmen, Hymnen u. a. hervorgethan haben, sind Carl von Miculi, Eusebius Mandyczewski, Isidor Worobkiewicz und Cyprian Porumbescu. Auch der Verein für geistliche Rhetorik und Musik „Academia ortodoxa“, der rumänische Gesangverein „Armonia“, der gemischte Chor des Staats-Ober-Gymnasiums und der Verein „Lumina“ tragen redlich das ihrige bei, um den Herrn der Welten in erhebenden Harmonien zu lobpreisen und zu verherrlichen. Im Jahre 1882 wurde der Verein zur Pflege und Förderung der römisch-katholischen Kirchenmusik in Czernowitz gegründet. Derselbe verfolgt als Zweck die Förderung echter Kirchenmusik im Allgemeinen und die möglichst gelungene Aufführung einzelner gediegener Tonwerke an kirchlichen Feiertagen.

Die Pflege des evangelischen Kirchenchorals hat sich der in jüngster Zeit gegründete „Czernowitzer evangelische Kirchengesangverein“ zur Aufgabe gesetzt und erfüllt dieselbe in erfreulicher Weise. In der Kirche der griechisch-katholischen Russen erklingt bei gottesdienstlichen Handlungen ein erhebender Chorgesang, welcher durch das Zusammenwirken von Männer- und Frauenstimmen zum wahren Kirchenvolksgesange geworden ist. Auch der Gesang für gemischten Chor im Czernowitzer jüdischen Tempel ist erwähnenswerth. An jedem Sabbath gelangen hier die gewöhnlichen rituellen Gesänge zur Aufführung, während an hohen Festtagen beachtenswerthe Compositionen tadellos gesungen werden.

Musik der Rumänen. — Die Liebe zur Musik und Poesie hat im Herzen eines jeden Rumänen tiefe Wurzel geschlagen. Ohne Lied, ohne Sang wäre sein Leben wie das der Blume ohne Licht, ohne erwärmenden Sonnenschein. Die Melodik der rumänischen Volkslieder und Tanzweisen, dieser ungeschminkten Ergüsse der träumenden Volksseele, ist durchzuckt von ruheloser Melancholie, von einem tief in die Seele einschneidenden Klagelaut. Die übermäßige Secunde der sechsten zur siebenten Tonstufe zum Leitton und die erhöhte Quarte der Molltonleiter bilden den musikalischen Ausdruck für dieses charakteristische Merkmal.

Den ersten Platz unter den Volksliedern der Rumänen nimmt die elegische, meditirende, balladenartige doina ein. Hieher gehören die doina de jale (Trauer-Doina), die doina haiducească, doina voinicească (Hajduken- und Helden-Doina), die doina ciobanească, doina de la munte (Hirten-Doina), die doina de amor (Liebes-Doina) u. a. Daran reihen sich Lieder an, die auf die Affentirung der Burschen, den Sammer der Mutter

beim Scheiden des Sohnes, den Militärdienst, den Heldentod des Kriegers und dergleichen Bezug haben, wie auch Wiegen-, Schlummer- und jene Klagelieder (*bocituri*), welche bei Beerdigungen die Klageweiber, die Beweinerinnen (*bocitoare*) jammern anstimmen. Stirbt im Gebirge ein angesehenener Mann, ein Hirt, so wird er sowohl bei den Rumänen, als auch bei den Gyzulen mit den melancholischen, in Berg und Thal weithin schallenden Tönen des *bucium* (russisch *trembita*), eines 3 bis 3½ Meter langen Alpenhorns (Schalmei) und jenen der langen landesüblichen Rohrflöte (*fluer*) zur letzten Ruhestätte geleitet.

Die gehobene Seelenstimmung, die überschäumende Lebenslust und Freude äußert der Rumäne nicht bloß durch Gesang, sondern auch in rhythmischen Bewegungen des Körpers. Er besitzt seine höchst originelle Tanzmusik. Der wichtigste und beliebteste Nationaltanz ist die *Hora*. Während *Zigeuner*, die *scripcari* und *lautari*, die Tanzweise aufspielen, singen dazu die *Burische* tanzend, zumeist improvisirte, überaus lustige Bierzeiler. Die *Hora*, musikalisch gewöhnlich aus drei Theilen bestehend, ist ein Kreisreigentanz (*Hora mare*), der sich später in Paare auflöst. Die Perioden sind acht- bis sechzehntactige eigenartige Melodien; sechsachtel und dreiachtel Tactarten sind vorherrschend, seltener ist die zweiviertel Tactart. Hier die Melodien einer *doina* und einer *Hora*:

*Largo. Doina.*

The musical score is written in G minor (one flat) and 3/4 time. It consists of five staves of music. The first staff begins with a trill (*tr*) and a piano (*p*) dynamic. The second staff continues with a trill (*tr*) and a piano (*p*) dynamic. The third staff features a forte (*f*) dynamic and trills (*tr*). The fourth staff has a forte (*f*) dynamic and trills (*tr*). The fifth staff is marked *molto ritardando* and ends with a fortissimo (*ff*) dynamic and a trill (*tr*).

*Allegretto. Hora.*

Zu den Tänzen der Rumänen zählt man noch die sogenannte Moldovenească (moldauischen Tanz), den Arcanul, den Brăul, den Sërba-Tanz, die Corabiască (Schiffertanz), Rusască (russischer Tanz), den Căluşerul u. a. Bei eigenartiger Melodik ist der Rhythmus dieser Tänze ein recht bewegter. In manchen Ortschaften, besonders in der Nähe deutscher Ansiedlungen haben es die prickelnden Melodien des Walzerkönigs Johann Strauß dem Rumänen angethan; recht tabellos bringt er auch den Drehtanz im Dreivierteltact „an der schönen blauen Donau“ zu Stande. Das mehrstimmige Trinklied, wie überhaupt Lieder mit harmonischer Vocalbegleitung kommen beim rumänischen Landvolke erst in neuester Zeit zu einiger Geltung.

Die dritte Hauptgruppe der rumänischen Volkslieder bilden jene, welche zur Weihnachtszeit — colinde, cântece de stea, colinde cu Vişliemul, zur Zeit des Sa res-

wechsels — colinde de anul nou, und der Erscheinung Christi (Jordansfest) — colinde de botez gesungen werden. Auch gibt es Kinderspiellieder, die zur Osterzeit erklingen — colinde de paști. Die Melodien und der Inhalt dieser Lieder variiren nach den verschiedenen Ortschaften, ihr charakteristisches Merkmal ist Ernst und Frömmigkeit.

Sinnige, sinn-, auch humorvolle Volksdichtungen werden bei den Hauptmomenten der rumänischen Hochzeitsfeier von den Brautführern halb singend declamirt.

Zu den gebräuchlichsten Musikinstrumenten der Rumänen in der Bukowina zählt man außer der Geige, dem Cymbal und dem Basse noch den fluer, eine einfache Rohrflöte, den naierul, eine Art Panflöte, mit chromatisch gestimmten Rohrpfifen, die cobza oder lauta, ein lautenartiges Saiteninstrument, dem man die Töne mittelst eines Federkiesels (plectron) entlockt, den nunmehr selten gewordenen Dudelsack — cimpoi und den ciurul, eine Art Tamburin mit Schellen und Glöckchen.

Viele Lautars, das sind Naturmusikanten, die von Musiknoten keine Idee hatten und Zigeuner-Musikbänden vorstanden, erfreuten sich durch ihr geübtes Violinspiel einer gewissen Berühmtheit. Mosz Nikulai von Suczawa ist durch sein seelenvolles Spiel

der Bedeutendste. Neben ihm verdienen auch Angel und Grigori von Suczawa erwähnt zu werden. Diese braunen, fahrenden Leute belebten durch ihr Spiel die Feste des Adels, der Geistlichkeit und des Volkes; ihr Ruf ging weit über die Grenzen des Landes, und oft erklang ihre wehmüthige doina oder ihre zündende Tanzmusik in der benachbarten Moldau, in Siebenbürgen, Galizien und Bessarabien, wo sie auf ihren Kreuz- und Querfahrten reichlich goldene Ernte hielten. Ihre zum Herzen sprechenden Hochzeitslieder, ihre elegischen volksthümlichen Doinas, ihre schwermüthigen und doch feurigen Horas hört man nur noch fragmentarisch und von ihrem alten Schwung und Zauber ist nun jede Spur verschwunden.

Bukowina.



Lautar Mosz Nikulai aus Suczawa.

Die Epigonen dieser Musikanten haben mehr Sinn für moderne Gassenhauer, als für die schönen schwermüthigen Nationalweisen. In neuerer Zeit haben Judenmusikbänden (zu Sereth, Sadagóra, Wiznit u. a.) die Leistungen der braunen Musikanten in den Schatten gestellt. Die Holzharmonika, nur bei jüdischen Musikbänden in Anwendung, ist ein Holzschlaginstrument mit chromatisch gestimmten, lose verbundenen Fichtenhölzchen, ruht auf einem Tischchen auf Strohhalmen und wird mit zwei Holzhämmerchen geschlagen.

Die bedeutendsten heimatlichen Componisten rumänischer Lieder, Saloncompositionen und der Tanzmusik sind außer den an anderer Stelle bereits erwähnten noch: Aleko von Petrino, Professor Stefan Nosiewicz, Tudor Ritter von Flondor, Constantin Ritter von Buchenthal, Adalbert Grimaly u. a. Die Vereine: Armonia, Academia ortodoxă und Lumina machen sich um die Pflege des älteren rumänischen Volksliedes und der neueren Vocalcompositionen für Solo und Chor verdient. Die Volksschule bildet in neuerer Zeit ein bescheidenes, trauliches Heim für das bukowiner Volkslied.

Musik der Ruthenen. — Poesie und Musik liegen dem Ruthenen im Blut; für alle Phasen des Lebens, für Freud und Leid besitzt er seine eigenen Lieder. Der Rhythmus derselben ist theils ein getragener, theils wieder ein rascher, voll sorgloser Lebensfreudigkeit. Die Melodien sind einfach und lassen sich leicht harmonisch begleiten.

Den vornehmsten Platz unter den Volksliedern der Ruthenen nimmt die *duma* und *dumka* ein. Die *duma* ist ein episches Männerlied, dessen Wendung und Diction lebhaft an die schottische Volksballade erinnert. Der melodische Ausdruck derselben ist ein klagendes Echo erlittener Schmach, ein schmerzlicher Wiederhall erduldeten Glends und Erniedrigung, ein wimmerndes Achzen, ein Todesseufzer. Hieher gehören alle Liebes-, wie auch Witwen- und Waisenklagen. Die nächste größere Abtheilung der ruthenischen Volkslieder bilden die Tanzlieder der Huzulen, der Tiroler des österreichischen Ostens, und die Scherzgesänge. Der eigentliche Huzulentanz ist die *kołomyjka*. Die stürmische Tanzweise bewegt sich im Zweiviertel-Takt, die musikalische Periode besteht gewöhnlich aus acht bis sechzehn Tacten und ist in melodischer Hinsicht recht eigenartig. Über die *kołomyjka*, auch *Huculka* genannt, schreibt Haquet in seinen Reiseberichten durch die nördlichen Karpathen (Nürnberg 1794). „Das Allermerkwürdigste bei diesem Tanz ist, daß der Tänzer beinahe auf der Erde hockt und wie ein Frosch mit der Tänzerin herumhüpft, daß er auch alsdann seine Art (*toporec*), die er am Ende des Stils hält, klasterhoch in die Höhe wirft und sie doch wieder fängt.“ Im innigen Zusammenhange mit diesem Tanze steht das Lied, welches gewöhnlich aus vier bis acht Zeilen besteht. Lieder solcher Art zählt man nach Tausenden. Die *szumka* ist ein fröhliches Lied humoristisch-satyrischen Inhaltes. Hier je ein Beispiel einer *dumka* und *kołomyjka*.

*Largo. Duma.*

Musical score for "Largo. Duma." in C major, common time. The score consists of three staves. The first staff begins with a piano (*p*) dynamic. The second staff features a forte (*f*) dynamic. The third staff returns to a piano (*p*) dynamic. The piece concludes with a double bar line.

*Allegro. Kotomjka.*

Musical score for "Allegro. Kotomjka." in D major, 2/4 time. The score consists of six staves. The dynamics are marked as forte (*f*), fortissimo (*ff*), forte (*f*), mezzo-forte (*mf*), and fortissimo (*ff*). The piece concludes with a double bar line.

Zu den Nationaltänzen zählt man noch den Burschenhalbkreistanz, den arkan und hajduk (walachischen und serbischen Ursprungs), den kozaczok (Kozakentanz), der in Paaren getanzt wird, die woloska (walachischen Rundtanz) u. a. Der Tanz des ruthenischen

Glachländers am Pruth und Dniestr ist nicht so temperamentvoll als jener des Karpathenbewohners, es fehlt demselben die leichte Beweglichkeit, der nöthige Schwung, die übersprudelnde, sorgenvergeßende Lebenslust. Außer diesen Liedern und Tänzen besitzt der Ruthene Bukowinas seine Feiertagsgesänge: die koljady (Weihnachtslieder), die szecedriwky (Jordanslieder), pisni na malanku (Lieder für den Abend vor dem neuen Jahr), hajiwky (Ostern-, Frühlingslieder), rusalky (Pfingstlieder). Ferner gibt es noch Wiegen-, Tauf-, Freier-, Hochzeitsgesänge, Todtenklage-, Ernte-, Spinnabend- und Spiellieder.

Die Spielleute des ruthenischen Volksstammes gebrauchen dieselben musikalischen Instrumente wie jene der Rumänen, die kobza und das nair ausgenommen. Im Volke ist die dremba, die Manteltrommel, sehr verbreitet, auch versteht der Bauernburche Melodien, auch Liedchen momentaner Inspiration auf einem Weiden- oder Weichselblatte wie auf der Clarinette zu spielen, indem er dasselbe zwischen die Lippen steckt und durch Blasen in Vibration versetzt. Die lyrwa, das Instrument der blinden Bettler, der sogenannten lyrwak's hat im länglichen Schallkörper zwei Saiten, welche durch ein eingeharztes, mit einer Kurbel gedrehtes Rädchen gestrichen werden. Die dickere Saite behält immer ihre Grundstimmung, die zweite dünnere hingegen erzeugt mittelst einer primitiven Tastatur die nothwendigen grellen Melodietöne. Die Lieder dieser blinden Volksbarden sind zumeist recitative Declamationen, deren Text der Sage, der Tradition, der Legende und dem Heidenthume angehört. An Kreuzwegen, an Wallfahrtsorten, auf Jahrmärkten und an Kirchweihfesten hört man diesen eintönigen Klagegesang.

Die Ausübung der Tanzmusik besorgten bisher ausschließlich die Zigeuner; seit einiger Zeit tauchen auch Musikanten aus dem Volke auf. Der Dudelsack und das Tambourin kommen auch hier vereinzelt vor.

Gesellschafts-, Trink- und Erntelieder, sowie auch andere Gesänge singt das ruthenische Volk oft mehrstimmig, und man muß staunen, wie es instinctiv die richtige Harmonie herausfindet. Ein solches Volkschorlied, welches im ganzen Lande (auch in Galizien) gesungen wird, sei zum Schluß in vollem Umfange mitgetheilt.

*Moderato.*

Бо - дай ся ко - гуть зпу - дивъ, що ме - не ра - но збу - дивъ,

*p* *mf*

ма - ла - я пѣч - ка ма - ла, в - щемъ ся не вы - спа - ла.

Бодай ся когуть збудивъ,  
 Що мене рано збудивъ,  
 Малая пѣчка мала,  
 Щемъ ся не выпала.

Причини Боже ночи  
 На мой чорной очи,  
 Причини у другую  
 На мене молодую.

Казала менѣ мати  
 Зелене жито жати,  
 А я жита не жала  
 Въ бороздоньцѣ лежала.

Казала менѣ мати  
 Съ хлопцями погуляти,  
 Погуляй собѣ доню,  
 Я тобѣ не бороню.

А я собѣ гуляю,  
 Якъ рыбка по Дунаю,  
 Якъ рыбка съ оконцями,  
 Я молода съ хлопцями.

Daß sich der Hahn doch möcht' zu Tode krähen,  
 Der mich so zeitlich aus dem Schlummer weckt!  
 Es ist die Nacht so kurz, so kurz,  
 Noch hab' ich mich nicht ausgeruht!

Oh, gäbe Gott der Nacht doch etwas zu  
 Für meine schwarzen Augen,  
 Gäb' er nur noch ein Stündchen zu  
 Für mich, die ich so jung noch bin.

Es hieß die Mutter mich  
 Das grüne Futter mähen,  
 Ich mähte aber nicht,  
 Ich ruhte in der Furche.

Es hieß die Mutter mich  
 Zum Tanz geh'n mit den Burschen,  
 „Tanz', tanz', mein Töchterlein,  
 Ich will es dir nicht wehr'n“.

Da tanzt' ich frisch drauf los,  
 Wie's Fischlein tanzt im Fluße,  
 Wie's Fischlein tanzt mit Freunden:  
 So mit den Burschen tanzt' ich, junge Maid!

Die akademischen Vereine Sojuz, Bukowyna und der ruthenische Bürgerverein Czitalnia miszczanska pflegen mit Eifer und Erfolg den ruthenischen weltlichen Chorgesang.

Im Jahre 1862 wurde dank der rastlosen und unverdrossenen Thätigkeit des k. k. Notars Dr. Carl Wexler der Verein zur Förderung der Tonkunst in der Bukowina gegründet, der fünfzehn Jahre später sein eigenes Heim in der Landeshauptstadt (Rudolfsplatz) bezog. Der große Aufschwung musikalischen Strebens datirt aber erst vom Jahre 1874, als der Musikdirector Adalbert Hřimaly die artistische Leitung des Vereines übernahm, welcher die Pforten dieses Kunsttempels der ernstesten, klassischen Musik, den Tonschöpfungen berühmter Meister eröffnete und noch heute mit unermüdlichem Eifer auf die Pflege und